Herrin und Dienerin.

Zweiter Band.

Herrin und Dienerin.

Eine Erzählung aus dem häuslichen Leben

von

der Verfasserin von „John Halifax“.

Aus dem Englischen

von

Sophie Verena.

Autorisirte Ausgabe.

Zweiter Band.

Leipzig,
Voigt & Günther.
1863.

Erstes Kapitel.

Am nächsten Morgen, als Elisabeth mit diesem heiteren, sorglosen Gesichtsausdruck — den die, welche viel um Kranke sind, bemüht sein müssen sich anzueignen — Fräulein Leaf überredete, ruhig im Bett zu bleiben, hörte sie an die Thür klopfen, und ersann einen Vorwand, um schnell zu enteilen. Sie wußte, wer gekommen war.

Ja, im Wohnzimmer saß Hilary. Frau Jones sprach eifrig zu ihr, obgleich sie kaum zu lauschen schien. Daß sie trotzdem Alles gehört, war klar; ihr bleiches, erschrockenes Gesicht, die fest verschlungenen Hände zeigten deutlich, wie hart die böse Kunde sie getroffen habe.

„Entfernen Sie sich, Frau Jones!“ rief Elisabeth zornig. „Fräulein Hilary wird Sie rufen lassen, wenn sie Ihrer bedarf.“

Und mit einer geschickten Bewegung, die freilich mit einem kleinen Stoß etwas Aehnlichkeit hatte, befand die Wirthin sich in der offenen Thür, welche Elisabeth hinter

ihr schloß. Als sie Beide allein waren, streckte Hilary ihre Hände über den Tisch, eine Bewegung, welche fast Verzweiflung ausdrückte, und blickte mit einem fragenden, unendlich kummervollen Blick ihrer Dienerin ins Gesicht.

O, sie hatte Niemand als dieses arme, schlichte Mädchen, von dem sie Trost und Mitgefühl bei diesem schweren Schlag, dieser tiefen Demüthigung erwarten konnte. Hier gab es keine Verstellung, kein Heimlichthun zwischen Herrin und Dienerin.

„Frau Jones hat mir Alles erzählt, Elisabeth. Wie geht es meiner Schwester? Sie weiß noch nichts — oder hat auch sie das Schreckliche schon vernommen?“

„Nein, Fräulein. Sie befindet sich heute viel wohler. Die ganze Woche über war sie recht leidend, doch ich durfte nicht nach Ihnen schicken. Jetzt aber geht es zur Besserung, davon bin ich überzeugt.“

„Gott sei gedankt!“ rief Hilary jetzt weinend aus.

Auch Elisabeth war dankbar, selbst für diese Thränen, denn der Ausdruck unendlichen Jammers, mit dem die starren, trockenen Augen auf sie geblickt hatten, war furchtbar gewesen. Für einen so herzzerreißenden Schmerz schien ihr die Ursache zu geringfügig.

Und der Grund dazu lag auch tiefer. Nicht nur Askott's Verhaftung machte Hilary so elend — mancher junge Mann ist durch Schulden dahin gekommen, und gerade durch die harte Lehre für immer gebessert worden; nein, es war der verhängnißvolle „Anfang des Endes“, der Hilary so heftig erschütterte. Wie viele Männer ihrer Familie waren schon zu diesem „schreck-

lichen Ende" gelangt, das gleich einem angestammten Uebel unter den Leaf's fortzuerben schien.

Eine zweite Ursache zu dem bitteren Weh war der Gedanke, was Robert Lyon sagen würde. Wer wagt es Hilary darüber zu tadeln; wenn ein Gefühl wirklich Liebe ist, so ist es nur natürlich und recht, daß die Liebenden bei Allem was den Einzelnen trifft, zuerst des Anderen gedenken. Ja, was würde Robert sagen? Dieser redlichen, echt schottischen Natur war Armuth nichts, Ehre Alles. Sie wußte, daß sein Abscheu vor Schuldenmachen dem ihrigen gleich kam. Diese Gewißheit und der feste Glaube, er sei frei von jedem falschen Stolze, hatte ihre ersten Zweifel, daß er in ihrer jetzigen Stellung geringer von ihr denken könnte, siegreich niedergeschlagen. Hilary war überzeugt, er würde sich ihrer nicht schämen, sähe er sie an ihrem hohen Pulte bei den Rechnungsbüchern sitzen, oder wohl gar einmal mit im Laden verkaufen.

Wie oft hatten manche Dinge, die sie für ihre Person leichter genommen haben würde, sie in seiner Seele tiefer berührt, weil sie wußte, wie er dadurch verletzt und gekränkt worden wäre. Der ebenso schöne als natürliche Gedanke, welchen Tennyson poetisch verherrlicht hat:

„Wenn ich erst Einem theuer bin,
Muß ich mir selbst viel werther sein,"

war ihr oft genug in den Sinn gekommen, freilich auch bei prosaischen und praktischen Dingen und hatte sie verhindert, ihre kleinen, weißen Hände durch unnütze harte

Arbeit zu verderben, oder sie abgehalten, manche übelberüchtigten Straßen und Durchgänge zu betreten, selbst wenn diese ihr die oft so weiten Wege abgekürzt hätten, weil sie wußte, wäre Robert in London gewesen, so würde er ihr niemals gestattet haben, dort zu gehen. Aber was bedeutete das jetzt Alles? Wozu sollte sie jetzt noch sorgsam sein bei so geringfügigen Dingen? Seit diesem furchtbaren Schlage war ja doch Alles, Alles vorbei. — Das waren nur kleine, äußerliche Erniedrigungen, die wahre Entehrung kam von innen heraus. Die eine große Wunde, welche schon lange der Familie geschlagen war und vernarbt schien, hatte sich wieder geöffnet. Jetzt begann von Neuem dieser heiße, bittere Kampf mit Sorge, Noth, Schande, der nun schon durch Generationen von den Frauen der Familie Leaf geführt wurde und ein jammervolles Leben über sie verhängt hatte.

Es schien fast gleich einem Fatum. Nutzlos, zu versuchen sich davon zu befreien, indem sie die Arme nach Robert Lyon ausstreckte, an seinem starken, redlichen, zärtlichen Herzen beschützt, geliebt und glücklich zu sein. Für sie giebt es kein Glück auf Erden! Ihr bleibt nichts als zu dulden, zu ertragen, bis das Ende kommt.

Dies waren zuerst Hilary's Gedanken und Empfindungen — bitter, krankhaft düster vielleicht, doch gewiß entschuldbar. Die Aufregung hätte wohl noch länger gewährt — obgleich in ihrer vollkommen frischen, gesunden Natur kein langes Bleiben für dieselbe war — wenn nicht die Reaction schnell und plötzlich eingetreten wäre, durch Johanna's unerwartetes Erscheinen verursacht.

Obwohl die älteste Schwester blaß aussah, so war sie doch weder aufgeregt noch ängstlich; da sie gehört, Hilary sei unten, hatte sie sich schnell angekleidet, um durch ihr Fortbleiben ihr Kind nicht zu erschrecken. Und als sie nun ihren Liebling ans Herz zog und die frische Wange mit jenen mütterlich zärtlichen Küssen bedeckte, den süßesten, welche Hilary bis jetzt kennen gelernt, da schwand die nagende, bittere Seelenpein aus des armen Mädchens Brust.

„O, Johanna, ich kann Alles tragen, so lange ich Dich habe!“

Und dann theilte sie ihr in der stillsten, einfachsten Weise das Leid mit, welches Askott über sie gebracht hatte.

Nachdem es nun kein Geheimniß war, schien es nicht mehr halb so entsetzlich, und die Kunde traf Johanna weniger niederschmetternd als Hilary und Elisabeth gefürchtet. Sie vernahm sie mit großer Fassung, man hätte glauben mögen, sie habe schon darum gewußt, wenn sie es nicht entschieden abgeleugnet.

„Du hättest Dich nicht so zu ängstigen brauchen, um mir das Ganze zu verschweigen, obgleich es sehr gütig und vorsorglich gehandelt war. Du hast unsertwegen schon manches Schwere durchgemacht, mein armes Mädchen.“

Elisabeth schluchzte leise, nahm sich jedoch bald zusammen.

„Nein, nein, sei ruhig, Du kannst mir das Fehlende ein anderes Mal erzählen“, sagte Johanna sehr liebreich, denn die ungewöhnlich tiefe Bewegung ihrer Die-

nerin rührte beide Schwestern. „Geh jetzt und besorge etwas Frühstück für Fräulein Hilary!“

Nachdem Elisabeth sich entfernt hatte, wandten die Schwestern sich zueinander. Sie sprachen nicht viel. Wozu hätte es auch genützt? Beide kannten ja nun das Schlimmste, sowohl die Thatsachen als ihre eigenen, weitergehenden Befürchtungen.

„Was soll geschehen, Johanna?“

Nach einer langen Pause erwiderte die Gefragte:

„Ich sehe nur einen Ausweg — ihn befreien.“

Hilary sprang auf und maß das Zimmer mit schnellen Schritten.

„Nein, nein, Johanna. Darin willige ich nicht. Wir können ihm doch nicht helfen, ihn nicht retten. Und er verdient auch keine Hülfe. Wenn er die Schulden aus wirklichem Mangel gemacht hätte, um sich Speise und die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen, es wäre etwas Anderes — aber für Luxusartikel, elegante Kleider solche Summen zu verschwenden! Du weißt doch, daß sein Schneider ihn festnehmen ließ. O, ich würde eher in Lumpen einhergehen, möchte lieber uns Alle in Lumpen sehen, als so etwas thun. Es ist selbstsüchtig, niedrig, feige von Askott, und ich verachte ihn. Ja, obwohl er mein Neffe ist, das Kind meines eigenen Bruders, ich verachte ihn doch.“

„Hilary!!“

„Nein“ — und glühende Thränen entströmten den flammenden Augen — „nein, ihn selbst verachte ich nicht. Ich bedaure ihn mehr, denn er hat trotz seiner Fehler manches Gute, aber seine unverzeihliche Schwäche

und Leichtfertigkeit verachte ich. Es macht mich zornig, wenn ich denke, wie wir Alle darunter leiden werden, und besonders Deinetwegen, Johanna. O, welchen Nutzen hätten Dir die dreißig Pfund bringen können, welche Bequemlichkeiten und Stärkungen konnte ich damit für Dich beschaffen!"

„Gott wird auch ferner für mich sorgen. Und glaube mir, mein armes Kind, ich fühle recht gut, daß der Schlag Dich härter trifft, ich bin ja an derartige Leiden mehr gewöhnt."

Schaudernd schloß sie ihre Augen, als ob sie jene schrecklichen Zeiten noch einmal durchlebe, da Henry Leaf's Gattin und älteste Tochter Mittagsgesellschaften bei sich sehen mußten, bei denen die Speisen ihnen im Halse stecken blieben, als ob jeder Bissen gestohlen sei, wie es denn schließlich auch gewesen, wenn auch die armen Frauen unbewußt Diebe waren — jene Zeiten, als sie und die Kinder Kleider trugen, welche sie zu vergiften schienen gleich dem Hemd von Dejanira, als sie gewisse Straßen und einzelne Läden nicht zu betreten wagten, aus Furcht, daß die Verkäufer mit Fingern auf sie weisen oder wohl gar sagen könnten: „Zahlt uns, was Ihr uns schuldet!"

Es waren furchtbare Erinnerungen, doch Johanna bekämpfte sie und sagte gefaßt:

„So schlimm wie damals wird es nicht wieder werden, Hilary. Askott ist jung, er mag sich bessern. Ja, mein Kind, der Mensch kann sich bessern; und er ist ja so ganz anders als sein Vater und Großvater erzogen worden. Wir dürfen nicht gleich verzagen. Komm

her zu mir, mein Liebling!" Und indem Hilary vor Johanna niederknieete, faßte diese ihre beiden Hände mit sanftem und doch festem Druck, als ob sie etwas von ihrer eigenen Ruhe in der Schwester Herz senken möchte, das einen harten Kampf kämpfte, wie junge, redliche und ungestüme Herzen sich stets gegen etwas auflehnen, das ihrer eigenen edlen Natur so ganz zuwider ist. „Hilary, bedenke, er ist unser Neffe, unser geliebter Knabe, unser eigen Fleisch und Blut! Wir haben sehr thöricht gehandelt, ihn so lange von uns zu lassen. Hätten wir ihn in Stowbury behalten, möchte er besser geworden sein. Aber er ist jung, darin beruht meine Hoffnung für ihn, und er liebte seine Tanten stets, dies Gefühl wird nicht erstorben sein."

Hilary lächelte trübe. „Thaten, nicht Worte — ich glaube seinen Worten nicht mehr."

„Nun so wollen wir Glauben und Hoffen jetzt zur Seite legen und nur handeln. Laß uns ihm noch eine Gelegenheit geben, sich zu ändern, zu bessern!"

Hilary schüttelte den Kopf. „Noch einmal — und noch einmal — und dann noch ein einziges Mal — und es bleibt doch stets dasselbe. Ich sehe voraus, wie es kommt. Ich weiß nicht, Johanna, wie es zugeht, aber gerade wenn ich auf Dich blicke, fühle ich mich so aufgebracht und hart gegen Askott. Es scheint mir Verhältnisse zu geben, da dieses endlose Mitleid für den Einen, die schwerste Ungerechtigkeit gegen einen Anderen ist. Es giebt Umstände, unter denen es recht und erforderlich ist, lieber einen kranken, verdorrenden Zweig abzuhauen, als den ganzen Baum zu Grunde zu richten.

Ich könnte wenigstens so handeln, und ich würde mich für gerechtfertigt halten es zu thun."

„Doch jetzt noch nicht. Er ist ja nur noch ein Knabe — unser lieber, schöner Knabe!"

Und die beiden Frauen, in deren Herzen mütterliches Fühlen und Lieben lebte, die aber in der einen noch nicht den rechten natürlichen Ausfluß gefunden hatten, und bei der anderen schwerlich mehr finden würden, sie weinten über den unglücklichen Jüngling, fast wie Mütter weinen.

„Was sollen wir aber thun?" fragte Hilary endlich. „Dreißig Pfund bezahlen und es ist nicht ein überflüssiger Penny in unserer Kasse! — müssen wir borgen?"

„Nein, nein! nur nicht borgen!" lautete die Antwort, von einem Schauder begleitet. „Wir besitzen ja noch den Diamantring."

Dieser Ring war ein Erbstück, das stets an die älteste Tochter der Familie fiel und das selbst in den Tagen bitterster Noth mit einer Art Aberglauben als unveräußerlich festgehalten wurde. Das letzte Mal, als Johanna ihn bewunderte, sagte sie scherzend, später solle er jener höchst wichtigen Person geschenkt werden, von der die drei Tanten schon seit Jahren sprachen — der Gattin ihres Neffen, Frau Askott Leaf.

„Wir müssen uns ohne ihn behelfen", sagte Johanna, indem sie traurig auf den schönen Ring blickte. „Sie kann ihn nun nicht haben — wenn er jemals heirathet, der arme Junge."

„Ehe er nicht gründlich gebessert ist, wird er es

hoffentlich nie thun", entgegnete Hilary leise. Und dann kam ganz unwillkürlich der verzweiflungsvolle, schreckliche Gedanke über sie, daß es gewiß besser wäre, wenn weder Askott noch sie heirathete, damit die Familie ausstürbe und die Welt nicht mehr beschwerte.

Dessenungeachtet erhob sie sich, um zu thun, was gethan werden mußte und nur durch sie geschehen konnte.

„Um mich sorge Dich nicht, Johanna, ich ängstige mich nicht. Ich werde zu einem der ersten, als redlich bekannten Juweliere gehen, er wird mich nicht betrügen und dann suche ich mir den Weg nach jenem Hause. Manche arme Frau wird vor mir dort gewesen sein, und ich bin überzeugt, Niemand wird mir Leids zufügen. Ich denke, ich sehe anständig und redlich aus, trotzdem ich den Namen Leaf trage."

Das wehe, bittere Lachen, welches diese Worte begleitete, wurde durch eine feste, warme Umarmung Johanna's erstickt; und als Hilary ihr Haupt von der Schwester Herz erhob, war sie wieder ruhig wie immer. Sie rief Elisabeth, ihr die Aufträge und Besorgungen für das Hauswesen in der gewohnten Art zu ertheilen, sagte dann Johanna ganz wie sonst Lebewohl, und verließ diese, still und friedlich auf dem Sopha liegend.

Elisabeth folgte der geliebten Herrin bis zur Thür. Hilary forderte von ihr die Karte, auf welcher Askott seinen jetzigen Aufenthalt vermerkt hatte, und obgleich das Mädchen kein Wort sagte, so lagen doch in ihren treuen, besorgten Augen viele Fragen.

Die Herrin klopfte sie sanft auf die Schulter und sprach gütig wie immer zu ihr:

„Sei nicht ängstlich um mich, Elisabeth, mir wird nichts Schlimmes geschehen.“

„Es ist ein so häßlicher Ort — ein so schreckliches Haus, sagt Frau Jones.“

„Wirklich?“ Theilweise, doch nicht ganz ahnte Elisabeth die Gefühle, welche Hilary einen Moment zurückbeben ließen, selbst vor dem, was als Pflicht vor ihr lag, und ihr Antlitz erst mit flammender Röthe und dann mit fahler Blässe überzogen. Ja, nur die Pflicht konnte sie zu diesem Gange ermuthigen. „Hilft Alles nichts, Elisabeth, ich muß gehen. Pflege meine Schwester gut!“

Sie lief die Treppenstufen hinab und ging schnell über den Platz. Es war ein kalter, klarer, sonniger Tag; ein Tag, der Hilary stets ruhig, ja heiter stimmte. Trotz aller ihrer Sorgen und Kümmernisse besaß sie Jugend, Gesundheit und Energie; und eine reine, treue Liebe lebte gleich einem schützenden Engel in ihrem Herzen. Um wahr zu sein, muß ich bekennen, daß noch ehe Hilary einige Straßen durchwandert hatte, sie sich nicht mehr so ganz elend und niedergedrückt fühlte.

Liebe — die Liebe, von welcher ich spreche — ist ein wundervoll köstliches Gefühl; vielleicht das herrlichste Gut, was es in der Welt giebt. Die Kraft, die Heiterkeit, das wirkliche Glück, welche sie verleiht, selbst in den schwersten Zeiten, grenzen oft ans Fabelhafte.

Als Hilary wartend in dem Juwelierladen saß, wurde sie Zeuge einer kleinen Episode aus dem vornehmen Leben; ein reiches Brautpaar wählte das Silbergeschirr für die künftige Einrichtung aus. Wie hochmüthig und

nichtachtend die Braut sich benahm, und wie ihr Verlobter so ganz gewöhnlich aussah, den Stempel jener geistigen Niedrigkeit und Armuth tragend, der gerade durch feine, gewählte Kleidung noch mehr hervortritt. Und dabei dachte Hilary — o, mit welcher Wonne! — an jene kräftige Mannesgestalt mit dem biederen Antlitz, an jenes treue, unverdorbene Herz, das, sie war sicher, nie eine Frau außer ihr geliebt hatte, an jene warme, feste Hand, die sich ihretwegen mühselig den Weg durchs Leben bahnte und nicht eher die ihrige fordern wollte, bis es frei und offen geschehen konnte, um der Geliebten Alles zu bieten, was sie sich erworben. Nein, sie würde Robert Lyon mit seiner Armuth, seinen unsicheren, traurigen Aussichten, denen vielleicht nie ein besseres Ziel winkte, nicht für den „reichsten Bräutigam" unter der Sonne vertauscht haben.

Unter dieser Sonne — der alltäglichen Sonne, welche Jahr aus Jahr ein die ganze Welt und also auch London bestrahlte, ging Hilary jetzt so muthig und heiter dahin, als ob sie gar keine Kümmernisse drückten, als ob kein peinliches Zusammentreffen mit Askott ihrer harrte, kein schwerer, demüthigender Gang vor ihr lag, vor dem alles weibliche Gefühl ihrer Natur mit Schauder zurückbebte.

„Robert, mein Robert!" flüsterte sie innig, und plötzlich fühlte sie sich ihm so nahe, daß sie vollkommen ruhig ward.

Möglicher Weise werden sehr kluge, vornehme oder glückliche Personen, welche sich herablassen diese Geschichte zu lesen, sie mit geringschätzenden Blicken be-

trachten und sie uninteressant und unideal finden, indem sie von kleinlichen Dingen und gewöhnlichen, alltäglichen Menschen, ja sogar von „armen Leuten" handelt. Ich kann es nicht ändern. Ich schreibe gerade für die Armen, nicht um das Mitleid der Reichen für sie zu erwecken, sondern um ihnen ihre eigene Würde und die lichte Seite der Armuth zu zeigen; denn sie hat ihre lichte Seite, und selbst mit ihren Schatten, wenn diese nicht noch durch Sünde dunkler werden, ist sie heller als manches äußerlich glänzende Leben.

„Besser eine Schüssel Gemüse zu Mittag durch Liebe gewürzt, als einen gemästeten Ochsen mit Haß und Neid verzehrt."

„Besser ein Stück trockenes Brot in stiller, friedlicher Hütte, als ein prächtiges Haus mit Zorn und Aerger darin."

Mit diesen beiden wahren und weisen Sprüchwörtern — welche Alle anerkennen und an die doch kaum ein Einziger wirklich zu glauben scheint, denn sonst würden die Menschen etwas anders handeln — verlasse ich Johanna Leaf, ruhig in ihrem einsamen Wohnzimmer sitzend, Strümpfe für ihr Kind strickend, wobei sie manchen sich kreuzenden Gedanken mit in das Gewebe einflocht, doch trotz ihres Denkens und Sinnens nicht eine Masche fallen ließ. Indessen wanderte Hilary fröhlich und muthig durch die ihr unbekannten Straßen, um den „schlimmen Ort" zu finden, dessen Namen sie früher kaum gehört, und den sie nun aufsuchen mußte. Eines wußte sie — und die feste Ueberzeugung machte sie stolz — hätte Robert eine Ahnung gehabt von all den Sor-

gen, die sie befallen, von dem schweren Schritt, den sie zu thun genöthigt ward, er würde die sie trennenden Meere und Länder durcheilt sein, würde das schon erworbene Vermögen, alle besseren Aussichten für die Zukunft, welche das einzige Freudige in seinem jetzt so harten Loose waren, aufgegeben haben, um statt ihrer den Kampf mit den ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen, um sie vor jedem Ungemach zu schützen, alles Schwere auf sich nehmend.

Alle Einzelheiten der Geschichte dieses traurigen Tages will ich nicht erzählen. Hilary selbst sprach nicht davon, bis sie nach Jahren an einem treuen Herzen ruhend den Hergang unter Thränen erzählte, und dieses Herz sich gelobte, daß so lange Leben in ihm wäre, sie nie wieder so Peinliches erdulden sollte.

Askott kam nach Hause — oder besser wurde dorthin gebracht — sehr demüthig, zerknirscht und dankerfüllt. Niemand als seine Tante Johanna war da, ihn zu empfangen, und sie küßte ihn schweigend, und bat dann, er möchte sich näher zum Feuer setzen, denn er zitterte und war blaß vor Kälte. Es standen sogar Thränen in seinen schönen Augen, und seit seiner Kindheit hatte Niemand Askott weinen sehen. Daß er tief bewegt war, so tief wie seine Natur es zuließ, unterlag keinem Zweifel. Damit waren die beiden Tanten zufrieden und fühlten sich sogar erleichtert und hoffnungsvoll; sie räumten ihm den wärmsten Platz am Kamine ein, brachten ihm seinen Thee, und machten ihm nicht den leisesten Vorwurf, ja sie sprachen sogar von ganz

gleichgültigen Dingen, um jede Verlegenheit aus dem Kreise zu bannen.

Da Hilary alles Peinliche, welches sich auf diese traurige Angelegenheit bezog, vor Selina's Zurückkunft beendet wünschte — denn sie fühlte mit richtigem Tacte, daß Selina nicht mehr dieselben Interessen mit ihnen theilte und daß es besser sei, ihr wenn möglich das Ganze zu verschweigen — so fragte sie Askott nach dem Thee, ob er auch nicht vergessen habe, was sie heute noch thun müßten.

„Heute noch arbeiten? Ach, Tante Hilary, ich bin so erschöpft. Laß mich nur diesen Abend in Ruhe! Montag will ich Dir alle Papiere bringen.“

„Montag ist es zu spät; da bin ich nicht mehr hier. Und Du weißt, ohne meine vorzügliche Rechenkunst wirst Du nicht fertig“, sagte sie mit einem schwachen Lächeln. „Askott, sei gut und vernünftig, hole alle die Rechnungen her, damit wir sie zusammen durchsehen!“

„Uebersteigen seine Schulden dreißig Pfund?“ fragte Johanna, nachdem er das Zimmer verlassen hatte.

„Ja, aber der Ring hat fünfzig eingebracht.“

Hilary ging an den Tisch, holte Papier und Schreibzeug und setzte sich nieder, mit einem Ausdruck trüber, dumpfer Ruhe in ihrem Gesicht, der Johanna einen Seufzer erpreßte.

Tante und Neffe verbrachten einige Zeit im Durchsehen jener Papiere und mit dem Zusammenziehen der Totalsumme; es war eines dieser schrecklichen, bedeutungsvollen Rechenexempel, bei dem die Zahlen aufhören, todte

Zahlen zu sein, sondern als rächende Ungeheuer erscheinen, von denen Leben oder Tod abhängt.

„Ist das nun Alles? Weißt Du auch gewiß, daß dies Alles ist?“ fragte Hilary auf die letzte Summe deutend und Askott fest dabei ansehend.

Er flammte auf und fragte, was sie damit meine, sein Wort zu bezweifeln.

„Das sagte ich nicht, aber Du kannst leicht ein Versehen gemacht, etwas vergessen haben. Du bist in Geldsachen so sorglos.“

„Nur zu wahr. Ich bin achtlos, und dadurch komme ich ins Unglück. Doch das soll nun aufhören; ich will so pünktlich und akkurat wie Du werden! Jede Woche, jeden Tag werde ich meine Bücher aufrechnen, gerade wie Du es in jenem schrecklichen Laden thun mußt, Tante.“

So sprach er ganz wohlgemuth dahin, doch Hilary brachte ihn zum Schweigen, indem sie auf die Zahlen vor ihnen deutete.

„Du siehst, die Summe ist größer als wir erwarteten. Wie soll sie bezahlt werden. Denke nach und finde einen Ausweg. Du bist ja nun ein Mann.“

„Das weiß ich“, entgegnete Askott mürrisch; „doch wozu hilft der Name? Geld macht den Mann, und ich besitze keines. Wenn nur der alte Peter Askott jetzt sterben möchte, das heißt, nachdem er mich zu seinem Erben eingesetzt hätte; obgleich Tante Selina da auch wohl ein Wort mitsprechen würde. Eigentlich, da ich doch ihr Neffe bin, könnte ich mich an den alten Geizhals wenden, daß er für mich zahlte. Hurrah! das ist ein glorreicher Gedanke!“

„Welcher?“

„Ich will das Geld vom alten Askott borgen.“

„Weil er also schon genug gegeben hat, möchtest Du, daß er noch mehr gäbe, und Du würdest es nehmen — immer nehmen — Askott, ich schäme mich Deiner!“

Aber der junge Mann lachte nur. „Unsinn! er hat Geld und ich habe keines, weshalb sollte er nicht mit mir theilen?“

„Weshalb nicht?“ wiederholte sie, wobei ihre Augen flammten, die kleine, zarte Gestalt sich höher streckte und während sie sprach, immer stolzer und bedeutender wurde. „Da Du es nicht zu wissen scheinst, will ich es Dir sagen, weshalb sein Geld nicht Dir gehört. Weil ein junger Mann in der Kraft und Fülle der Gesundheit sich schämen sollte eines Anderen Brot zu essen, statt sich das seinige selbst zu verdienen; weil er jede, auch die härteste, schwerste Arbeit thun müßte und alle Vergnügungen und Luxusartikel entbehren sollte, ehe er sich entschlösse Geld zu borgen oder gar Schulden zu machen. Wäre ich ein junger Mann, ich würde zu stolz sein, mich einem Menschen auf solche beschämende Weise verpflichtet zu fühlen.“

„Was für ein allerliebster junger Mann Du sein würdest, kleine Tante Hilary!“

Es lag in Askott's unverwüstlich guter Laune zugleich etwas Aufreizendes und Entwaffnendes. Seine Fehler waren mehr negativ als positiv; in ihm war keine vorsätzliche Bosheit noch wirkliche Schlechtigkeit, nur ein fabelhafter Leichtsinn. Und dabei besaß er jenen wunderbaren Zauber in seinem ganzen Wesen, sowohl

in seinen Worten als Manieren, wodurch es schwer wurde, ihm lange gram zu sein, wenn auch die eigentliche Achtung, das Vertrauen zu ihm schon längst erstorben waren.

„Komm jetzt mit mir, meine kleine hübsche Tante; Du wirst den alten Oger besser zu besänftigen wissen als ich. Und er muß dieses eine Mal noch gefügig gemacht werden. Es klingt recht schön, so von Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu sprechen, ist es aber nicht ein hartes Loos, stets in der Angst zu leben, nach jener abscheulichen, schmutzigen Höhle abgeführt zu werden, in der — Pah! Ich mag gar nicht mehr daran denken, und das Alles um die erbärmliche Summe von zwanzig Pfund. Du mußt wirklich zu ihm gehen, Tante.“

Sie sah selbst ein, daß es keine andere Hülfe gab; auch Johanna war der Ansicht. Und überdies wollten sie ja nur bitten, Askott's Jahrgeld, welches der Pathe ihm vierteljährlich zahlte und welches in drei Tagen fällig war, schon heute zu geben. Dennoch sträubte sich Hilary's biedere, ehrliche Natur so lange gegen den schweren Schritt, weil diese Bitte die bewilligte Zulage statt zu einer Gunst zu einem Rechte stempelte, weil es aussah, als dürften sie verlangen, was doch nur die Güte gewährt hatte. Nur die große Verlegenheit, in der sie sich befanden, konnte sie vermögen einzuwilligen, Herrn Peter Askott's Beistand zu erbitten; da es aber geschehen mußte, so war es besser, sie that es selbst. Hegte sie vielleicht einen leisen Verdacht, ihr Neffe würde nicht die volle Wahrheit bekennen, und diese eine Be-

dingung stellte sie als unerschütterlich hin — ehe Herrn Askott's Hülfe beansprucht wurde, mußte er ohne Rückhalt den ganzen Umfang der traurigen Angelegenheit erfahren.

Mit einem seltsamen, wehen Gefühle nahm sie den Arm ihres Neffen, der ganz in seiner gewohnten Weise schwatzte und lachte und nicht zu ahnen schien, welche Empfindungen sie bestürmten; und gerade diese Leichtfertigkeit drückte sie noch mehr nieder. Schweigend ging sie an seiner Seite durch die Straßen, die theils noch im Dunkel lagen, theils von den Gasflammen erhellt wurden. Sie wußte recht gut, daß er nur ihre Gesellschaft erbeten habe, damit sie die ihm unangenehme Sache statt seiner übernahm, und daß sie ihrerseits ihn nur begleite als eine Art Schutz und Schirm, um ihm das zu ersparen, was zu thun ihr so schwer wurde und sie schon im Voraus demüthigte.

Und doch wurde er prunkvoller Weise das Haupt, die Hoffnung, die Stütze der Familie genannt!

Ach, wie manche Familie hat unter gleichen Verhältnissen einer solchen Täuschung, einem reinen Schemen sich mit lächelnder Miene zu beugen!

Zweites Kapitel.

Herr Askott saß in leichtem Halbschlummer in seinem einsamen Speisezimmer. Sein Gesicht war von dem Genusse des Weines röthlich angehaucht, und auch sein Herz schlug etwas schneller und wärmer, vermuthlich aus derselben Ursache. Dennoch war er nicht etwa „berauscht“ oder gar „betrunken“, solches gewöhnliche Wort ist nur für niedere Leute anwendbar, nicht für reiche Grundbesitzer und vornehme Herrn, welche ein Recht haben, alle Genüsse des Lebens ihr eigen zu nennen. Herr Askott war nicht einmal „lustig“, sondern nur gerade „recht gemüthlich und comfortable“, er befand sich in jener angenehmen, wohlwollenden Stimmung, in welche ältliche Herren, nach einem wohlschmeckenden Mittagessen, gewürzt durch eine gute Flasche Wein, meist gerathen, besonders wenn sie keine höheren, geistigen Genüsse kennen und die Freuden der Tafel ihre liebsten und einzigsten sind. Aber Reichthum und Bequemlichkeit sind auch nicht zu verachtende Dinge. Selbst Hilary war nicht unempfindlich gegen die Schönheit

und Wohnlichkeit dieses warmen, hellerleuchteten Zimmers, das von der Gluth im Kamine mit einem rosigen Schimmer durchstrahlt wurde. Sie liebte so gut wie andere Menschen, von hübschen Möbeln und Sachen umgeben zu sein, weiche, dem Auge wohlgefällige Stoffe zu tragen und in comfortablen Räumen gutschmeckende Mahlzeiten einzunehmen. Wenn sie alle diese Vorzüge mit den ihr nächsten und liebsten Personen hätte theilen und genießen können, so würde sie ohne Zweifel viel glücklicher als jetzt gewesen sein. Trotzdem war sie vollkommen von der heiligen Wahrheit des Ausspruches durchdrungen: „Des Menschen Leben besteht nicht in der Fülle der Besitzthümer, welche er sein nennt“ und obgleich ihr Dasein nach außen hin so dunkel, so voller Entbehrungen, Mühsal und ängstlicher Befürchtungen war, so wußte sie doch, daß sie innen manches Werthvolle besaß, und vor Allem ein Gut, das nicht mit Geld zu erkaufen ist und ohne welches das glänzendste Haus, ja alle Vorzüge und Reichthümer des Lebens mehr als werthlos — geradezu eine Qual sein würden. Indem sie sich in dem schönen Zimmer umschaute, fühlte sie auch nicht die leiseste Regung von Neid gegen Selina, die künftige Besitzerin dieser Herrlichkeiten.

Herr Peter Askott erhob sich bei dem Eintritt seiner Gäste, zog das gelbseidene Taschentuch von seinem schläfrigen Gesichte und bewillkommnete — der Wahrheit gemäß sei's gesagt — seine künftigen Verwandten recht freundlich.

Wie — wie sollte man ihm den Grund ihres Be-

suches mittheilen? Als sie bei dem Wein und Dessert saßen, welche er für sie bringen ließ, und seinen prahlerischen Erzählungen mit halbem Ohre lauschten, da quälte Hilary stets der eine Gedanke, wie sie es dem reichen Manne am Besten beibrächte, daß sie als Bittende gekommen, um von ihm, der Jahre lang den Pathen mit großer Freigebigkeit erhalten hatte, nun noch eine Summe zu erbetteln, damit Askott nicht ins Gefängniß müßte.

Dies war, wie man es auch drehen und wenden mochte, doch der wahre Sachverhalt, und als Minute auf Minute verstrich, ohne daß sie ihrem Zweck näher kamen, erreichte der Zustand innerer Qual in Hilary eine fast unerträgliche Höhe, und Bläße und Röthe wechselten jäh auf ihrem Angesicht.

Askott aber trank seinen Wein und aß die schönen Wallnüsse ganz ruhig und voller Behagen.

Endlich begann Hilary mit einer verzweifelten Kraftanstrengung:

„Herr Askott, ich wünsche mit Ihnen zu sprechen.“

„Sehr gern, ich stehe Ihnen zu Diensten, meine liebe, junge Dame. Wollen Sie mich in mein Arbeitszimmer begleiten? Es ist sehr schön und elegant ausgestattet, Sie können sich selbst davon überzeugen. Und jede Sie betreffende Angelegenheit —“

„Sie sind sehr gütig; doch die Sache betrifft nicht mich, sondern meinen Neffen.“

Und jetzt nahm sie all ihren Muth zusammen, und während Askott sich emsig mit dem Dessert beschäftigte — mindestens war er so gnädig, dabei weniger sorglos

und wohlgemuth auszusehen — theilte sie die volle, bittere Wahrheit mit.

Herr Askott lauschte, anscheinend ohne Erstaunen, gewiß aber ohne eine Bemerkung zu machen. Seine selbstgefällige Beredtsamkeit war verstummt, und sein herablassendes Lächeln schwand mehr und mehr, um einer strengen, abweisenden Geschäftsmiene Platz zu machen. Er zog seine buschigen Augenbrauen finster zusammen, schloß den herunterhängenden Mund, der trotz seiner Gemeinheit jene Festigkeit ausdrückte, welche ihm zu seinen pecuniären Erfolgen verholfen hatte, knöpfte seinen Rock zu und legte die Arme auf den Rücken. Als er so an seinem eigenen Heerde lehnte, umgeben von dem Comfort, den er sich selbst geschaffen, ein Mann, der sich allein seinen Wohlstand verdankte, der sich sein Vermögen redlich und ehrlich durch schwere, mühselige Arbeit verdient, und von jener Zeit an, da er ein armer Laufbursche gewesen, Niemand hatte, der ihm fortgeholfen, als seine eigene Kraft und Tüchtigkeit, und dennoch emporgekommen war, und nun noch Andere unterstützte — da verglich ihn Hilary mit dem ihm gegenübersitzenden schönen, jungen Manne, der trotz aller äußeren Vorzüge ihm so weit nachstand, so tief in seiner Schuld war; und ihr strenges Gerechtigkeitsgefühl gab zu, daß Peter Askott befugt war, mißfällig und verächtlich auf ihren Neffen zu blicken.

„Eine allerliebste Geschichte", sagte er endlich, „doch ich wußte, daß es so kommen würde."

Hiermit schwieg er, denn als Geschäftsmann liebte

er nicht viele Worte, und wenn er wirklich etwas fühlte, so verbarg er das in seiner Brust.

„Ich weiß, wo es hinaus geht, mein feiner, junger Herr" — fuhr er nach einem peinlichen Schweigen fort, während dessen Hilary's Herz hörbar schlug, und Askott in großer Erregung mit seinem Weinglase spielte — „Sie brauchen Geld, und rechnen darauf, ich werde es geben, weil es mir unangenehm sein muß, wenn über die Familie meiner künftigen Frau häßliche, ehrenrührige Geschichten cursiren. So viel ist klar, das kann mir nicht lieb sein, aber ich bin ein zu schlauer Vogel, als daß ich mich damit locken ließe, wer mich fangen will, muß klüger und gewitzter sein."

Tief verletzt und beschämt sprang Hilary auf.

„Herr Askott, das ist unedel", rief sie mit bebender Stimme. „Wir wollen Sie nicht überlisten, nicht betrügen. Sie haben die volle Wahrheit erfahren. Nicht eher mochte ich Ihren Beistand erbitten, bis Sie Alles wüßten. Wenn es irgend ein anderes Hülfsmittel in der ganzen weiten Welt für Askott gäbe, so würden wir Sie nicht belästigt haben. Es ist eine furchtbare Demüthigung."

Möglich, daß in Peter Askott's Herzen doch eine weiche Stelle war, oder daß gerade diese Zeit vor seiner Heirath ihn zugänglicher gemacht, so daß bei der rechten Berührung der sonst so harte Mann milder ward, denn er blickte fast gütig auf das arme zitternde Mädchen und sagte in einem so sanften Tone, wie man selten von ihm gehört:

„Aergern und betrüben Sie sich nicht, mein liebes

Fräulein! Ich werde dem jungen Burschen da geben, was er braucht; Niemand hat Peter Askott bis jetzt geizig genannt. Aber Ihr Neffe hat mich schon genug Geld gekostet, jetzt muß er für sich selbst sorgen. Reichen Sie mir jenes Buch herüber, Askott! Doch beherzigen Sie es wohl, es ist das Letzte, was Sie von mir erhalten!"

Er vermerkte die Nummer und das Zeichen der auszustellenden Anweisung in dem Buche und auf der inneren Seite des Blattes, riß dieses dann heraus und schrieb mit Buchstaben: „Zwanzig Pfund" Datum und Unterschrift, seine Augen mit einem gewissen Stolz auf dem ehrlichen Namen „Peter Askott" weilen lassend, der, wie er wußte, an der Börse und überall einen guten Klang und großen Werth hatte.

„So, Fräulein Hilary. Ich schmeichle mir, das ist keine schlechte Unterschrift, noch eine, welche leicht zu fälschen wäre. Man kann wirklich nicht vorsichtig genug mit Wech— Was bringst Du, John, einen Brief?"

Die Schnelligkeit, mit der er dem Bedienten den Brief fast aus der Hand riß, zeigte, daß dieser von Wichtigkeit sei. Mit einer Art plumper Entschuldigung zog er das Schreibgeräth zu sich heran, schrieb zwei Geschäftsbriefe und füllte mehrere Wechsel aus.

„Hier ist der Ihrige, Askott, nehmen Sie und damit sei es abgethan!" rief er, das zusammengefaltete Papier über den Tisch werfend. „Für solche kleinen, unbedeutenden Dinge habe ich keine Zeit übrig. Entschuldigen Sie, Fräulein, doch es hängen fünftausend Pfund davon

ab, daß ich diese Briefe in Zeit einer Viertelstunde schreibe und fortsende."

Hilary entgegnete einige höflichen Worte, und saß dann mit gesenktem Haupt schweigend da. Doch während sie auf das Kritzeln der über das Papier eilenden Feder und das einförmige Ticken der Stutzuhr lauschte, dachte sie stets von Neuem den einen quälenden Gedanken durch, was in aller Welt aus ihrem Neffen werden solle, wenn dies wirklich die letzte Unterstützung seines Pathen war. Askott seinerseits sprach nicht ein Wort; selbst dann noch nicht, als der reiche Kaufmann, nachdem er die Briefe befördert hatte, sich erhob und seinen Besuch mit einer kurzen, scharfen Ermahnung verabschiedete. Ob das tiefe Schweigen, Aerger, Feigheit oder Scham in sich barg, vermochte Hilary nicht zu errathen.

Mit einem Gefühle nagender Demüthigung, welches fast unerträglich schien, verließ sie das Haus. Dennoch war ja das Schlimmste überstanden, das Geld erlangt und das Gefängniß drohte nicht mehr. Und so seltsam es klingen mag, für Hilary's stolzen, unabhängigen Sinn war es eine Erleichterung, daß Askott fortan seinem Pathen nichts mehr verdanken sollte. Vielleicht würde das Aufhören jeder Unterstützung den jungen Mann zum Gebrauch der eigenen Kräfte zwingen, und sein schwaches, leichtsinniges Temperament zu energischer Thätigkeit umwandeln, vielleicht würden nun die guten Eigenschaften, welche, wie die Tanten immer noch hofften, in ihm schlummerten, zum vollen Leben erwachen.

„Sei nicht kleinmüthig, Askott; wir werden schon sehen, wie wir durchkommen, bis Du endlich Praxis findest. Dann aber wirst Du arbeiten wie ein rechter, tüchtiger Mann, nicht wahr?“

Er antwortete nicht.

„Nein, nein, Du darfst nicht so verzagt sein, mein lieber Junge“, fuhr Hilary gütig fort. „Wer wird in Deinem Alter, gesund und kräftig wie Du bist, verzweifeln! Du hast eine gute Erziehung genossen, Dir hübsche Kenntnisse erworben, und keine Hindernisse sollen Dir Deinen Weg beengen — nicht einmal Deine Tanten. Denn wir wollen Dir gewiß keine Bürde sein, auch nicht mehr wünschen, daß Du in unserer Nähe bleibst. Kannst Du hier keine passende Wirksamkeit für Dich finden, so magst Du getrost als Schiffsarzt oder Militär-Chirurgius außer Landes gehen, wie Du oft gewünscht hast. Du meintest stets, solche Stelle sei leicht zu erlangen. Warum nicht jetzt den Versuch machen? Wir werden in Alles willigen, Askott; unser einziger Wunsch ist, Dich ein thätiges, ehrenhaftes, glückliches Leben führen zu sehen.“

In dieser Weise sprach Hilary und fühlte jetzt viel innigere Theilnahme für den Neffen, der niedergebeugt ihr zur Seite schritt, als da er vor ein Paar Stunden denselben Weg durch sein lebhaftes Gespräch ihr zu verkürzen suchte. Aber alle Bemühungen, ihn aufzurichten, schlugen fehl. Ein seltener Anfall von Entmuthigung oder Mürrischsein war über ihn gekommen, eine Stimmung wie sie an ihm kaum je bemerkt worden, die sich aber bei ihrer Zurückkunft, und als Johanna's fragende

Augen ihn trafen, in wilden, bitteren Worten Luft machte.

„Ja, ja, Tante, es ist geschehen, wir haben das Geld erpreßt, nun aber mag ich getrost in mein Verderben rennen, im Elende umkommen, — wer wird sich fortan um mich kümmern?"

„So schlimm steht es nicht", begann Hilary; „Askott soll von jetzt an nur für sich selbst sorgen und sich nicht stets auf seinen Pathen verlassen. Fasse doch Muth", und sie küßte zärtlich seine reine, edle Stirn — „o, wir werden unseren eigenen, einzigen Neffen nie dem Elende preisgeben. Und diese kleine Enttäuschung, welche Du heute erfahren hast, mit der ist's wie mit den meisten gescheiterten Hoffnungen. Anfangs rauben sie uns gleich einem kalten Bade den Athem, ist aber der erste Schreck überwunden, so fühlt man sich stärker und frischer als vorher."

Askott schüttelte jedoch sein Haupt mit zorniger Abwehr.

„Warum aber muß dieser alte Philister reich wie Krösus und ich arm wie eine Kirchenmaus sein? Kam ich etwa in die Welt, in der es so hübsch sein kann, um nur ihre Entbehrungen kennen zu lernen? Weshalb bin ich mit diesen Naturanlagen geboren, vielleicht um nun dafür gestraft zu werden? Wessen Fehler ist das?"

Ja wessen? Dieses ewige unlösbare Problem erstieg vor Hilary's Phantasie. Das bleiche Gespenst des nie endenden Zweifels, der selbst den Stärksten un

Gläubigsten zuweilen schreckt, und der trotz all des Vielen und Unsinnigen, was über das Mysterium des

„Gebunden ist Natur durch Fatums Spruch,
Jedoch des Menschen Will' ist frei."

geschrieben ward, die Sache nur noch dunkler macht — dieser Zweifel, diese Frage bedrückte Hilary für den Augenblick mit beengenden Banden.

Wie kam es, daß Askott so geworden war, wie er leider war? Wurde es durch seine Natur begründet, trugen angeerbte Anlagen und Neigungen oder die Verhältnisse, in welche er gekommen, die Schuld davon? Und nun die noch viel bedeutungsvollere Frage, wer war dabei zu tadeln?

Aber als Hilary's Gedanken tiefer drangen, beantwortete die Frage sich selbst, wenigstens so gut wie sie in diesem engen, begrenzten Zustand unseres menschlichen Daseins beantwortet werden kann. Wessen Wille — wir wagen nicht zu sagen, wessen Strafe ist es, daß Böses unwiderruflich Böses erzeugen muß; daß die kleinsten Abirrungen des Menschen eine Kette von Folgen herbeiführen, durch welche das Glück anderer Personen auf das Traurigste gefährdet wird, und sie in ein Labyrinth des Elendes verstrickt werden? Der Lohn der Sünde ist Verderben. Wäre es nicht so, dann würde die Sünde aufhören, Sünde, und die Tugend, Tugend zu sein. Wenn er der Allweise und Heilige, der aus uns verborgenen Gründen es für recht hielt, die Existenz des Bösen zu dulden, jetzt aber ein anderes Gesetz als das vorhin erwähnte, sowohl in der geistigen als materiellen Welt gestattete, würde er sich da nicht selbst

verleugnen, und die nothwendig entspringenden Folgen und Wirkungen seines eigenen unsträflichen Daseins zu nichte machen? eines Daseins und Wesens, dem alles Böse so durchaus entgegen ist, daß wir nicht bezweifeln können, er werde es einst ganz vertilgen, indem er es in jenen allegorischen Pfuhl von Feuer und Schwefel schleudert, welcher der „zweite Tod“ ist. Verleugnen aber die nicht fast ebenso sehr Gottes Heiligkeit und Güte, ja, wie die Atheisten seine Existenz, welche predigen, daß die eine große Erlösung, die er in die Welt gesandt hat, eine Erlösung von der Strafe ist — wodurch wir nicht mehr in die Hölle, sondern in den Himmel kommen — statt zu lehren, daß es eine Erlösung von der Sünde ist, von der Macht und der Freude an der Sünde, durch die Liebe Gottes in Christo.

Ich wiederhole diese Gedanken und Betrachtungen, die Hilary's Sinn wie Blitze durchzuckten und sie dann befähigten, ihrem Neffen ruhig und ohne Umschweife — denn er war nicht in der Stimmung lange Erörterungen anzuhören — zu antworten.

„Ich vermag Dir nicht zu erklären, Askott, warum manche von uns Menschen so sind, wie sie sind, und warum uns viele Dinge gerade auf diese oder jene Art treffen; das sind Fragen, die Niemand von uns zu lösen versteht, wenigstens nicht in dieser Welt. Wenn wir aber wissen, was zu thun unsere Pflicht ist, und wie wir aus Allem, sei es Freude oder Schmerz, Gutes herausfinden können, so ist dies vollkommen genug, um uns unseren Weg klar zu zeigen, ohne daß wir uns mit unnützem Grübeln den Sinn zu verwirren brauchen.“

Askott lächelte hochmüthig und sorglos zugleich; nein, er war nicht der Mann, sich über solche Dinge mit vielem Denken abzuquälen.

„Wenigstens habe ich die zwanzig Guineen in der Tasche, so werde ich doch zwei bis drei Tage vor Hunger geschützt sein. Jetzt wollen wir sehen, wo das Geld zu erheben ist. Holla! Wer würde geglaubt haben, daß der alte schlaue Fuchs so dumm sein könnte? Blick her, Tante Hilary!"

Sie war so wenig vertraut mit Wechseln, daß sie zuerst nicht merkte, wie in der Ecke linker Hand sich die Summe nicht verzeichnet fand. Außerdem war Alles in Richtigkeit.

„Ho! ho!" lachte Askott höchlichst ergötzt, denn so schnell änderte sich seine Stimmung. „Die zu gewinnenden fünftausend Pfund müssen dem alten, gewitzten Herrn den Sinn verwirrt haben. Mich soll wundern, ob er es merken und hereilen wird, zu sehen, ob ich auch keinen Vortheil aus seiner Achtlosigkeit zog. Wie leicht könnte ich die Zwanzig in Siebenzig verwandeln und statt der fehlenden Nummer 20—70 hinschreiben. Welch ein capitaler Spaß!"

„Wär's nicht besser, Du gingest gleich zu ihm, die Sache ordnen zu lassen?"

„Unsinn! Das kann ich selbst thun. Es ist ganz gleichgültig, wer einen Wechsel ausfüllt, wenn nur die Unterschrift richtig ist. Von Geschäften versteht Ihr Frauen ungeheuer viel!"

Trotzdem bestand Hilary darauf, daß er zu Herrn Askott gehe, denn sie theilte mit vielen ihren Schwestern

eine gewisse Aengstlichkeit bei Geldangelegenheiten, und wünschte besonders diese Sache geordnet zu sehen.

„Nun gut; ganz nach Deinen Befehlen, Tante; ich glaube wirklich, Du ängstigst Dich, ich könne ein Fälscher werden.“

Er sprang empor, knöpfte seinen Rock mit mürrischer und gekränkter Miene zu, und, ohne sein Abendbrot anzurühren, eilte er von dannen.

Erst nach Mitternacht kehrte er zurück. Die Tanten erwarteten ihn voll banger Sorge, ja in einem Zustande der Angst, welchen nicht Worte schildern; aber als Hilary ihm schnell die Thür öffnete mit der gewiß nur natürlichen Frage:

„O, Askott, wo bist Du so lange gewesen?“ da stieß er sie mit einer Geberde des Zornes zurück.

„Wo ich gewesen bin? Ich habe einen Gang durch den Park gemacht, weiter nichts. Kann ich nicht kommen und gehen wann und wohin ich will, ohne stets von Euch Frauen bewacht und ausspionirt zu werden? Ich bin furchtbar erschöpft. Laßt mich in Ruhe!“

Sie erfüllten dieses unfreundliche Begehr. Tief gekränkt nahm Johanna weiter gar keine Notiz von ihm, als daß sie seinen Stuhl näher zum Feuer rückte, indessen Hilary die Treppe hinabschlüpfte, noch mehr Kohlen zu holen. Unten fand sie Elisabeth, die sie längst schlafend glaubte, auf der Treppe sitzen, trotz aller Müdigkeit doch noch wachsam.

„Ist er zurückgekommen?“ fragte sie, „es lauern ihm wieder Gerichtsdiener auf. Ich weiß es, denn ich sah sie.“

Dies war also der Grund, weshalb er bis nach zwölf Uhr fortgeblieben, darauf konnte man auch sein wildes, verstörtes Aussehen schieben. Hilary war nun überzeugt, daß ihre unklaren Befürchtungen neuer Kümmernisse nutzlos gewesen; sie versicherte Elisabeth, es stehe Alles gut, ihr Neffe besitze jetzt die Mittel, seine Gläubiger am Montag Morgen zu bezahlen, und bis dahin sei keine Gefahr vorhanden, da Sonntags jeder Schuldner sicher vor dem Arrest sei.

„Geh jetzt zu Bett, mein armes, gutes Mädchen! Glaube mir, es thut mir herzlich leid, daß unsere Sorgen auch auf Dich zurückfallen.“

Elisabeth schaute Hilary mit ihren grauen, treuinnigen Augen an. Wenngleich sie nur ein Dienstmädchen war, so machten diese Blicke doch einen unverlöschlichen Eindruck auf ihre Herrin, all den Trost verleihend, welchen wahre Theilnahme und Liebe stets giebt.

Ja, die Liebe hat ihre wundersamen Rechte und Belohnungen. Elisabeth, die vielleicht glaubte, sie sei ihrer Herrin sehr wenig, würde sich gewiß gewundert haben, wenn sie gewußt, wie viel näher sie ihr stand — sie, das arme, ehrliche, liebreiche Mädchen, auf deren Wort und Treue man bauen konnte — als Askott, Hilary's eigener, naher Verwandter, den diese zwar noch tief bemitleidete und redlich für ihn sorgte, dem sie aber nicht mehr vertrauen konnte, auf den sie in keiner noch so geringfügigen Angelegenheit sich je mehr verlassen würde.

In der düsteren, feindseligen Stimmung, in welcher er sich befand, wagten sie nicht einmal die Frage zu thun, ob er Herrn Peter Askott gesprochen und was

dieser zu seinem Versehen gesagt habe. Der Sache würde gar keine Erwähnung gethan sein, wenn nicht Hilary, die seinen Rock am Feuer trocknen wollte, sein Notizbuch aus der Brusttasche genommen hätte. Hastig riß Askott es ihr aus der Hand und rief heftig:

„Was durchsuchst Du denn meine Taschen? Willst Du Dich vielleicht überzeugen, ob Alles mit dem Wechsel in Ordnung sei? Aber das ist nicht mehr möglich, denn ich habe ihn schon verkauft. Vielleicht wünschest Du zu wissen, an wen? Doch das sollst Du nicht erfahren. Ich will Dir nicht von all meinem Thun und Treiben Rechenschaft geben; ich mag nicht stets als unmündiger Knabe behandelt werden. Du solltest Dich mehr vorsehen und überlegen, was Du thust, Tante Hilary!“

Niemals früher, selbst nicht im höchsten Stadium kindischer Unart und knabenhafter Naseweisheit, hatte sich Askott einen solchen Ton erlaubt. Zuerst blickte sie voll starrem Staunen auf ihn, das in flammende Entrüstung überging, die sie antrieb, ihre Würde zu behaupten und keine Beleidigungen von ihrem Neffen zu dulden. Dann aber gedachte sie ihres eigenen Lehrsatzes, den sie der Erfahrung verdankte, daß nämlich nur Charakter und Benehmen die wahre Würde und Herrschaft verleihen. Buchstäblich genommen hatte sie keine Gewalt über ihn, über einen jungen Mann seines Alters würden selbst Eltern diese nicht mehr besitzen, es sei denn, daß ihnen jener persönliche Einfluß zur Seite stände, welcher die größte Macht ausübt.

Mit einer Ruhe, die sie selbst verwunderte, sagte Hilary nur:

„Du befindest Dich im Irrthum, Askott, ich habe nicht den leisesten Wunsch, mich in Deine Angelegenheiten zu mischen, Du bist ganz Dein eigener Herr und magst Dir Deine Zukunft bestimmen. Jedenfalls aber erwarte ich, daß Du in Deinem Betragen zu mir die Höflichkeit und Achtung beobachtest, welche jede Dame von einem gebildeten Mann verlangen kann. Du bist wahrscheinlich sehr erschöpft oder gar krank, sonst würdest Du Dich wohl nicht so vergessen haben.“

„Ich that es nicht — oder wenn es geschehen ist, so bitte ich um Entschuldigung“, erwiderte er halb besänftigt und beschämt. „Wann geht Ihr zu Bett?“

„Sogleich; soll ich auch Dein Licht anzünden?“

„Nein, nein, um keinen Preis! Ich würde wahnsinnig, wenn ich zu Bett gehen sollte. Ich erstické hier fast — ich möchte ins Freie, dort eine Cigarre zu rauchen.“

Sein ganzes Wesen war so seltsam, daß Tante Johanna, welche sich ganz still verhalten hatte, und obwohl sie tief gekränkt war, keinen Einspruch wagte, jetzt erschreckt aufstand und zu ihm herantrat.

„Askott, mein armer Junge, Du siehst sehr elend aus. Folge dem Rathe Deiner alten Tante, geh gleich zu Bett und laß Alles bis morgen ruhen; vergiß, was Dich heute drückt!“

„Ich wünschte, ich könnte es — ach, wie ich es wünschte! Tante, o, Tante!“

Er ergriff ihre Hand, die sie auf sein Haupt gelegt,

blickte einen Moment in ihr treues, theilnehmendes Antlitz und brach dann in einen Thränenstrom aus.

Die überstandene Angst und Sorge waren jedenfalls zu viel für seine Kraft gewesen, er befand sich in großer Aufregung, und während einiger Minuten schluchzte er krampfhaft; dann ermannte er sich mit Anstrengung und schien sehr verwirrt und ärgerlich, daß er so seiner Stimmung nachgegeben hatte. Er nahm sein Licht und ihnen hastig: „Gute Nacht" wünschend, ging er zu Bett.

Das heißt, er begab sich nach seinem Zimmer, aber sie hörten ihn noch lang dort auf und nieder gehen; auch waren sie nicht überrascht, daß er am nächsten Morgen nicht aufstehen wollte, sondern bis zum Nachmittag hinter verschlossener Thür lag; dann kleidete er sich an und machte einen langen Spaziergang. Als er zurückkehrte, aß er in tiefstem Schweigen sein Mittagbrot, und später über Kälte klagend, rückte er ganz nahe zum Kamin; dort saß er den ganzen Abend, ein Buch in der Hand haltend, in dem er aber, wie Hilary bemerkte, keine Zeile las.

Die Tanten verhielten sich ihm gegenüber schweigsam, sie hatten beschlossen, nichts mehr zu sagen, denn sie fühlten wohl, daß jede fernere Einmischung nicht nur nutzlos, sondern gefährlich sein würde.

„Er wird nach und nach wieder vernünftig werden, seine guten oder bösen Stimmungen halten nie lange vor, wie Du weißt", sagte Hilary nicht ohne Bitterkeit. „Und bis dahin wollen wir seinen Wunsch erfüllen, und ihn in Ruhe lassen."

Und in dieser traurigen, unerquicklichen Weise verbrachten sie die letzten Stunden dieses Sonntages, ebenso sehr fürchtend, ihn zu trösten, als mit ihm zu überlegen, mehr noch sich hütend, ihn zu tadeln, damit er sich nicht ganz von ihnen wende und verloren gehe. Daß er sich sehr elend fühlte, war nicht zu verkennen, aber es erstaunte sie nicht. Es wurde ihnen unendlich schwer, sich von ihm fern zu halten, und ihm nicht ihre liebenden Herzen zu öffnen, wie die Glieder einer Familie stets thun sollten, indem sie jedes Leid zu einer gemeinsamen Sorge und jede Freude zu einem Alle erquickenden Segen machten. Doch in seiner gegenwärtigen Stimmung — der plötzlichen Auffässigkeit einer schwachen Natur, welche ihre eigene Schwäche wohl fühlt und jede Leitung und Obergewalt fürchtet — schien es unmöglich, sein düsteres, beharrliches Schweigen zu brechen oder sein Vertrauen zu erzwingen.

Vielleicht handelten sie recht, möglicher Weise auch nicht. Später glaubte Hilary das Letztere. O, wie oft wünschte sie mit bitterer Reue, daß sie anstatt des ruhigen: „Gute Nacht, Askott!" und des einen ziemlich kühlen Kusses, ihre Arme um seinen Hals geschlungen haben möchte, ihn bittend, ja anflehend, ihr Alles zu vertrauen, was ihn bedrückte, ihr, seiner nächsten Verwandten, die sein ganzes Leben hindurch ihm nicht nur eine treue, gute Tante, mehr noch eine liebende Schwester gewesen war.

Aber es geschah nicht; sie ging von ihm wie dies alle Sonntag Abend der Fall war, mit dem schmerzlichen

Gefühl, wie wenig er ihnen war und wie viel er ihnen hätte sein können.

Wenn ihre Zurückhaltung, ihr Schweigen gegen ihn ein Mißgriff waren — einer jener Mißgriffe, welche gerade feinfühlende Menschen begehen können — so wurde er wie alle solchen Irrthümer nur zu schmerzlich nachempfunden und bereut.

Drittes Kapitel.

Die Woche verstrich, ohne daß Hilary irgend eine beunruhigende Nachricht vom Hause erhielt. Immerwährendes Beschäftigtsein verhinderte sie, ihren trüben Gedanken zu sehr nachzuhängen, auch würde sie es nicht für recht gehalten haben, ihre Zeit und Kräfte, welche doch Fräulein Balquidder gehörten, an ein stetes „Grämen" zu verlieren. Und indem sie diese Pflichttreue noch strenger übte und einen noch höheren Herrn über sich anerkannte, da wagte sie es noch weniger, sich immer mit ihrer dunklen und sorgenvollen Zukunft zu beschäftigen. Und doch war diese sehr trübe und unheilschwer. Sie fragte sich, was mit Askott geschehen soll, ob man noch ferner der sich nie erfüllenden Hoffnung, er werde endlich etwas für sich selbst thun, Raum geben dürfe; sie überlegte, ob das kleine Hauswesen in Nr. 15 noch länger würde bestehen können, oder ob nach Selina's Heirath nicht irgend welche Beschränkungen zu machen wären, und sie es vielleicht so einrichten könnten, daß sie wieder mit Johanna zusammenzöge.

Diese Gedanken erfaßten sie selbst inmitten ihrer Beschäftigung, meistens aber gelang es ihrer Willenskraft, sie zu bannen, wenigstens so lange, bis die Arbeit beseitigt war, und sie nicht mehr dadurch von jener abgezogen wurde. An Sorge und Kummer war Hilary nach gerade so gewöhnt worden, daß sie die beste Lehre daraus gelernt hatte, und wohl im Stande war, bis zu einem gewissen Grade ihren Geist zu beherrschen, wie dieser ja auch wieder Gewalt über den Körper besitzt.

So kam sie ruhig und sorgsam wie immer ihren geschäftlichen Obliegenheiten nach, die hauptsächlich im Führen der Bücher bestanden, nebenbei überwachte sie die beiden jungen Mädchen, welche ihrer Aufsicht anvertraut waren und sah in dem kleinen Haushalte nach dem Rechten; und kein Fehler kam in den Rechnungen, keine Nachlässigkeit in der Wirthschaft vor. Da alle ihre Pflichten sie auf ein ihr neues Gebiet geführt hatten, so mußte sie ganz und voll bei der Erfüllung derselben sein. Das that sie und es ward ihr zum Segen; denn in der Arbeit liegt stets Heil und Segen.

Aber am späten Abend, wenn der Laden geschlossen war und sie allein bei ihrem Nähzeug saß, dann überflutheten sie die am Tage zurückgedrängten Gedanken. Plan auf Plan durchkreuzte sich, all die Hoffnungen, welche einst erblüht und nun verweht waren, erstanden wieder; und nichts hatte sich von dem erfüllt, was sie erwartet. Das Einzige, was wirklich geschehen und als etwas Reelles vor ihr lag, waren zwei Dinge, die sie niemals vorausgesehen, nie darauf gerechnet hatte:

Selina's Heirath und ihre eigene Stellung zu Fräulein Balquidder.

So geht es vielen Menschen, selten daß ihre Berechnungen und Hoffnungen sich verwirklichen, meist trifft sie nur Enttäuschung, bis sie lernen, ruhig von einem Tage zum anderen zu leben, an jedem ihre Pflicht erfüllend und vertrauensvoll alles Andere der gerechten und gütigen Hand überlassend, welche glücklicher Weise das Schicksalsbuch unseren Augen verschlossen hält.

So saß Hilary eines Abends emsig nähend, froh, eine stille, ruhige Stätte zu haben, nicht um dort nutzlosem Grämen nachzuhangen, sondern einen Plan weiter zu spinnen, der sie schon die ganze Woche beschäftigte, und den sie Johanna mittheilen wollte, wenn sie am nächsten Tage nach Hause käme. Es würde ihr nicht ganz leicht werden, dies zu thun, ja, der Plan selbst erfüllte sie in Hinsicht auf seine Ausführung mit einiger Sorge, endlich aber warf sie diese in den Wind, wie es einem muthigen, braven und gläubigen Herzen geziemt. Ihr Plan war, daß sie an den einzigen Freund der Familie schreiben sollten — den einzigen Mann, den Hilary für durchaus gut hielt, dem sie schrankenlos vertraute — um ihm klar und offen ihre Sorgen wegen Askott mitzutheilen, und seinen Rath, wenn möglich seine Hülfe zu erbitten. Vielleicht wußte er ihnen etwas vorzuschlagen — vielleicht böte sich dort in Indien eine passende Wirksamkeit für einen jungen Arzt, oder es fände sich eine Stelle bei einer der weiten Expeditionen, wodurch Askott's leicht erregte Phantasie angezogen würde, denn die Hauptsache war, daß er Beschäftigung erhielt,

und so bald wie möglich von seinem jetzigen Leben mit all den Versuchungen und Gefahren entfernt wurde.

Vielleicht würde der junge Mann dadurch wieder unter jenen Einfluß gebracht, der sich früher als so segensvoll bewiesen hatte, den Hilary für den besten und wirksamsten Einfluß hielt, den es in der ganzen Welt gab. War es unnatürlich, wenn zu dem ernsten, aufrichtigen Wunsche für Askott's Heil sich der wonnige Gedanken gesellte, daß dieses Heil ihm durch Robert Lyon kommen solle.

Als nun ihr Plan ganz fertig vor ihr lag, selbst bis zu den Worten hin, in denen sie ihn Johanna enthüllen wollte, bis zu der Art, in welcher die älteste Schwester schreiben sollte, da erlaubte sich Hilary einige Minuten süßen Träumens und Denkens an den fernen Geliebten. Sie rief sich seine Augen, seine Stimme, sein Lächeln zurück — sie zählte vielleicht zum hundertsten Male, wie viele Monate er noch dort bleiben würde, denn da es jetzt nur noch dreiundzwanzig Monate bis zum festgesetzten Termin seiner Rückkehr waren, so konnte sie ja die Trennung nicht mehr nach Jahren berechnen. Sie sann darüber nach, wann und wo sie zuerst zusammentreffen und wie er das eine Wort sprechen würde, das einzige, welches nöthig war, „Gutsein" in „Liebe" und „Freundin" in „Gattin" zu verwandeln. Sie gehörten ja schon jetzt so eng zu einander, und die Jahre der Trennung hatten sie keineswegs entfremdet, daß es schien, als könne solcher Wechsel gar keinen großen Unterschied hervorbringen. Und dennoch — dennoch — sie hielt inne mit dem emsigen Nähen — wenn plötzlich

wie durch Zauber Robert Lyon ihr gegenübergestanden hätte, seine Arme öffnend, glücklich, sie mit all ihren Sorgen an seinem treuen Herzen zu bergen, wie sie so fest, so fest sich an ihn schmiegen würde, weinend vor Glück und Seligkeit, nicht erschreckt, nicht beschämt ihn sehen zu lassen, wie herzinnig sie ihn liebte.

Nur ein Traum — ach, leider nur ein Traum! Der scharfe Ton der Thürglocke schreckte sie daraus empor, und sie zuckte so heftig zusammen, zitternd und erröthend, als wenn es Robert selbst gewesen wäre, da sie doch wußte, daß es nur die beiden jungen Mädchen sein konnten, welche aus der Nachbarschaft von einer kleinen Theegesellschaft heimkamen. Sie ergriff ihre Arbeit von Neuem, schickte all die sie beschäftigenden Gedanken dahin zurück, wo sie meist gefesselt lagen, und erwartete den Eintritt und das harmlos fröhliche Geplauder der beiden jungen Waisen, die schon anfingen, sie zu lieben und als Freundin zu betrachten, und denen gegenüber sie sich wie eine schon ältliche, verantwortliche Person vorkam. Arme kleine Hilary! Es schien ihr Loos zu sein, immer irgend Jemand unter Schutz und Obhut nehmen zu müssen. Wird es jemals dahin kommen, daß sie die Beschützte ist, daß man für sie liebend sorgt?

Sie räumte etwas von ihrem Nähzeug fort, schürte das verglimmende Feuer zu hellerem Brennen an, und blickte freundlich nach der Thür. Doch nicht die leichten Tritte der Mädchen, sondern eines Mannes Schritt und Stimme ließen sich hören.

„Wohnt hier eine Person Namens Leaf? Ich wünschte sie in Geschäftsangelegenheiten zu sprechen!"

Zu einer anderen Zeit würde Hilary sowohl über die Art und Weise, als über die Worte, in welchen die Erkundigung geschah, gelacht haben; gerade als wenn es unmöglich sei, daß ein so großer Herr wie Peter Askott ein so geringes Wesen wie „eine Person Namens Leaf" anders als in Geschäften zu sprechen wünschen könne. Jetzt aber ward sie durch sein Kommen erschreckt; sie sprang auf, unfähig mehr zu fragen als: „Meine Schwester" —

„Aengstigen Sie sich nicht; Ihre Schwestern sind ganz wohl; ich war vor einer Stunde in Ihrem Hause."

„Sie sahen sie?"

„Nein; unter den obwaltenden Umständen hielt ich es nicht für rathsam."

„Welchen Umständen — was meinen Sie?"

„Ich werde mich näher erklären, doch erlauben Sie, daß ich mich setze. Pah — da ist aus jener alten Droschke ein Strohhalm an meinem Rock hängen geblieben, weshalb ist man so dumm, anders als in seiner eigenen Equipage zu fahren. Dies ist ein recht enges Zimmer, Fräulein Hilary."

Er betrachtete es von allen Seiten, und dann richtete er seine scharfen Augen forschend auf Hilary selbst, als wünschte er etwas in ihrem Wesen zu entdecken, ehe er in nähere Erörterungen einging.

Sie aber stand vor ihm, ein wenig unruhig, doch nicht verwirrt. Das Schlimmste, was sie erwartete, war zu hören, er habe sich mit ihrer Schwester Selina

überworfen, vielleicht sei sogar die Verlobung zurückgegangen, was keinesfalls Hilary's Herz gebrochen haben würde.

„So ahnen Sie wirklich nicht den Grund meines Kommens?“

„Durchaus nicht.“

„Nun, das schien mir selbst kaum glaublich, doch wenn man so getäuscht und hintergangen ist und zwar nicht zum ersten Male, wie es mir von Ihrer Familie geschah —“

„Herr Askott, bitte, sprechen Sie deutlicher!“

„Ich werde es, Fräulein! Es ist eine sehr unangenehme Sache, die mich herführt, jeder Andere würde sich gleich einen Polizeibeamten mitgebracht haben. Blicken Sie her, Fräulein Hilary Leaf! — Haben Sie dies schon früher gesehen?“

Er nahm sein Notizbuch heraus, blätterte darin, bis er zu einer bestimmten Bemerkung kam und suchte dann in seiner Brieftasche noch etwas.

„Mein Banquier schickte mir heute meine ausgestellten Anweisungen, die ich stets nur alle drei Monat durchsehe. Er wußte das der Schwindler.“

Hilary blickte ihn fragend an.

„Ja, ich meine Ihren Neffen! Schauen Sie her!“

Er breitete vor ihr einen Wechsel aus, denselben, welchen sie ihn vor acht Tagen ausfüllen sah: „Zahlbar an Herrn Askott Leaf oder seinen Bevollmächtigten“ und worunter er dann mit kühnen Zügen seine Unterschrift setzte — ja, es war der nämliche, doch statt auf zwanzig Pfund lautete er auf siebenzig.

Augenblicklich sah Hilary die ganze schreckliche Wahrheit. Sie gedachte Askott's Bemerkung, welcher capitale Spaß es sein würde, die Summe zu verändern. Seine lange Abwesenheit an jenem Abend, sein seltsam verstörtes Wesen, die Weigerung, sie den Wechsel sehen zu lassen — Alles stand klar vor ihr — in furchtbarer Klarheit.

Armer, unglücklicher Jüngling! Die Versuchung war zu stark für ihn gewesen. Von welcher plötzlichen, wahnsinnigen Idee ergriffen er gehandelt haben mußte, blieb unbekannt, ob er geglaubt, er werde das Geld zu rechter Zeit wiederbezahlen können — oder Herr Askott würde die Fälschung nicht entdecken, und wenn es geschähe, würde es wohl erst nach der Hochzeit sein und somit eine gerichtliche Verfolgung des Neffen seiner Frau ihm selbst Schande bringen? – Die Gründe zu seinem Thun kamen nicht ans Licht. Aber das war gewiß, vor Hilary lag der umgeänderte Wechsel, der dem Banquier vorgezeigt und von ihm ausgezahlt worden war, denn wie sollte er den geringsten Verdacht geschöpft haben, es könne etwas nicht in der Ordnung sein.

„Nun, ist dies nicht ein schöner Dank für all meine Güte? Und so schlau war es angelegt; ein reiner Zufall, daß ich es jetzt entdeckt habe, sonst wäre es erst im nächsten Vierteljahr herausgekommen. O, er ist ein sauberer Patron, dieser Herr Neffe von Ihnen! Sein Vater war nur ein Narr, er aber — wissen Sie, daß dies eine Fälschung ist? — eine Fälschung, Fräulein", rief Herr Askott sich immer mehr ereifernd.

Hilary stöhnte vor Schmerz.

Ja, es war so. Die bittere Wahrheit lag vor ihr. Askott, ihr eigener geliebter Knabe war nicht nur leichtsinnig, verschwenderisch und träge, Fehler, die an sich groß genug sind, doch mit den Jahren gebessert werden konnten, nein, er hatte etwas gethan, was er nie und nimmer wieder rückgängig zu machen oder auszulöschen vermochte. Er war jetzt ein Schwindler und Fälscher geworden.

Sie preßte ihre Hände fest zusammen wie Jemand, der einen großen körperlichen Schmerz empfindet und versuchte, in Herrn Askott's Antlitz zu lesen. Endlich mußte sie doch die eine, eine Frage in Worte kleiden.

„Was gedenken Sie zu thun — werden Sie ihn verfolgen?“

Herr Askott setzte sich ganz behaglich auf seinem Stuhle zurecht und rückte an seiner Kravatte, wobei sein Gesicht einen sehr selbstzufriedenen Ausdruck annahm. Ihm schien die Wichtigkeit, welche die Umstände ihm beigelegt hatten, durchaus nicht zu mißfallen. Dieser Familie gegenüber als Gesetzgeber dazustehen, von dessen Ausspruch beinahe Tod oder Leben abhing, das war doch wohl fünfzig Pfund werth.

„Ich bin noch nicht ganz entschieden über meine Handlungsweise. Das Geld, müssen Sie wissen, ist mir nicht besonders wichtig, ich könnte es ja auch auf keine Art wiedererlangen. Aber der Taugenichts wird niemals gebessert werden, er ist keinen Pfennig werth. Ich könnte ihn festsetzen lassen, Niemand würde mich darum tadeln; ja, wenn ich selbst nach dieser sauberen

Geschichte mein Verlöbniß mit Ihrer Schwester löste, jede Verbindung mit Ihrer Familie abbräche" — und er versuchte, sich stolz emporzurichten — „so sehe ich doch nicht ein, daß man es unrecht finden könnte; aber —"

Vielleicht wurde er trotz seiner Härte durch den Ausdruck namenloser Seelenangst in Hilary's Antlitz gerührt, denn er fügte hinzu:

„Seien Sie ruhig, ich werde Ihre Familie nicht entehren; ich will den Burschen nicht der Schande preisgeben."

„Ich danke Ihnen", sagte Hilary, aber ihre Stimme klang fremd, fast unnatürlich.

„Was mein Geld anbetrifft, das kann er behalten und viel Gutes mag es ihm bringen. Doch das Sprüchwort sagt: «Gebt einem Bettler ein Pferd und er wird noch sicherer und schneller ins Verderben kommen.» Ich will ihm nicht hinderlich sein; ich ziehe meine Hände ganz von ihm zurück. Aber der junge Taugenichts thäte besser, mir nicht mehr unter die Augen zu treten."

„Ja", erwiderte Hilary ganz zerstreut.

Mit einem Zwinkern seiner scharfen Augen fuhr Herr Askott fort:

„Uebrigens habe ich auch schon Schritte gethan, ihn fortzuschrecken, sodaß er sich fernhalten wird und Sie und mich hoffentlich nicht weiter beläſtigt. Ich fuhr in Begleitung eines Polizeidieners nach Ihrer Wohnung, fragte nach Herrn Leaf, und als ich hörte, er sei aus — natürlich eine Lüge — hinterließ ich, daß ich in einer

halben Stunde zurückkehren würde. Verlassen Sie sich darauf“ und wieder nickte er zuversichtlich — „er wird die Sache merken und «durchbrennen», so daß wir nie wieder von ihm hören.“

„Niemals wieder von Askott hören!“ wiederholte Hilary, und für einen Augenblick gedachte sie seiner nicht, als dessen, der er wirklich war — ein Schwindler, ein Fälscher, der seinem Wohlthäter mit Undank gelohnt und seiner Familie Schande bereitet hatte. Sie sah nur den hübschen, lieben Knaben Askott vor sich mit den fröhlichen, strahlenden Augen, den angenehmen, wohlgefälligen Manieren, den Knaben, welchen sie als zartes Kind in ihre Familie aufnahmen und erzogen, den sie trotz seiner vielen Fehler so herzinnig geliebt hatten — und noch liebten. „O, ich muß nach Hause; dies wird Johanna's Herz brechen“, flüsterte Hilary, deren Stimme die heftige Gemüthsbewegung fast erstickte.

Herr Peter Askott besaß vielleicht kein Herz oder es hatte sich bei ihm nicht entwickeln können; trotzdem empfand er ein gewisses Mitgefühl für die „junge Person“, welche leichenblaß vor ihm stand, sich aber so zusammennahm, um keine Scene zu machen, und als ihre beiden Gehülfinnen in das kleine Wohnzimmer kamen, ihnen mit der größten Selbstbeherrschung entgegentrat und ihnen mittheilte, sie müsse sogleich nach Hause, würde aber, wenn irgend möglich, am nächsten Morgen wiederkehren. Dann traf sie ihre Anordnungen sowohl für den Laden als den Hausstand für den Fall, daß sie bis Montag wegbliebe, und dies Alles geschah in solcher

klaren, pünktlichen und genauen Weise, die Peter Askott verstand und hochschätzte.

„Sie sind eine ganz tüchtige Geschäftsfrau", sagte er mit einer patronisirenden Miene. „Dies scheint ein kleiner, recht ordentlicher, wohleingerichteter Laden; ich glaube, Sie werden hier etwas verdienen."

Hilary blickte ihn verstört an, fuhr aber fort, den jungen Mädchen ihre Aufträge zu ertheilen.

„Wie hoch beläuft sich wohl die wöchentliche Einnahme? Und welches Gehalt zahlt Fräulein — Fräulein — wie heißt sie doch — Jeder von Ihnen? Sie sind die Vorsteherin wie ich sehe."

Hilary antwortete nicht, denn sie hörte ihn kaum. Ihre Gedanken waren nur von dem Einen erfüllt: „Askott niemals wiederzusehen!" Alle die schrecklichen Geschichten fielen ihr ein, die sie von jungen Leuten gehört, welche Fälschungen oder derartige Verbrechen begangen und aus Furcht vor der Strafe sich von ihrer Familie entfernt hatten, in Jahren nicht wiederkehrten, ins tiefste Elend geriethen, sich wohl gar selbst den Tod gaben. Diese Vorstellungen erfaßten sie so lebhaft und wirkten so aufregend, daß, als Hilary plötzlich die Klingel der Hausthür schellen hörte, sie einen leisen Schrei kaum unterdrücken konnte.

Doch noch war es kein Unglücksbote, sondern nur Elisabeth Hand, und die ruhige Weise, in der sie ins Zimmer trat, überzeugte Hilary bald, daß nichts Schlimmes zu Hause geschehen sei.

„Nein, nein, es ist nichts vorgefallen, Fräulein. Meine Herrin wünschte nur, ich solle fragen, ob Sie

nicht statt morgen Abend schon heute nach Hause kommen könnten? Sie ist ganz wohl, das heißt, ziemlich gesund, aber Herr Leaf“ —

Bei diesen Worten bemerkte Elisabeth Herrn Peter Askott und war augenblicklich still. Der reiche Mann gehörte zu ihren Antipathieen, sie hatte ein unbesiegliches Vorurtheil gegen ihn gefaßt; und so war sie jetzt entschlossen, nicht eine Silbe mehr von den Familienangelegenheiten in seiner Gegenwart zu verrathen.

Er seinerseits hatte Elisabeth stets in der Weise behandelt, wie Leute seines Schlages Dienstboten zu behandeln pflegen, sehr darauf bedacht, sich ihnen gegenüber nichts von ihrer Würde zu vergeben, aus Furcht, man könnte die kleinste Höflichkeit oder Freundlichkeit für ein Zugeständniß der gleich niedrigen Abkunft mit jener Klasse nehmen, aus der herzustammen sie doch so tief beschämte. So blickte er Elisabeth mit seiner hochfahrendsten Miene an und sprach von oben herab:

„Ihr seid ja wohl das Dienstmädchen, welches mir heute Nachmittag sagte, Herr Leaf befände sich nicht zu Hause. Natürlich war's eine Lüge.“

Elisabeth sah ihn entrüstet an. „Nein, Herr, ich lüge niemals. Er war ausgegangen.“

„Richtetet Ihr meine Bestellung aus, als er heimkam?“

„Ja, Herr.“

„Und was erwiderte er, heh?“

„Nichts.“

Dies war buchstäblich wahr; aber es lag noch Manches dahinter verborgen, was Elisabeth durchaus nicht

gesonnen war, mitzutheilen. Selbst im Aeußeren nahm sie eine Haltung an, welche den Widerstand bekundete, den sie dem Ausforschen des Herrn Askott entgegensetzen wollte. Denn obwohl wirklich nichts Besonderes an jenem Nachmittag vorgefallen war, so fühlte sie doch mit richtigem Ahnen, daß wieder nicht Alles in der Familie so sei, wie es sein sollte.

Als Askott nach Hause kam und sie ihm den Besuch seines Pathen mittheilte, war der junge Mann so todesblaß geworden, daß sie ihm schnell ein Glas Wasser holte und seine Tante Johanna sich ängstlich mit ihm beschäftigte. Es dauerte mehrere Minuten bis er wieder zu sich selbst kam, und dann schaute er mit wilden, verstörten Blicken auf seine Tante und umfaßte sie mit einem so heftigen Gefühlsausbruch, daß Elisabeth es für das Gerathenste hielt, sich schnell und unbemerkt zu entfernen. Obgleich es die Theezeit war, so zögerte sie doch draußen eine halbe Stunde länger als sonst, und als sie dann leise klopfte, kam ihre Herrin heraus. Es schien nichts Beunruhigendes vorgefallen zu sein, wenigstens nichts Schlimmeres als was Elisabeth schon mehr als ein Mal nach solchen Gesprächen zwischen den Tanten und dem Neffen bemerkt hatte.

„Ich werde das Theezeug selbst hineinbesorgen, denn Du mußt gleich nach Kensington gehen, Fräulein Hilary herzuholen. Erschrick sie nicht, Elisabeth — hüte Dich ja davor! Sage, mir ginge es wie immer, doch Herr Leaf sei nicht ganz wohl, und ich dächte, sie würde ihm gut thun können. Merke Dir genau die Worte.“

Das that Elisabeth, und sie würde ihre Bestellung

wortgetreu ausgerichtet haben, wenn nicht Herr Peter Askott zugegen gewesen wäre und sie in dieser herrischen Art angeredet hätte. Jetzt schwieg sie beharrlich.

Der reiche Mann mochte in seinem Leben verschiedene Arten von Dienstleuten kennen gelernt haben, kriechende, eingeschüchterte, impertinente, aber mit dieser Abart der Gattung war er ganz unbekannt. Das Mädchen benahm sich weder mürrisch noch grob, doch durchaus sicher und unabhängig, nicht ihre Herrin noch ihn fürchtend. Er war klug genug einzusehen, daß, wenn er etwas von ihr erfahren wolle, er es anders anfangen müsse.

„Kommt, mein Kind, und erzählt mir, was geschehen ist, es soll Euer Schaden nicht sein, und dem jungen Burschen wird kein Leid daraus erwachsen. Wahrscheinlich hat er Euch gut bezahlt für Euer Schweigen.“

„Ueber was, Herr?“

„O, Ihr wißt, was geschah, als Ihr bestelltet, ich sei da gewesen. Die Dienstboten kennen ja alle Angelegenheiten ihrer Herrschaften.“

„Herr Leaf ist nicht mein Gebieter, und seine Angelegenheiten gehen mich nichts an, ich suche nicht hineinzudringen“, erwiderte Elisabeth. „Wenn Sie etwas darüber zu erfahren wünschen, so thäten Sie besser, ihn selbst zu fragen. Er ist heute Abend zu Hause, als ich ging saß er gerade mit Fräulein Leaf beim Thee.“

„Zu Hause — beim Thee?“

„Ja, Fräulein Hilary.“

Dies zu hören war eine unbeschreibliche Erleichterung.

Das Geständniß mußte gemacht sein; ihr Neffe mußte wissen oder ahnen, daß Herr Askott Alles entdeckt habe, und nun hatte er gewiß seiner Tante das Ganze offenbart, denn außerdem hätte Johanna nicht zweierlei gethan, wozu sie sich höchst ungern entschloß — erstens Elisabeth spät Abends allein auf die Straße zu schicken, und dann Hilary vor der festgesetzten Zeit abholen zu lassen. Trotzdem saßen sie zu Hause beim Theetisch!

Vielleicht war der Schlag doch nicht so schwer, wie Hilary Anfangs befürchtet — vielleicht fand Johanna einen Ausweg. Unbestimmte Hoffnungen erstiegen auch in Hilary, sie gedachte des armen Sünders aus der Bibel, der „sauber gekleidet und wieder er selbst" reuig und demüthig bei den Seinen saß, von Allen gepflegt und getröstet mit jener unbeschreiblichen Zärtlichkeit, welche wir für den empfinden, „der todt war und ist wieder lebendig geworden, der verloren war und ist gefunden worden." O, wie sie ihn pflegen, ihm helfen wollten in der Weise, die manche Frauen so wohl verstehen — und sie gehörten zu diesen — deren Beruf es scheint, die Irrenden und Unglücklichen aufzurichten; denn obgleich er gefehlt, das Glück hatte ihm auch nicht gelächelt.

Manche Entschuldigung für ihn machte sich geltend. Wie unüberlegt war es von ihnen gewesen, daß sie geglaubt, ein Knabe von siebzehn Jahren, auch wenn er noch so sorgsam erzogen war, könne bei Askott's Temperament den endlosen Gefahren und Verlockungen des Londoner Lebens widerstehen. Wie viele jungen Leute waren schon sich selbst überlassen, den Versuchungen einer

großen Stadt erlegen — und diesen hatten sie thörichte, unwissende Frauen den Neffen ausgesetzt.

Das, was er gethan, konnte nicht bei voller Besinnung geschehen sein; er mußte ohne jeden Gedanken an die Folgen gehandelt haben, um nun sein ganzes Leben hindurch bittere Reue darüber zu fühlen. Und da unsere Fehler und Sünden nicht nur eine Geißel sind, die uns züchtigt und bessert, sondern zugleich eine Krankheit, aus der wir oft — zwar schwach und angegriffen — doch als ganz genesen und neu geboren erstehen, wer konnte da wissen, ob nicht gerade diese letzte unselige Handlung, dieses Verbrechen, das Endresultat mancher früheren Verirrungen, Askott's vollkommene Besserung herbeiführen würde?

So flüsterte die Hoffnung mit lieblicher Stimme in Hilary's Ohr, und wie es oft geht, daß nach einem harten Schlage die Seele sich dennoch erhebt, sobald nur ein matter Lichtstrahl das Dunkel theilt, so erkräftigte sich Hilary doch so weit, um Elisabeth zu bitten, sie solle sie immer unten erwarten, sie werde bald zum Gehen bereit sein.

„Mir scheint es das Beste, mich gleich nach Hause zu begeben“, sagte Hilary.

„Gewiß, meine Liebe“, erwiderte Herr Askott geschmeichelt durch ihre fast unwillkürliche Frage um Rath und sehr gehoben von dem eigenen Bewußtsein seiner unendlichen Großmuth. „Und grämen Sie sich nicht zu sehr. Sagen Sie Ihrer Schwester — Selina natürlich — daß ich Alles übersehen wolle unter der Be-

dingung, daß er mir nicht wieder unter die Augen kommt — der junge Schurke."

„Nicht so — nicht so!" rief Hilary klagend.

„Nun ich schweige, obwohl dies der einzige richtige Name für ihn ist — und der Bursche konnte es so gut haben. Denken Sie doch, Fräulein Hilary, als sein Vater zu mir schickte und mich um zehn Pfund bitten ließ, um seine Frau begraben zu können, da besorgte ich ihre Beerdigung und vier Wochen später die seinige, und zwar auf anständige Weise, obgleich er durchaus kein Anrecht an mich hatte, als daß er aus Stowbury war. Dann hob ich den Knaben aus der Taufe und Jeder muß sagen, ich habe meine Pflicht redlich an ihm erfüllt — und wie hat er mir gelohnt! Aber vertrauen Sie dem alten weisen Sprüchwort, das hier meine feste Ueberzeugung ausdrückt: «Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.» Er ist im Gefängniß geboren und wird im Gefängniß sterben."

„Das verhüte Gott!" sagte Hilary feierlich. Und wieder gewann die feste Ueberzeugung die Oberhand, daß wie auch sein Vater gewesen sein mochte und seine Mutter, von der sie nicht früher gehört als bis sie todt war, Askott doch unmöglich so viele Jahre mit seinen Tanten gelebt haben konnte, ohne nicht wenigstens etwas Gutes daraus zu lernen, was vielleicht den angeerbten schlimmen Anlagen entgegen wirkte. Denn ebensowohl wie erbliche, körperliche Krankheiten durch eine passende und vernünftige Behandlung geheilt werden können, daß eine neue Generation frei davon bleibt, so ist es auch mit den geistigen der Fall. —

„Nun ich will weiter nichts sagen", fuhr Peter Askott fort, „doch je früher der junge Mann sich unsichtbar macht, desto besser, denn er wird doch stets eine Plage für Sie Alle bleiben. Können Sie jetzt wohl einen Wagen für mich holen lassen?"

Hilary klingelte mechanisch, den Befehl zu ertheilen.

„Ich will Sie mit nach der Stadt nehmen, wenn es Ihnen recht ist; es spart Ihnen den Omnibus, denn ich vermuthe, Sie fahren stets mit dieser Gelegenheit."

Hilary antwortete, kaum wußte sie selbst was, doch war es ein Zurückweisen aller dieser Anerbieten. Endlich hatte sie Herrn Askott bis zur Hausthür geleitet, und zurückkehrend legte sie ihre Hand an den schmerzenden Kopf, wobei ein tiefer Seufzer, mehr ein Stöhnen, ihren blassen Lippen entfuhr.

„O, Fräulein Hilary, sehen Sie doch nicht so elend aus!"

„Weißt Du was geschehen ist, Elisabeth?"

„Nein."

„Dann wünsche ich auch nicht, daß Du es erfährst, und Du mußt niemals danach forschen; denn es ist ein Geheimniß, welches nur in die engsten Grenzen der Familie gehört. Kann ich Dir trauen?"

„Ja, Fräulein."

„Jetzt reiche mir meinen Hut und laß uns nach Hause eilen."

Sie durchwanderten die hellerleuchtete Straße, Hilary sich auf ihrer Dienerin Arm stützend, denn sie fühlte sich sehr schwach. Als sie in der dunklen Ecke des

Omnibus saß, versuchte sie den Dingen klar ins Auge zu schauen und einen festen Plan zu entwerfen, aber das laute Rasseln betäubte und verwirrte ihre Gedanken. Sie war keines rechten Ueberlegens fähig, sondern ihre Augen betrachteten immer die Gesichter vor ihr, und sie fragte sich stets das Eine, ob alle diese Menschen auch wohl schon je einen so schweren Kummer getragen — wenn auch aus anderen Ursachen herstammend — wie der, unter dessen Last sie fast niedersank. Ach diese Frage kann wohl stets mit ja beantwortet werden.

Es war fast eilf Uhr Nachts, als Hilary an die Thür ihres Hauses klopfte.

Johanna öffnete, doch zum ersten Mal in ihrem Leben grüßte sie ihr Kind nicht mit freundlichem Willkommen.

„Bist Du es, Askott? Ach, ich glaubte, es sei Askott", rief sie schmerzlich, und aufmerksam blickte sie die Straße entlang.

„So ist er nicht hier? Wann ist er fortgegangen?" fragte Hilary, deren Herz beinahe still stand vor Schreck.

„Bald nachdem Selina zurückkehrte. Sie — sie kränkte ihn. Aber er wird wohl nicht lange bleiben? Kommt er nicht dort?"

Und ohne Hut und Tuch lief Johanna in die feuchte, kalte Nacht hinein, und strengte ihre Augen an, den Erwarteten zu entdecken, aber vergebens.

„Ich will einmal um den Platz herumgehen, vielleicht finde ich ihn. Kehre Du aber ins Haus zurück, Johanna!"

Hilary eilte mit schnellen Schritten in die Nacht hinein, weniger in der Hoffnung Askott zu finden, als Zeit zu gewinnen und sich zu sammeln, um ihren Schwestern gefaßt gegenüber zu stehen und ihnen zu helfen, diesen schwersten Schlag ihres Unglücks zu tragen. Denn eine Ahnung flüsterte ihr zu, daß die äußerste Verzweiflung einer schwachen Natur oft mehr zu fürchten ist, als der größte Widerstand eines kräftigen Charakters. Hilary war überzeugt, Askott werde nie zurückkehren.

Nach einiger Zeit gaben sie es auf, an der offenen Hausthür zu warten und zu spähen, und sie begaben sich ins Wohnzimmer. Als die ersten Erklärungen gegeben waren, verstummte selbst Selina, und die Frauen saßen bei einander, still, müßig — nichts thuend als lauschend, lauschend. Jedes Geräusch hielten sie für Schritte auf der Straße oder für ein Klopfen an der Thür. Ach, wie gern würden sie das ungeduldigste Pochen, den ungestümsten, lautesten Schritt vergeben haben — wenn er ihnen nur den geliebten Neffen zurückgeführt hätte!

Nach Mitternacht mußten sie Selina in heftigen Weinkrämpfen zu Bett bringen. Sie hatte Askott mit ihrer scharfen Zunge so lange verfolgt, bis er empört fortgestürzt war, mit den Worten, daß Keiner von ihnen ihn je wiedersehen solle. Jetzt klagte sie sich an, die Schuld von Allem zu tragen, und machte sich die bittersten Vorwürfe, wodurch sie die Sorge ihrer Schwestern noch vermehrte. Erst nachdem der furchtbare Sturm sich ausgetobt, fiel sie in Schlummer, die Einzige der

unglücklichen, kleinen Familie, welche schlief. Denn obwohl Elisabeth zur Ruhe geschickt worden war, so fand Hilary sie doch Morgens um vier Uhr auf der Schwelle der Küchenthür wachend sitzen. Ihre Herrin versuchte nicht, ihr Vorwürfe zu machen, sie nahm sie nur mit in das Wohnzimmer, mit ihnen dort die schweigende Wacht zu theilen. Regungslos saßen die armen Frauen bei einander, kein Geräusch störte die bange Stille, außer wenn das Feuer geschürt ward oder neue Lichter sich nöthig machten. Und die Kerzen wurden gelöscht, die Läden geöffnet, und das grelle, unwillkommene Licht des Tages fiel auf ihr großes Elend.

Viertes Kapitel.

„Vermißt" — „Verschwunden" — „An" — mit allen Buchstaben des Alphabetes zusammengefügt sehen wir diese Art Inserate in den Zeitungen, und wenn nicht zufällig die Worte wirklich ergreifend klingen oder gar sehr komisch gesetzt sind, achten wir kaum darauf. Nur die, welche selbst mitdurchlebt haben, was solche Anzeige in sich schließt, können die Tiefe dieses Jammers ermessen: das plötzliche Verschwinden der geliebten Person aus dem Familienkreise, den sie vielleicht im Aerger oder aus Furcht vor der Schande verließ, das stete bange Erwarten, das Schweben zwischen Hoffnung und Verzweiflung, die Selbstvorwürfe, eingebildet oder verdient, weil vielleicht etwas gesprochen ward, was besser ungesagt blieb, etwas nicht geschah, was hätte gethan werden sollen. O, die bittere, nie endende Reue über ein unbedachtes, grausames Wort, welches so gut zu vermeiden war!

Ach, wenn die Menschen nur begreifen wollten, daß jedes Wort, jede That die Last einer Ewigkeit in sich

trägt, daß der kleinste Zufall etwas unabsichtlich im Aerger oder Zorn Gesprochenes oder Geschehenes zum letzten Worte, zur letzten That stempeln kann, das zu einer grauenhaft bedeutungsvollen Erinnerung wird, die zwischen der unwiederbringlichen Vergangenheit und der Gegenwart ersteigt und nicht nur diese, sondern auch die Zukunft auf Jahre verdüstert.

Selina war fest überzeugt, ihr unglücklicher Neffe habe einen Selbstmord begangen und sie sei die Veranlassung dazu gewesen. Diese Meinung suchte sie unaufhörlich ihren armen Schwestern aufzudrängen, als diese sie pflegend an ihrem Bett saßen, den langen endlos scheinenden Sonnabend über, an dem nichts geschehen konnte.

Dies war das größte Elend, daß gar nichts geschehen konnte. Sie hatten nicht die leiseste Ahnung wo Askott stets verkehrte, wußten nicht, wer seine Gefährten gewesen waren. Mit dem letzten Funken redlicher Scham oder natürlicher Achtung vor seinen Tanten hatte er sein Thun und Treiben ihnen immer geheim gehalten. Ihn ohne jeden Anhalt in dem weiten, großen London zu suchen, war geradezu eine Unmöglichkeit.

Zwei Wege öffneten sich Hilary's stetem Denken und Grübeln, entweder Fräulein Balquidder's Rath einzuholen, oder — wie sie bei einem ähnlichen Fall gehört — bei allen Polizeiämtern Nachfrage zu halten. Aber die erste Idee ward gleich verworfen, nur im äußersten Nothfall konnte sie selbst die Schande, das Elend der Familie einem Anderen entdecken, und dem zweiten Plane stellten sich noch größere Hindernisse ent-

gegen. In der kalten, geschäftsmäßigen Art und Weise, in welcher ein Polizeibeamter ihren verschwundenen Neffen auffinden sollte, lag etwas, wovor diese armen Frauen zurückbebten. Und da Askott von der Härte und Unversöhnlichkeit seines Pathen überzeugt war — das hatte er seiner Tante Johanna gestanden — so konnte gerade das Entdecken, man spüre ihm auf solche Weise nach, ihn erst gar zur Verzweiflung treiben.

Vielleicht gar zum Selbstmorde? Hilary glaubte fest, dahin würde es nicht kommen. Wenn Selina sich erschreckende Bilder ausmalte, wie er sich von der Waterloo-Brücke gestürzt hatte, oder in einem der Parks an einem Baum erhängt gefunden sei — oder wie er sich in einem Gasthauszimmer eingeschlossen und sich erschossen habe — dann lachte die jüngste Schwester, lachte so sehr sie konnte, war es auch nur um Johanna zu beruhigen.

Und Hilary theilte diese Furcht wirklich nicht; denn sie wußte in einer Art war Askott zu feige zum Selbstmord. Er schreckte nicht nur vor körperlichen Schmerzen zurück, alles sichtbar Unschöne war ihm so zuwider. Sie war überzeugt, schon mit dem Messer oder der Pistole in der Hand würde er noch innehalten, ehe er etwas so Häßliches, Unsauberes thäte.

Während aber Stunde auf Stunde verrann, und die Schwestern in dieser Stille bei einander saßen, die wenn ein Todesfall im Hause gewesen wäre nicht tiefer sein konnte, da nahmen diese düsteren Befürchtungen selbst in Hilary's Augen einen Doppelsinn an. Sie hörte auf, sie als lächerliche Unmöglichkeiten zu behandeln und

fing an sie mit Vernunftgründen zu widerlegen; aber dieses Thun erschreckte sie selbst, denn es schien ihr ein Zugeständniß zu sein, daß sie nicht mehr gegen Chimären, sondern gegen etwas Reales kämpfte.

„Seit vierundzwanzig Stunden ist er nun fort", so argumentirte sie, „wenn er etwas Verzweiflungsvolles hätte thun wollen, so würde er es gleich ausgeführt haben, und wir wüßten es schon lange, denn schlimme Nachrichten verbreiten sich schnell. Wer er ist, war leicht zu ersehen, denn in aller seiner Wäsche steht sein voller Name, ich zeichnete ihn selbst hinein; und die Taschen seiner Röcke waren mit Briefen vollgepfropft, er pflegte sie stets gleich nach dem Empfange dort hineinzustecken, wie Ihr wißt."

Und bei dieser Erinnerung an eine seiner „Gewohnheiten", obgleich sie ihnen manchen Kummer gemacht, weil dieses schnelle Verstecken der Briefe ein gewisses Mißtrauen zeigte, mußten die armen Tanten sich abwenden, ihre emporsteigenden Thränen zu verbergen. Die einfachen Worte „er pflegte es zu thun" waren ein unwillkürliches Zugeständniß, daß sein Leben in ihrer Mitte aufgehört habe, daß er fortan sie nicht mehr erfreuen oder betrüben werde.

Trotzdem sorgten sie, daß während des ganzen Tages Alles geschah, als ob er jede Minute zurückkommen könne; und sowohl beim Mittagessen als beim Thee mußte Elisabeth sein Couvert hinstellen. Sie hatte ihr Versprechen treulich gehalten; still, ohne eine Frage, ja ohne einmal besonders auf ihre Herrinnen zu achten, erfüllte sie sorgsam ihre Obliegenheiten, und bemühte

sich die brennende Neugier der Frau Jones zu beschwichtigen, die um Alles gern wissen wollte, weshalb ihre Miether die ganze Nacht gewacht hätten, und wo in aller Welt der junge Herr Leaf geblieben sei.

Nach dem Thee willigte Johanna, die ganz erschöpft war, ein, zu Bett zu gehen; und als Hilary sich nun ganz selbst überlassen blieb, begann sie ernstlich zu erwägen, wie lange diese unnatürliche Ruhe dauern sollte, und ob denn gar nichts zu thun sei. Sie konnte ertragen was unvermeidlich war, aber es ging gegen ihre Natur, ja gegen ihr Gewissen, ganz still und gelassen etwas zu erdulden, ehe es unvermeidlich geworden.

Zuerst beschloß sie nun, Askott's Zimmer, seine Kleider, Sachen und Papiere zu durchsuchen, wovon sie bis jetzt ein Gefühl der Scheu und die Furcht, ihn zu beleidigen im Fall er zurückkäme, abgehalten. Es war ein sehr trauriges Geschäft — fast als ob man die Hinterlassenschaft eines Gestorbenen besichtige, doch ohne die ernste Feierlichkeit, welche den Todten umweht, dessen Fehler vergessen und vergeben sind, der nicht mehr leidet, noch Anderen Weh bereiten kann.

Hilary fand Manches, was ihr tiefen Schmerz verursachte und wovon sie niemals, selbst nicht zu Johanna sprach, aber irgend etwas, was ihr Aufklärung gegeben oder sie auf Askott's Spur geleitet hätte, entdeckte sie nicht. Eine Sache fiel ihr auf, daß nämlich die meisten seiner Kleidungsstücke und alle nur etwas werthvollen Ringe, Tuchnadeln, Hemdenknöpfe und derartigen Luxusgegenstände, welche leicht in Geld zu verwandeln waren, fehlten. Es wurde ihr dadurch klar, daß seine

Flucht, so plötzlich sie geschehen, dennoch vorher als eine Möglichkeit überlegt worden war.

Dies gab ihr insofern eine gewisse Beruhigung, als es die bange Furcht, er könne sich selbst getödtet haben, beseitigte und es wahrscheinlich machte, daß Askott noch in der Nähe weile, sich vor der Obrigkeit und seinem Pathen verbergend, oder daß er auf eine Gelegenheit warte aus England zu entfliehen, überzeugt, wenn Herr Peter Askott ihn wirklich nicht gerichtlich verfolge, er doch die Macht und gewiß auch den Willen habe, seine Zukunft für immer zu vernichten.

Wohin aber konnte er gehen? Seine Tante versuchte sich jedes Wort zurückzurufen, das er jemals über Amerika, Australien oder einen jener anderen Orte geäußert, wohin die armen Ausgestoßenen dieses Landes fliehen, dennoch fand sie nichts, woran sie sich hätte halten können. Nur des Einen war sie sicher, wenn er wirklich fortginge, dann würden sich auch seine eigenen Worte erfüllen: „sie würden ihn niemals wiedersehen.“ Das letzte Band, der letzte Zwang, welcher ihn an einen ordentlichen, ehrenhaften Lebenswandel fesselte, wäre gelöst, er würde ganz verloren gehen, bald hier bald dorthin geworfen von der Macht der Umstände — oder dessen was er so nannte — bis er endlich ganz zerstört an Leib und Seele, an irgend einem entlegenen Winkel der Erde zu Grunde ging — er, Askott Leaf, der Letzte seines Namens und Stammes.

„Es kann, es darf nicht geschehen“, rief Hilary. Ein bitterer, verzweiflungsvoller Schrei des Widerstandes; und ihr ganzes Herz schien dem armen, unglück-

lichen Neffen entgegenzufliegen, ihre Hände streckten sich aus ihn zu fassen, als ob er dem Ertrinken nahe sei, damit sie ihn dem Strudel der Wellen entreiße; sie die Einzige, welche ihn retten konnte. — Wie aber vermochte sie ihn zu retten?

Wenn sie nur einmal zu ihm sprechen könnte, sei es durch Wort oder Brief. Doch das schien unmöglich, bis sie, diese und jene Idee verwerfend, endlich zu der einen kam, die wie sie wußte Mancher in gleichem Falle ausgeführt, und über die sie selbst noch vor kurzer Zeit mit Askott gelacht hatte — ein Inserat in der Times.

Die Schwierigkeit die Worte zu wählen, um Askott's Aufmerksamkeit zu erregen und doch Anderen nicht auffällig zu werden, war sehr groß, da besonders die Anfangsbuchstaben seines Namens so allgemein sind. Hunderte von „A. L's." konnten von ihrer Familie entflohen sein, auf die Alles, was Hilary zu sagen wagte, auch passen würde. Endlich kam ihr ein lichter Gedanke.

„A leaf*) (mit einem kleinen l) sicher wo auch gefunden. Komm! Sonnabend. 15."

Als sie es schrieb — dieses unglückliche „double entendre" — wurde sie plötzlich von der Komik ergriffen, die selbst bei den ernstesten Veranlassungen, in dem tiefsten Jammer sich auf diese fast grauenhafte Art zuweilen geltend macht. Sie brach in ein lautes Lachen aus, so unbezwinglich, so heftig, fast stoßweise, daß Eli-

---

* A leaf heißt: Ein Blatt.

sabeth, die zufällig hereinkam, entsetzt war, und bei ihrer Herrin niederknieend, sie anflehte, sich zu fassen. Endlich endete dieser Anfall mit gänzlicher Erschöpfung. Die Anspannung aller Kräfte, wozu die letzten vierundzwanzig Stunden sie gezwungen, hatte einer um so größeren Ermattung nachgegeben. Hilary fühlte, daß auf sie jetzt nicht mehr zu rechnen sei. Dennoch mußte die Anzeige besorgt werden, damit sie Montag in der Times stände.

Es gab nur eine Person, der sie vertrauen konnte — Elisabeth.

Sie schaute auf ihre Dienerin, welche vor dem Sopha knieete, ihr die Füße und Hände rieb und zuweilen den Blick erhob, um in der ruhigen Art, welche die in der Krankenpflege Geübten besitzen, zu entdecken, ob sie etwas für die Leidende thun könnte, ohne sie mit Fragen zu quälen und zu bestürmen. Hilary hatte Elisabeth in der letzten Zeit wenig gesehen und so fiel ihr eine große Veränderung an ihr auf, die gewiß nach und nach gekommen war, sie aber jetzt sehr überraschte. Das Schroffe und Harte ihres Wesens war verschwunden und an dessen Stelle war trotz ihres nicht anmuthigen, nicht zierlichen Aeußeren, jenes unbeschreibliche, wunderbar schöne Etwas getreten, welches sowohl der Bäuerin als der Königin eigen, und an Beiden gleich lieblich zu sehen, gleich traurig zu vermissen ist — Weiblichkeit. Hierzu gesellte sich noch der milde, ernste Gesichtsausdruck, welcher meist von dieser herrlichen Eigenschaft unzertrennlich ist, und so wohl fühlen läßt, daß, was auch eine solche Frau zu thun habe, sei es wichtig oder

gering, sie es stets in der besten und weiblichsten Art ausführen wird.

Dies dachte Hilary unwillkürlich, als sie ihre Dienerin beobachtete, und ihr den Auftrag gab, den sie ausrichten sollte.

Große Erklärungen ertheilte sie nicht, sie reichte ihr nur die Anzeige zum Lesen hin, und sagte ihr, was damit geschehen solle; und Elisabeth that keine Frage, sondern hörte nur aufmerksam zu und gehorchte.

Nachdem sie gegangen war, lag Hilary matt und regungslos auf dem Sopha. Ihre Kraft und Thätigkeit schienen jetzt jener schweren, drückenden Ruhe gewichen zu sein, welche eintritt, wenn man auf den Höhepunkt des Ertragens angelangt ist, jenen Zustand erreicht hat, da das Sprechen eines Wortes, das Aufheben der Hand fast unmöglich scheint, wäre selbst das Leben damit zu retten.

„O, wenn ich nur schlafen, schlafen könnte!“ das war ihr einziger klarer Gedanke.

Und der Schlaf, der süße Tröster, kam, schloß die müden Augenlider, und entführte sie in das Reich der Träume. Wie es oft geht, daß wir nicht von dem träumen, was wachend unseren ganzen Sinn beschäftigt, so auch glücklicher Weise hier. In einem unbekannten Lande befand sich Hilary, das von wunderbarer Schönheit war. Hohe, in blauem Duft schwimmende Berge zogen sich in der Ferne entlang, und klare, silberhelle Seen bespülten die lachenden, blumigen Ufer, an denen sie mit Robert Lyon, der ganz unverändert war, dahinwandelte. Er sprach nicht viel zu ihr, aber sie war ja bei ihm,

und sie wußte, daß ihre Herzen in eines verschmolzen, daß keines je dem anderen untreu gewesen, nicht einmal mit dem Gedanken, daß auch nicht der leiseste Zweifel je die Ruhe, den festen Glauben desselben gestört hatte.

Ist es stets so in dieser Welt? Führt Gott immer der treu liebenden Jungfrau den gleich treuen Gefährten zu, daß eine schöne, rechte Liebe, eine heilige, wandellose Zärtlichkeit sie vereine, deren sie sich in Gottes Angesicht nicht zu schämen haben? Denn eine rechte Liebe sieht in diesem Leben nur den Anfang jenes künftigen, besseren Daseins, und findet in der innigsten, wärmsten irdischen Liebe ein Etwas, welches man nicht mit zu fester Hand halten darf, ein Etwas, das zerbrechlich wie Glas und schwach wie ein Strohhalm ist, es sei denn veredelt und geheiligt durch die göttliche Liebe.

Hilary glaubte an eine solche Vereinigung. Und als sie durch Elisabeth's leises Klopfen aus dem Schlummer emporfuhr und, statt der schönen Ufer und Robert Lyon, das düstere Wohnzimmer mit dem verglimmenden Kaminfeuer sah, da dankte sie Gott aus voller Seele, daß ihr Traum nicht ganz ein Traum sei, daß, so schwer ihr Kummer war, er doch nicht die Liebe ihres Herzens berühre — denn fest und unverbrüchlich glaubte sie an Robert Lyon's Treue.

So erhob sie sich und sprach wieder beinahe fröhlich wie sonst, indem sie Elisabeth fragte, ob sie Alles gut besorgt habe und ob das Inserat am Montag Morgen gedruckt sein würde.

„Ja, Fräulein Hilary, es ist Alles in der Ordnung.“

Nach dieser Antwort zögerte Elisabeth das Zimmer

zu verlassen, als ob sie etwas mitzutheilen habe, wie es auch wirklich war.

Sie hatte ein Abenteuer gehabt. Es war dies etwas ganz Neues, Niedagewesenes in ihrem einförmigen Leben, und ihre Augen glänzten heller, ihre Wangen brannten, und ihre alte nervöse Erregbarkeit war zurückgekehrt, um so mehr, als sie nicht recht wußte, wie sie sich benehmen solle, denn sie schwankte zwischen dem Wunsche, ihrer Herrin Alles zu erzählen und der Furcht, sie in dieser so schweren Zeit mit einer so unwichtigen, sie nur betreffenden Sache zu belästigen.

Als nämlich Elisabeth ihre Anzeige in der Expedition der Times abgegeben hatte und auf die Bescheinigung der Annahme wartete, stand neben ihr ein junger Mann. Anfangs beachtete sie ihn kaum, bis er zu einem der Schreiber über einen Druckfehler in dem ihn betreffenden Inserate sprach, wahrscheinlich einem aus der großen Anzahl der „Dienstgesuche", wobei Elisabeth durch den unverleugbaren Dialekt von Stowbury aufmerksam wurde.

Zum ersten Male seit sie die Heimath verlassen, traf er ihr Ohr, und in Elisabeth's anhänglicher, ja beharrlicher Natur hatte die Heimath durch die Jahre der Abwesenheit einen viel höhern Reiz bekommen, war zu dem einen Orte in der ganzen Welt geworden, an dem ihr Herz hing. In dieser trostlosen Oede von London die Sprache aus Stowbury zu hören, Jemand von dort zu sehen, ja, wenn er selbst nur Stowbury kannte, das durchbebte sie mit Wonne. Sie wandte sich schnell um und sah den Sprechenden scharf an. Es war ein

ganz junger Mann, kaum dem Knabenalter schien er entwachsen, denn er war klein, schmächtig und bartlos.

„Nun, Fräulein, ich hoffe Sie werden mich das nächste Mal wiedererkennen“, sagte der junge Mensch. Durch diese Bemerkung wurde Elisabeth inne, daß er weder so ganz jung noch so einfach war, wie sie zuerst geglaubt. Sie zog sich beschämt zurück und wurde glühend roth.

Das Schönste an Elisabeth war aber gerade ihr Erröthen, und in solchem Moment sah sie durchaus nicht reizlos aus. Sie hatte jene zarte, reine Haut, welche den Frauen ihrer Gegend eigen ist, und wenn das junge Blut so warm in die Wange stieg, dann erblühten dort Rosen, wie sie frischer und lieblicher nicht das Antlitz der schönsten Dame schmückten. Entweder dies oder die natürliche Eitelkeit des Mannes, einer Frau aufgefallen zu sein, erregte die Aufmerksamkeit des Jünglings.

„Bitte, Fräulein, Sie dürfen nicht so scheu oder gar beleidigt sein. Vielleicht habe ich denselben Weg wie Sie. Würden Sie meine Begleitung gern sehen?“

„Nein, ich danke“, erwiderte Elisabeth sehr würdevoll.

„Wollen Sie mir auch nicht einmal Ihren Namen sagen? Ich heiße Tom Cliffe und wohne —“

„Cliffe! Sind Sie der kleine Tommy Cliffe aus Stowbury?“

Und Elisabeth's ganzes Herz lag in ihren Augen.

Es wurde schon früher bemerkt, daß sie eine ungewöhnlich anhängliche Natur hatte, sie liebte nicht allzu viel Menschen, doch an denen, welchen sie einmal ihre

Zuneigung geschenkt, hielt sie mit seltener Treue fest. Fast das einzige große Interesse, das sie je im Leben empfunden — ihre Liebe für Hilary ausgenommen — hatte dem kleinen Knaben gegolten, den sie vor Jahren unter den Hufen eines wilden Pferdes hervorzog; und obgleich er ein kleiner Unhold war, der sich wenig um sie kümmerte, und seine Mutter sogar eine Frau, die in nicht gutem Rufe stand, so hatte Elisabeth doch warm und treu an ihnen gehangen, bis sie Beide aus den Augen verlor.

Es war gewiß nur natürlich, daß, als sie hörte, der Fremde sei derselbe Tom, dem sie einst, als er ein kleiner Bursche war, das Leben gerettet hatte — und nebenbei kam er noch aus dem theuren Stowbury — eine heftige Gemüthsbewegung sich in ihr kund that, welche den jungen Mann sehr zu erstaunen schien.

„Ja, ja, ich bin Tommy Cliffe aus Stowbury, das ist gewiß. Wer sind Sie aber?“

„Elisabeth Hand.“

Hierauf folgte eine sehr herzliche Begrüßung. Tom erklärte, er würde sie bei näherem Hinblicken überall erkannt haben, er hätte sie nie vergessen — niemals! Mochte dies wahr sein oder nicht, er sah wenigstens aus, als ob er die reine Wahrheit sprach; und zwei große Freudenthränen stiegen in Elisabeth's Augen.

„Sie sind jetzt ein erwachsener Mensch geworden, Tommy“, sagte sie, mit einer Art mütterlichen Stolzes auf ihn blickend, wobei sein auffallend hübsches und kluges Gesicht sie besonders fesselte, das wirklich so viel Intelligenz ausdrückte, um stets bemerkt zu werden, ob-

gleich es zu einer kleinen, unansehnlichen Figur gehörte.
„Wie alt sind Sie doch, Tom?“

„Neunzehn.“

„Und ich bin zweiundzwanzig Jahre. Wie alt wir schon werden“, rief sie lächelnd.

Dann fragte sie nach Frau Cliffe, erhielt jedoch nur die kurze Antwort: „Mutter ist todt“, in einem so abweisenden Tone gesprochen, daß man wohl merkte, fernere Erkundigungen würden unwillkommen sein. Auch seine beiden Schwestern waren am Typhus gestorben, und Tom hatte in den letzten drei Jahren „sich allein durchschlagen müssen“, wie er sich ausdrückte.

Er war außerordentlich offen und vertraulich, erzählte wie er seine Laufbahn als Bursche bei einem Buchdrucker begonnen habe, dann zum Setzer emporgestiegen sei, und da seine Gesundheit das anhaltende Stehen nicht vertragen, habe er diese Beschäftigung verlassen und sei bei einem Schriftsteller Diener geworden.

„Ein ungeheuer kluger Mensch ist mein Herr, er hat Equipage, gibt splendide Mittagsessen, zu denen selbst Prinzen und Herzöge kommen, und all das Geld dazu bringen ihm seine Bücher. Vielleicht haben Sie schon den Namen von einigen gehört“, und Tom nannte ein Paar mit einer patronisirenden Miene, über welche Elisabeth lächelte, denn sie hatte die Bücher sogar gelesen. Trotzdem aber betrachtete sie den Diener eines so großen Mannes mit einer gewissen Ehrfurcht und der „kleine Tommy Cliffe“ gewann dadurch eine noch größere Bedeutung in ihren Augen.

Während er mit ihr die Straße entlang ging, sie

nach dem Omnibus zu geleiten, konnte sie nicht umhin zu bemerken, was für ein kluger, scharfsichtiger Bursche er geworden war, wie er gleich manchen anderen Buchdruckerlehrlingen durch seine Kunst in die höhere geistige Welt der Bücher eingeführt ward und dadurch eine Bildung — Selbstbildung natürlich — erhalten hatte, welche weit über seinen Stand hinausging. Während sie auf ihn blickte und lauschte, mußte Elisabeth unwillkürlich an Benjamin Franklin denken und an manchen Anderen, der sich vom Buchdruckerlehrling und von des Setzers Pult zu Ruhm und Bedeutung emporgeschwungen hatte, und sie meinte, vielleicht könne dies auch noch das Loos des „kleinen Tommy Cliffe“ werden. Warum nicht? Wenn es so geschah, wie unendlich stolz würde sie sich fühlen!

Für den Moment hatte sie alles Andere, selbst Fräulein Hilary vergessen. Erst als Tom sie fragte, wo sie wohne, fiel ihr plötzlich ein, daß ihre Herrin es unter den obwaltenden Umständen gewiß nicht gern sehen möchte, wenn ihre Wohnung oder irgend etwas sie Betreffendes Jemand aus Stowbury bekannt würde.

Es kostete sie einen Kampf. Sie hätte den jungen Mann gern wiedergesehen, würde gern mit ihm von Stowbury und den Bekannten dort gesprochen haben, aber sie fühlte, sie dürfe es nicht und so wollte sie es auch nicht.

„Sagen Sie mir, wo Sie wohnen, Tom, das wird gerade so gut sein, wenigstens bis ich mit meiner Herrin sprach. Mich hat niemals früher Jemand besucht, und ich weiß nicht, ob es ihr recht sein wird.“

„Kein Anhang, kein Schatz erlaubt, he?“

Elisabeth lachte. Der Gedanke, den kleinen Tommy Cliffe sich als ihren Schatz vorzustellen, schien ihr zu drollig.

So sagte sie ihm Lebewohl, nachdem sie, Dank seiner fröhlichen Offenheit, Alles ihn Betreffende erfahren hatte, wohingegen er nicht das Geringste über sie selbst und ihre Herrinnen gehört. Sie lächelte nur, als er ihr erklärte, und zwar mit einer gewissen romanhaften Emphase, er würde sie schon wiederfinden und sollte er sie durch ganz London suchen.

Dies war Elisabeth's Abenteuer gewesen. Als sie es ihrem Fräulein erzählte, erschien es ihr selbst nicht mehr so bedeutend, und ihre Herrin hörte auch nur sehr oberflächlich zu und bemühte sich sichtlich, sich auf Tommy Cliffe zu besinnen und etwas Theilnahme für ihn zu fühlen, weil er aus Stowbury war. Aber jene dort verlebte Zeit lag ihr jetzt so fern — eine Welt voll Leiden trennte sie von damals.

Plötzlich ergriff sie die Furcht, welche auch schon über Elisabeth gekommen war.

„Der junge Mensch sah hoffentlich nicht die Anzeige? Du erzähltest ihm doch nichts über uns?"

„Ich theilte ihm nicht das Geringste mit", erwiderte Elisabeth mit sanfter Stimme und gesenktem Blick. „Ich nannte nicht einmal irgend einen Namen."

„Das war recht; ich danke Dir."

Doch ach, die Bitterkeit, zu fühlen und zu wissen, daß Elisabeth das kannte, für dessen Verschweigen sie ihr dankte, und daß Askott's Namen nicht zu nennen die größte Güte war, welche die treue Dienerin ihr erweisen konnte!

Fünftes Kapitel.

Askott Leaf kehrte nicht nach Hause zurück.

Täglich erschien die Anzeige in der Times, zuweilen ein Wenig verändert, wie gerade ein Hoffnungsstrahl oder eine neu erregte Furcht es mit sich brachte, doch kein Wort, kein Brief, auch nicht ein Zeichen der Erwiderung ward den armen, bangharrenden Frauen.

Selbst Peter Askott — gerührt durch ihre stumme Verzweiflung oder vielleicht in der Meinung, daß wenn der junge Taugenichts gefunden würde, er sicherer in einem anderen Welttheile untergebracht wäre — begann im Geheimen nach ihm forschen zu lassen. Jedes abgehende Schiff wurde examinirt, jedes Hospital besucht, jeder Selbstmörder besichtigt — Alles vergebens. Der unglückliche junge Mann war so plötzlich und spurlos aus dem häuslichen Kreise verschwunden, wie schon Mancher vor ihm, von dem man nie wieder etwas gehört hatte.

Es wäre schwer zu begreifen wie eine Familie einen solchen Kummer zu ertragen vermag, wenn wir nicht

wüßten, daß schon so viele ihn erdulden mußten, mit der ganzen Wucht der fast aufreibenden Marter, des Schwebens zwischen Furcht und Hoffnung, bis diese ganz erlöscht und sich in einen dauernden Gram verwandelt, gegen den der Schmerz, durch den Tod herbeigeführt, fast leicht und erträglich erscheint.

Die Familie Leaf mußte dies Alles durchmachen. War es besser oder schlimmer für sie, daß sie gezwungen wurden, ihren Kummer geheim zu halten, und keine Freunde ihnen zur Seite standen, sie auszufragen, zu bemitleiden oder zu trösten, daß Johanna täglich und stündlich allein in dem einsamen Wohnzimmer sitzen mußte, da Selina sich wieder ganz aufgerichtet hatte und die Vorbereitungen zur Hochzeit besorgte, und daß Hilary jeden Montag Morgen nach Kensington zurückzukehren genöthigt war, um die ganze Woche hindurch zu arbeiten — zu arbeiten — als sei nichts vorgefallen!

Es war gewiß nur natürlich, daß dies Alles nicht spurlos an ihr vorüberging, und eines Tages, nachdem Fräulein Balquidder sie lange und forschend angeblickt, sagte sie:

„Meine Liebe, Sie sehen krank aus; sind Sie leidend oder haben Sie Kummer? Meine «Kinder» vertrauen mir stets ihre Sorgen an, ich bin ein Doctor für Leib und Seele.“

„Das glaube ich gern“, erwiderte Hilary mit trübem Lächeln, doch ging sie nicht in nähere Erklärungen ein, und die alte Dame war freundlich und tactvoll genug, nicht weiter zu forschen. Dennoch kam sie unter diesem oder jenem Vorwande fast allabendlich nach Ken=

sington und nahm dann Hilary stets mit nach Hause, dort zu schlafen.

„Ihre Schwester Selina wünscht Sie gewiß noch so viel wie möglich bei sich zu haben“, sagte sie, um für ihr Thun einen Grund anzugeben.

Hilary widersprach dem nicht, denn wir sind ja oft gezwungen in etwas schweigend einzustimmen, was eine Wahrheit sein sollte und dennoch, wie wir nur zu schmerzlich fühlen, eine grausame Lüge ist.

Denn leider war es leicht ersichtlich, daß Selina nicht mehr zur Familie gehörte. Nachdem der erste heftige, sich selbst anklagende Schmerzensausbruch vorüber war, nahm sie Herrn Askott's Ansicht über den Verlust des Neffen an und fand, daß es eine gute Art war von ihm befreit zu sein; dann wandte sie sich wieder ganz der Sorge für ihre Ausstattung und Einrichtung zu, nur noch von der Furcht gequält, es könne etwas dazwischen kommen, daß die Hochzeit verschoben würde.

Aber diese Gefahr war allem Anschein nach beseitigt. Keine Kunde von Askott traf ein, selbst die täglichen Nachfragen seiner Gläubiger hörten auf. Seine Tante Selina begann freier zu athmen, als am Morgen vor der Hochzeit — da die drei Schwestern noch mit Schleier, Spitzen und solchen duftigen Stoffen beschäftigt waren, doch in so trüber und schweigender Stimmung, als gälte es den Vorbereitungen zu einem Leichenbegängniß — ihnen plötzlich gemeldet wurde, ein Mann sei draußen und wünsche sie dringend in Geschäften zu sprechen.

Es war ein Gerichtsdiener, der von Askott Leaf's

Tanten erfragen solle, ob seine Personalbeschreibung auf dem beifolgenden Blatte richtig sei. Denn sein Hauptgläubiger, zum Aeußersten getrieben, hatte beschlossen, ihn in den Zeitungen als „durchgegangen“ oder „sich verbergend“ aufzurufen.

Wäre ein Blitzstrahl in das kleine Zimmer niedergefahren, die drei Schwestern hätten nicht mehr entsetzt und betäubt sein können. Sie machten keine „Scene“, denn die Feinheit ihrer Bildung und ein gewiß nur edler Stolz hielten sie zurück, vor einem Fremden die Tiefe ihres Jammers zu enthüllen, obgleich der Mann sehr höflich war, und nachdem er gleich einem Automaten sich seines Auftrages entledigt hatte, ruhig vor sich niedersah, und sie weder durch Fragen noch Blicke belästigte. Er war an solche Auftritte gewöhnt.

Hilary erholte sich am ersten von dem furchtbaren Schlage. Sie sah ihre Schwestern an, doch sie saßen noch betäubt und stumm. Bei jeder Krisis in irgend einem die Familie betreffenden Kummer überließen sie es ihr stets, die Angelegenheit zu führen und zu ordnen.

Schnell erwog sie in ihrem Geist all die Folgen, welche aus diesem neuen Unglück, das der Familie zur Schande gereichte, entstehen würden. Sie stellte sich Herrn Peter Askott's Aerger und Zorn vor, um die sie sich freilich nur insofern kümmerte, als sie Selina kränken mußten; viel gewichtiger war der Umstand, daß nach diesem Vorfall jede Hoffnung schwand, den armen, unglücklichen Verschwender wieder in ihrer Mitte zu sehen. Hilary hielt ihn nicht für todt, sie glaubte unverbrüchlich, daß er einst nach schweren Leidensjahren, von seinen

Irrfahrten gebessert zurückkehren werde, worauf alsdann das gemästete Kalb ihm zu Ehren geschlachtet werden sollte, und sie Freudenthränen über den Tiefbereuenden vergießen würden. Aber nachdem dieser Aufruf in den Blättern gestanden hatte, würde und konnte Askott niemals wieder nach Hause zurückkommen.

Mit einem so kalten und geschäftsmäßigen Tone, als sie nur immer finden konnte, sagte Hilary, dem Beamten das Blatt reichend:

„Dies ist ein summarisches Verfahren. Giebt es kein Mittel es zu verhindern?“

„Ja, eines, Fräulein“, erwiderte der Mann sehr achtungsvoll. „Wenn die Familie die Schuld bezahlt, wird natürlich der Aufruf nicht gedruckt.“

„Wissen Sie wie hoch die Summe ist?“

„Achtzig Pfund.“

„Ach!“

Dieser hoffnungslose Seufzer Johanna's war Antwort genug, obgleich keine der Damen sprach.

In gewissen verzweiflungsvollen Lebenslagen werden manche Frauen von einem ebenso verzweifelten Muthe erfaßt — oder eigentlich ist es weniger Muth, als Glaube, der ihr ganzes Sein durchdringt, jener Glaube, von dem uns gelehrt wird, daß er „Berge versetzt“. Die Ueberzeugung, daß bis zum Ende hin etwas zu thun sein muß zur Rettung aus der Gefahr, begeistert sie so, daß, wenn dies durch Menschenhand gethan werden kann, sie die Kraft in sich fühlen, das anscheinend Unmögliche auszuführen. Der Berg wird natürlich nicht versetzt,

aber dieser Muth, dieser lebendige Glaube lehrt, wie er zu übersteigen sei.

„Nun gut; bringen Sie dieses Blatt Jenem, der Sie gesandt hat, zurück. Er wird ohne Zweifel einsehen, wie seine einzige Hoffnung, bezahlt zu werden, darin beruht, daß er die Anzeige zurücknimmt. Willigt er darin, so soll er in zwei Tagen von uns hören, und wir werden uns über die Tilgung der Schuld mit ihm einigen.“

Hilary gab diesen Bescheid mit so großer Ruhe und Sicherheit, daß die Schwestern ganz erstarrt auf sie blickten, doch nicht wagten ihr zu widersprechen, und der Bote sich mit einem höflichen „Guten Morgen“ entfernte.

Als er gegangen, rief Selina:

„Hilary, was hast Du versprochen, die Schuld zu bezahlen ist ja eine Unmöglichkeit!“

„Erinnerst Du Dich der Antwort, welcher jener Franzose seiner Geliebten gab: «Madame, wenn es möglich gewesen, so wäre es schon geschehen, weil es unmöglich ist, werde ich es thun». So sage auch ich. Es geschieht, und zwar durch mich.“

„Ich muß mich wundern, wie Du noch über unser Mißgeschick scherzen kannst“, erwiderte Selina gereizt.

„Ich scherze nicht, doch wo liegt der Nutzen still zu sitzen und zu seufzen? Ich denke auszuführen, was ich gesagt habe. Es muß geschehen.“

Hilary's Augen strahlten in ungewöhnlichem Feuer, ihre schmalen, rothen Lippen waren fest zusammengepreßt.

„Wenn es nicht geschieht, wenn diese öffentliche Schande nicht unterdrückt wird, Schwestern, seht Ihr nicht die daraus entspringenden Folgen? Nicht was Deine Heirath anbetrifft, Selina — der Mann müßte ein Elender sein, der die Frau aufgäbe, welche er liebt, selbst wenn ihr nächster Verwandter am Galgen gestorben wäre — nein, ich spreche in Beziehung auf Askott selbst. Er ist nicht bösartig, obgleich er schlecht gehandelt hat; aber es ist ein großer Unterschied zwischen einer bösen That und einem durchaus verderbten, schlechten Charakter. Ich beabsichtige ihn zu retten, wenn es in Menschenmacht steht.“

„Wie?“

„Indem ich seinen guten Namen erhalte durch das Bezahlen der Schuld.“

„Und woher in aller Welt willst Du das Geld nehmen?“

„Ich werde zu Fräulein Balquidder gehen und —“

„Es borgen?“

„Nein, niemals! Fast eben so gut könnte ich daran denken es zu stehlen.“

Hilary erklärte ihren Schwestern, sie wolle Fräulein Balquidder ersuchen, es mit dem Gläubiger so zu arrangiren, daß er auf wöchentliche oder monatliche Abzahlungen eingehe, die von ihrem Gehalte gemacht werden sollten.

„Ich will sie um keine so sehr große Gunst bitten, sie soll nur sagen: «Diese junge Dame ist durch mich angestellt, ich halte sie für achtbar und redlich und glaube, daß wenn sie ein Versprechen gibt, sie es nach

besten Kräften erfüllen wird.» Ein Zeugniß, welches zur Zeit für ein Glied der Familie Leaf fast etwas Seltenes und Ungewöhnliches ist."

„Hilary!!"

„Ich werde bitter, Johanna, o ich weiß es! Aber warum haben wir auch so viel zu leiden? Warum werden wir stets in dieser schrecklichen Weise herabgedrückt? Weshalb steht uns nicht gleich anderen Frauen eine kräftige Stütze zur Seite, Jemand der uns liebt und für uns sorgt? Weshalb sind wir so grenzenlos elend und verlassen, daß —"

Johanna legte ihren Finger auf die Lippen ihres Kindes:

„Weil es Gottes Wille ist."

Hilary warf sich laut weinend ihrer geliebten Schwester in die Arme.

Auch Selina vergoß ein Paar Thränen und sagte, sie würde sehr gern ihr Theil zur Bezahlung der Schuld beitragen, wenn Herr Askott nichts dagegen habe. Und dann wandte sie sich wieder zu ihrer prachtvollen Brauttoilette, und wurde ganz durch das Mißgeschick in Anspruch genommen, daß in dem für die Trauung bestimmten Hute zuviel Clematis und zu wenig Orangenblüthen garnirt waren, ein Uebelstand, dem sich jetzt nicht mehr abhelfen ließ. Ein Wenig ängstigte sie sich auch, daß Fräulein Balquidder in das Vertrauen der Familie gezogen werden sollte, aus Furcht die unselige Geschichte könne nach dem Russell-Platz dringen; und so bestand sie darauf, daß wenigstens erst nach dem nächsten Tage etwas in der Sache geschehen solle. Sie war entschlossen, sich

zu verheirathen und fürchtete, daß noch im letzten Augenblick ihr Vorhaben zerstört werden könne.

Hilary blieb jedoch fest bei ihrer Ansicht.

„Ich versprach, daß die Angelegenheit in zwei Tagen geordnet sein soll und so muß es geschehen, sonst denkt der Mann, daß auch wir unser Wort brechen.“

„Du kannst ihn ja des Gegentheiles versichern“, erwiderte Selina würdevoll. „Uebrigens weiß ich wirklich nicht, weshalb Du Dich nicht mit ihm einigen willst, ohne Dich an Fräulein Balquidder zu wenden?“

Wieder kehrte der bittere Ausdruck in Hilary's Antlitz zurück.

„Du vergißt, daß Fräulein Balquidder's ehrlicher Name die einzige Bürgschaft ist für die Unredlichkeit und Unzuverlässigkeit des unsrigen.“

„Hilary, Du beschimpfest uns — beleidigst mich, wenn Du in dieser Weise sprichst. Sind wir nicht Damen, hochgeborene, feine Damen?“

„Ich weiß nicht, Selina, mir ist, als wüßte ich gar nichts mehr mit voller Bestimmtheit, als das Eine, daß ich nämlich mit Freuden von Wasser und Brot mich nähren wollte, könnte ich mir dadurch nur ein redliches, friedliches Leben erringen. O, wird dies jemals, jemals unser glückliches Loos sein!“

Sie ging mit schnellen Schritten auf und ab, wobei sie die umherliegenden weißen Stoffe streifte, mit denen Selina sich so eifrig beschäftigte. Ein bitteres, geringschätzendes Lächeln kräuselte Hilary's Lippe, das wohl nicht allein dem Tand und Putz galt. Aergerlich und

elend, jeder Nerv zuckend vor Erregung, war sie mit sich und der ganzen Welt im Streit.

Dies Gefühl währte noch als sie nach einigen ferneren Erörterungen ihren Willen durchgesetzt hatte und sich auf dem Wege zu Fräulein Balquidder befand. Sie ging mehr als ein Mal um den Platz herum, sich bemühend jedes Wort, was sie sagen wollte, vorher zu überlegen, damit sie nur das Allernöthigste des Familiengeheimnisses verrieth, das Ganze mehr als eine Geschäftssache hinstellte, und nur die Gunst erbat, welche durchaus nicht zu vermeiden war. Als sie so dahinschritt und der scharfe, schneidende Ostwind sie von allen Seiten traf, fühlte sie sich nicht nur äußerlich immer kälter werden, auch ihr Inneres ward immer starrer und bitterer.

„Das geht nicht; auf diese Weise werde ich nach und nach böse. Ich muß mir ein Herz fassen und die Sache zu Ende führen.“

Vielleicht wirkte der Wechsel als sie aus der unfreundlichen Kälte außen in das warme, hellerleuchtete Zimmer trat, nicht nur physisch, sondern auch geistig vortheilhaft auf Hilary ein.

Die Behaglichkeit des Raumes, der sie umfing, schien ihre Erregung zu sänftigen. An dem wohlbesetzten, doch einsamen Theetisch saß die gute, reiche Dame.

Inmitten des sehr großen, schönen Zimmers nahm sich der kleine Theetisch mit der einen Tasse darauf, dem einen Lehnstuhl davor, fast verloren aus. Und als Hilary eintrat, bemerkte sie an Fräulein Balquidder jenen ernsten, stillen, fast trüben Gesichtsausdruck, der

alleinstehenden Menschen meist eigen ist, der aber in so reicher, prächtiger Umgebung doppelt weh berührt.

Sobald die alte Dame sie gewahrte, flog ein sonniges Lächeln über die erst so ernsten Züge, und aufstehend rief sie fröhlich:

„Wie freundlich von Ihnen zu mir zu kommen, mein liebes Fräulein, und überdies am Tage vor der Hochzeit, wo Sie gewiß so beschäftigt sind. Setzen Sie sich und erzählen Sie mir davon! Doch halt, meine Liebe, Ihre Schuhe sind sehr naß, die müssen Sie ausziehen.“

Fräulein Balquidder holte selbst ihre warmen Pantoffeln herbei und steckte mit eigenen Händen die kleinen Füßchen hinein.

Hilary ließ es geschehen — sie war wirklich zu überrascht, um zu widerstreben.

Fräulein Balquidder hatte, wie die meisten Menschen, ihre eigenen Ansichten und sogar einige „Schrullen“, und eine derselben war die, ihre geschäftlichen und freundschaftlichen Verbindungen hart von einander zu scheiden. Wenn sie nach Kensington oder einem der anderen Läden kam, so war sie stets die „Herrin“, eine sehr gütige und mütterliche zwar, doch aber entschieden und als Autorität auftretend. Ebensowohl hatte sie es sich zum Gesetz gemacht, alle ihre Schützlinge gleich zu behandeln, keine „Stiefkinder“ darunter zu haben. So war es denn von Hilary gefühlt und verstanden worden, daß sie Fräulein Leaf, die Buchführerin war, welche gegen ihre Vorgesetzte ihre Pflicht erfüllte, dafür gut bezahlt wurde, aber sonst durchaus keine näheren Beziehungen zu Fräulein Balquidder erwartet oder erreicht hatte.

Doch in ihrem eigenen Hause trat die Letztere ihr ganz anders gegenüber; vielleicht auch mochte das plötzliche Erscheinen des jungen, lieblichen Gesichtes in dem einsamen Zimmer die alte Dame so freudig gestimmt haben.

Ein tiefbetrübtes Herz wird oft von einer Kleinigkeit gerührt und erquickt. Als die gütige Frau, nachdem sie die kleinen, kalten Füße gestreichelt und über die wollenen Strümpfe sich sehr lobend geäußert hatte, sich erhob, bemerkte sie, daß Hilary's Gesicht zuckte und sie nur mit Mühe ihre Thränen zurückzuhalten vermochte.

Es giebt Frauen, bei denen man instinctartig fühlt, daß sie — wie Fräulein Balquidder einst scherzend von sich äußerte — bestimmt waren, Mütter zu sein. Und obgleich die Vorsehung in ihrer Weisheit ihnen dieses Glück versagte, so vermochte sie doch nicht den Quell dieser mütterlichen Zärtlichkeit — die bei solchen Gemüthern eine Leidenschaft ist, fast so stark und mächtig als bei anderen die Liebe — zu hemmen und versiegen zu lassen; und der Strom, welcher sonst vielleicht ein Kind, eine Familie beglückt und gesegnet hätte, darf nun weit und breit sich ergießen, Segen bringend, wohin er fließt.

Während Fräulein Balquidder Hilary zu einem bequemen Stuhle führte und ihr selbst die Kissen zurecht legte, sagte sie mit einem Tone, der das junge Mädchen bis ins Herz traf:

„Mein liebes Kind, Sie haben Kummer; ich bemerkte es schon seit einiger Zeit, aber ich mochte nicht forschen, da Sie es nicht zu wünschen schienen. Wollen

Sie mir jetzt vertrauen und gestatten, Sie zu trösten, Ihnen zu helfen? Sie brauchen nicht bange zu sein, ich erzähle nichts wieder, aber Jeder kommt mit seinen Sorgen zu mir."

Das war in der That so. Neben dieser Mütterlichkeit besaß die alte Dame noch die schöne Gabe, Vertrauen zu erwecken, eine Eigenschaft, mit der manche sonst ganz vorzüglichen Menschen durchaus nicht gesegnet sind. Die Geheimnisse, welche ihr anvertraut wurden, die Herzensgeschichten, in denen sie eine Rolle gespielt, die wunderbaren und seltsamen Handlungen und Missionen, die sie in ihrem Leben berufen war auszuführen, würden den besten Stoff für einen oder mehrere Romane geben, dennoch möchte kein Schriftsteller wagen solches Buch zu schreiben, weil das Publikum es als unmöglich und unnatürlich verwerfen würde. Alle diese Erfahrungen hatten aber der alten Dame einen klaren Einblick in die menschliche Natur verliehen, und ihr so richtige, großherzige und milde Ansichten gegeben, daß sie vielleicht die geeignetste Person war, die traurige Geschichte des jungen Askott Leaf recht zu verstehen.

Hilary wußte selbst kaum wie die Mittheilung geschah, sie schien so wenig erzählt zu haben und dennoch ahnte und begriff Fräulein Balquidder Alles. Sie sah weder überrascht noch empört aus, sie fragte auch nicht weiter, noch begann sie weise Rathschläge zu ertheilen; sie legte nur ihre große, weiche Hand schützend und liebkosend auf das junge, gebeugte Haupt vor ihr und sagte innig:

„Wie viel Sie gelitten haben müssen, mein armes Kind!“

Der weiche schottische Accent — der Hilary an Ihn erinnerte — das ernste ruhige, doch so unendlich liebreiche Wesen machten einen überwältigenden Eindruck auf das junge Mädchen. Und nicht nur an ihn wurde sie gemahnt, die Herzlichkeit der alten Dame führte Hilary's Gedanken unwillkürlich zu seiner Mutter hin. Robert Lyon's Mutter starb als er siebzehn Jahre zählte, doch er hatte ihr ein besonders zärtliches, treues Andenken bewahrt und oft gesagt, von allen Damen, die er kennen gelernt habe, sei keine seiner Mutter gleich gekommen, dieser so kräftigen und doch sanften, echt weiblichen Landfrau, die bei aller Schlichtheit zartsinnig und edel von Gemüth, gebildet in Wort und Wesen war, obgleich sie nur die platte, hochländische Sprache redete, und die Arbeit ihrer Wirthschaft mit eigenen Händen verrichtete. Es schien Hilary in diesem Moment, als ob diese Mutter — welcher sie stets mit besonderer Innigkeit und Verehrung gedacht hatte, wie das Mädchen die Mutter des Mannes, den sie liebt, vor allen anderen Frauen hochhalten soll — jetzt zu ihr spräche, Worte der Liebe und des Trostes, und ihre Hülfe anböte, die, gerade von dieser Seite kommend, doppelt süß und werthvoll war.

Eine Einbildung freilich, die aber in dem erregten Gemüthszustande Hilary so erfaßt hatte, daß sie auf ihre Kniee niedersank und laut weinend ihren Kopf in Fräulein Balquidder's Schooß barg.

Diese schien sichtlich überrascht, es lag nicht in ihrer

Natur sich vor Anderen so ihren Gefühlen zu überlassen, aber sie war klug genug keine Fragen zu thun; sie hielt nur die kleinen, zitternden Hände fest in ihrer Rechten und strich mit der anderen Hand liebkosend über den schmerzenden Kopf. Manche Menschen besitzen eine fast wunderbar magnetische Kraft, zu beruhigen und zu beschwichtigen und diese war der alten Dame eigen. Als sie das gebeugte Haupt des jungen Mädchens emporrichtete und fest und treu ihr in die Augen schaute, freundlich sagend:

„Ich sehe, jetzt ist Ihnen besser“, da konnte Hilary den Blick gleich fest erwidern und stand lächelnd auf.

„Darf ich Ihnen nun mein Anliegen vortragen?“

„Gewiß, meine Liebe. Wenn unsere Freunde in Noth sind, so ist es das Schlechteste und Dümmste, wenn wir uns still zu ihnen setzen und sie beklagen und seufzen. Handeln, das ist das Wahre. Sind Sie gekommen meinen Rath zu erfragen, oder haben Sie sich schon selbst einen Plan entworfen?“

„Das that ich“; und Hilary theilte ihn mit.

„Ein sehr guter Plan, und es ist sehr großmüthig von Ihnen so handeln zu wollen. Aber ich sehe zwei bedeutende Hindernisse, das erste: kann er ausgeführt werden, das zweite: ist es recht, wenn es geschieht?“

Hilary erbebte.

„Natürlich spreche ich nur in Beziehung auf Ihr Wohl. Ich bemerkte oft wie Menschen sich zu Märtyrern machen, Alles hingeben für einen unwürdigen Charakter, dem dies Opfer doch nichts nützen kann. Dagegen opponire ich stets, ebenso gut wie ich es nicht leiden würde,

wenn einer meiner Freunde sich in ein brennendes Haus stürzte, ich müßte denn überzeugt sein, es wäre dadurch ein Leben zu retten. Ist dies hier der Fall?"

„Ich denke es — ich glaube es fest", sagte Hilary feierlich.

Freude und Mitleid sprachen aus dem Blick, der das junge Mädchen traf, als Fräulein Balquidder erwiderte:

„Mag es so sein; dies ist eine Sache, über die Sie selbst der beste Richter sind. Aber da Sie ferner meinen Rath wünschen, so will ich ihn gern geben: Sie sagen, es muß geschehen — gut; doch mit der Ausführung des Planes kann ich nicht einverstanden sein. Bei einem Einkommen von hundert Pfund jährlich eine Schuld von achtzig zu bezahlen, und dennoch den Lebensunterhalt für zwei Damen davon bestreiten zu wollen, das ist eine baare Unmöglichkeit."

„Johanna's und mein Jahrgeld dazu genommen besitzen wir hundert und zwanzig Pfund und einige Schillinge darüber."

„Sie kleines ordentliches Mädchen! Aber selbst damit ist es nicht möglich; Sie müßten denn so kärglich, ja dürftig leben wollen, daß Ihre Schwester in ihren Jahren entschieden unter diesen Entbehrungen leiden würde. Sie dürfen die Sache nicht einseitig betrachten. Sie müssen auch Anderen ebenso gerecht werden, wie diesem jungen Manne, der, wie ich fürchte, doch niemals — Aber ich will ihn nicht richten."

Für eine kurze Zeit schwiegen Beide, dann fuhr Fräulein Balquidder fort:

„Ich bin überzeugt, es giebt nur einen vernünftigen Weg die Angelegenheit zu ordnen, wenn Sie fest entschlossen sind es zu thun. Räth Ihre eigene Ueberzeugung, Ihr Gewissen, daß es geschehen muß?“

„Ja“, erwiderte Hilary fest.

Die alte Schottin erfaßte ihre Hand mit warmem Druck.

„Nun wohl; ich tadle Sie nicht. Vielleicht hätte ich ebenso gehandelt. Doch jetzt hören Sie meinen Plan. Fräulein Leaf, kennen Sie mich genug, vertrauen Sie mir hinlänglich, um mich des Segens theilhaftig werden zu lassen — eines der wenigen, welche wir Reichen besitzen — den die Worte ausdrücken: «Geben ist seliger denn nehmen»?“

„Ich verstehe Sie nicht ganz.“

„Erlauben Sie, daß ich mich deutlicher erkläre. Zufällig kenne ich den Gläubiger Ihres Neffen. Da er ein Kleidermacher ist, so habe ich in früheren Zeiten mit ihm in Geschäftsverbindungen gestanden, und er ist mir nicht nur als ein harter, sondern als ein nicht sehr braver Mann bekannt, mit dem keine junge Dame, selbst nicht einmal in solchen Angelegenheiten zu thun haben sollte. Sie abhängig von ihm, gleichsam in seiner Macht für mehrere Jahre zu wissen — und so würde es sein, wenn Ihr Plan in Kraft träte — das könnte ich nicht ruhig mit ansehen. Lassen Sie mich einen anderen Ausweg vorschlagen. Nehmen Sie mich statt seiner als Gläubiger an. Bezahlen Sie ihn gleich, ich will Ihnen eine Anweisung auf meinen Banquier geben.“

Das Ganze wurde so einfach und natürlich, als

etwas so rein Geschäftliches hingestellt, daß Hilary Anfangs kaum begriff, was es in sich schloß. Als sie es recht verstand und klar sah, daß eine ihr fast Fremde ihr ein Geschenk oder ein Darlehn von achtzig Pfund anbot, fühlte sie sich verwirrt. Dann aber — o, tadelt sie nicht, wenn sie die edle Unabhängigkeit, welche die Grundlage aller wahren Würde ist, zu einem fast krankhaften Uebermaß trieb! — schreckte sie vor dem Anerbieten zurück, tief beschämt und verletzt. Endlich zwang sie sich zu einer Erwiderung, aber die Worte klangen kalt und förmlich.

„Sie sind sehr gütig, und ich bin Ihnen sehr verbunden, doch noch nie in meinem Leben borgte ich Geld. Es wäre mir auch jetzt unmöglich.“

„Gut. Ich verstehe Ihre Gefühle und bitte um Entschuldigung, Sie gekränkt zu haben“, entgegnete Fräulein Balquidder auch etwas kühl.

Ein peinliches Schweigen trat ein; dann nahm die alte Dame einen Bleistift und begann etwas in ihr Notizbuch einzuschreiben.

„Ich berechne eben, welche Summe sie bei der größten Einschränkung monatlich ersparen können. Wissen Sie, daß die Wohnungen in London sehr theuer sind? Mir fällt gerade ein, daß wenn Sie aus dem Laden in Kensington nach einem eben solchen in Richmond übersiedelten, ich im Stande wäre Ihnen dort einige Zimmer für viel geringere Miethe, als Sie Frau Jones geben, abzulassen, und dann könnten Sie wieder mit Ihrer Schwester zusammen wohnen.“

„Ach, das würde uns Beide so viel glücklicher machen. Wie gütig Sie sind!“

„Sie werden sehen, ich will Ihnen nur beistehen, daß Sie sich selbst helfen können und Ihnen keinesweges Verbindlichkeiten auferlegen. Obgleich ich es durchaus nicht so furchtbar finden kann, einer alten Frau, die ganz allein in der Welt steht und mit dem Ihrigen thun kann, was sie will, ein Wenig verpflichtet zu sein.“

Es lag eine rührende Innigkeit in dem Tone, die Hilary besänftigte, ja, mit Reue erfüllte.

„Vergeben Sie mir, wenn ich zu hastig war! Ich habe solchen Abscheu, Geld zu borgen — und nachdem Sie die Geschichte meiner Familie kennen, müssen Sie die Ursache verstehen.“

„Das thu ich vollkommen. Aber es giebt auch für die edelste Unabhängigkeit Grenzen. Jemand der bei jeder Gelegenheit und zu seinem eigenen Vergnügen hier und dort und wo er es nur erlangen kann Geld borgt, ohne die geringste Aussicht zu haben, dem Gläubiger gerecht zu werden, ist sehr verschieden von einem Anderen, welcher in der größesten Verlegenheit die angebotene Hülfe eines Freundes annimmt, und dabei den redlichen Willen hat das Darlehn zurückzuzahlen. Sie haben diesen Willen und auch die Kraft ihn auszuführen. Es fällt mir nicht ein, Ihnen ein Geschenk zu machen, ich werde von Ihrem Gehalte monatlich etwas zurückbehalten, bis ich meine achtzig Pfund richtig wiederhabe.“

„Wenn Sie diese nun aber nie zurückerhielten? Ich bin zwar jung und kräftig — trotzdem könnte ich krank werden, sterben, und die Schuld bliebe unbezahlt.“

„Nicht unbezahlt“, entgegnete Fräulein Balquidder mit ernstem Lächeln. „Sie vergessen, mein liebes Kind, des Ausspruches: «Was Ihr einem der Geringsten thut unter diesen, das habet Ihr **mir** gethan.» «Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem **Herrn**.» Ich habe Ihm schon oft ein gutes Theil geliehen, und Er hat es mir mit Zinsen zurückgegeben.“

Es lag etwas Feierliches und Trauriges zugleich in der Art wie die alte Dame sprach. Hilary vergaß ihre einseitige Auffassung der Sache, und ihr Stolz, ihr Gekränktsein schwanden dahin.

„Ist es aber nicht Ihre Ansicht, Fräulein Balquidder, daß man arbeiten und kämpfen muß bis zum Aeußersten, ehe man sich durch Andere Verpflichtungen auferlegen läßt, besonders in pekuniärer Hinsicht.“

„Als eine Grundregel mag es gelten. Doch Geld ist nicht das Erste und Wichtigste in der Welt, so daß auch eine solche Schuld nicht das Schwerste zu tragen ist. Zuweilen ist es die größte Güte, welche Sie einem Mitmenschen erweisen können, eine Güte, welche sein Herz erquickt und rührt und es Ihnen vielleicht fürs ganze Leben gewinnt, daß Sie eine Gunst von ihm annehmen.“

Hilary erwiderte nichts.

„Ich spreche aus Erfahrung. Ich habe kein sehr frohes, glückliches Leben gehabt, mein Kind, wenigstens würden die meisten Menschen es finden, doch der Herr hat mich für meine Einsamkeit und manche Entbehrungen dadurch entschädigt, daß er mich mit Gütern segnete, welche Anderen oft

Glück und Ruhe wiedergegeben haben. Die meisten Menschen besitzen irgend eine Lieblingsneigung, ein Steckenpferd. Das meinige ist «Wohlthun». Neben dem Guten, was es bewirkt, erfreut mich auch das Gefühl, daß ich es thun kann — obgleich dies gewiß eine große Schwäche von mir ist. Wenn Alle die, denen ich Hülfe gebracht, mich wie Sie mit den Worten zurückgewiesen hätten: «Ich will nicht geholfen sein, will nicht, daß man mich glücklich mache», es wäre hart für mich gewesen, würde mich meiner einzigen Freude beraubt haben."

Ein halb trübes, halb humoristisches Lächeln glitt über das scharfgeschnittene Antlitz, es vergeistigend und verschönernd.

Hilary schwankte. Sie verglich ihr Leben, das, trotz aller Sorgen, Liebe und Hoffnung in sich barg, mit dem dieser einsamen Frau, die eigenes Glück nie gekannt, die sich mit dem Glückspenden begnügen mußte. Demüthig, ja beschämt küßte sie die edle Hand, welche so viel Segen verbreitete, doch die nach Gottes unerforschlichem Rathschluß nie für das Wohl einer eigenen Familie wirken durfte. Einsam war das Leben dieser Frau gewesen, Alles entbehrend, was dem Herzen des Weibes das Kostbarste ist; einsam ging sie dem Grabe zu. Nie war ihr mehr geworden, als was auch Hilary jetzt ihr reichte, der halb bittere, halb süße Lohn der Dankbarkeit.

„Nun, mein Kind, was soll geschehen?"

„Ich will thun, was Sie für recht halten", flüsterte Hilary.

Sechstes Kapitel.

Es war kein freundlicher, lieblicher Morgen für einen Hochzeitstag. Ein dicker, gelber, echt Londoner Nebel, wie die Schwestern ihn noch gar nicht gesehen hatten, schwebte auf den Straßen und verfinsterte die Zimmer, so daß sie bei Kerzenlicht frühstücken mußten. Schon in den Festgewändern saßen sie am Theetisch. Seit sechs Uhr Morgens waren sie auf; und Elisabeth hatte ihre drei Herrinnen eine nach der anderen angekleidet, sich mit besonderem Vergnügen diesem Amte unterziehend; denn sie stand noch in dem Alter, da eine Hochzeit etwas Hochwichtiges für jedes Mädchen ist, und es war die erste, welche sie jemals näher berührte.

In mancher Hinsicht ward sie durch diese Hochzeit enttäuscht; es überraschte sie zu sehr, daß der letzte Abend gerade wie alle früheren Abende vorüberging, ohne etwas Besonderes zu bringen. Nachdem das Packen der beiden Reisekoffer geschehen war — die übrige Ausstattung wurde gleich nach Selina's künftigem Hause geschickt, um nur jede

Verbindung mit Nr. 15 so schnell als möglich abzubrechen — hatten die drei Damen wie gewöhnlich zu Abend gespeist, und waren dann zur Ruhe gegangen, ohne daß zwischen ihnen irgend eine größere Zärtlichkeit oder ein Beweis inniger Liebe sichtbar geworden wäre. Das erschien Elisabeth befremdend. Sie hatte noch nicht die Bitterkeit einer Trennung kennen gelernt, bei der Niemand besonderen Kummer empfindet.

An einem Hochzeitsmorgen ist freilich keine Zeit für Gefühlsausbrüche, da scheint es nur eine Hauptbeschäftigung zu geben — die Toilette. Herr Askott hatte darauf bestanden, das Seinige zu thun, damit seine neuen Verwandten „anständig und seiner würdig" bei der Trauung erschienen. Selina's wegen fügten sie sich darin; es war überdies unvermeidlich, denn sie besaßen kein Geld, um sich Hochzeitstaat zu kaufen. Entweder mußten sie Herrn Askott's Geschenke annehmen, in denen er, um gerecht zu sein, sich nicht nur großmüthig, sondern auch überlegt und rücksichtsvoll erwies, oder sie waren genöthigt von der Hochzeit fortzubleiben, was sie um „der Familie willen" nicht mochten.

Mit einem Empfinden, als wenn sie ihre letzte Pflicht gegen Selina erfüllten, die, wie sie vorahnend fühlten, ihnen fortan keine Schwester mehr sein würde, zog Johanna ihr lillaseidenes Kleid an und band das schöne weiße Crêpe de Chine Tuch um, während Hilary ein silbergraues Popeline-Kleid mit einer weißseidenen Kardinal-Pellerine trug, die mit weißen Schwan besetzt und damals sehr modern war. Der Anzug war eigentlich für eine Brautjungfer zu alt, aber sie wollte sich warm

kleiden und nicht in weißen Mousselinstoffen und luftiger Kantenmantille ihre Gesundheit gefährden, die ihr jetzt doppelt werthvoll war — weil von ihr die Bezahlung ihrer Schuld abhing.

Askott's Gläubiger war schon befriedigt, Fräulein Balquidder liebte keinen Aufschub. Als Hilary an jenem Tage zu ihren Schwestern zurückkehrte, war die Furcht vor öffentlicher Schande beseitigt, sie hatte die quittirte Rechnung in der Hand, und schuldete nun der alten würdigen Dame achtzig Pfund.

Aber die Schuld drückte und demüthigte sie nicht. Sie hatte sich die Lehre zu Herzen genommen, welche der edle, großsinnige Reiche stets dem Armen geben kann, daß nämlich die Dankbarkeit, eine so schwere, wundreibende Kette sie Manchem ist, sie Anderen — und es sind die größeren Naturen — zu einem festen und heiligen Bande wird, welches sie dem Wohlthäter eng verknüpft. Dennoch aber war die Schuld vorhanden, und Hilary würde sich nicht eher leicht und frei fühlen bis sie abgezahlt war. Die Großmuth, mit der das Darlehn ihr gegeben worden war, die konnte und mochte sie gar nicht vergelten, in dieser Hinsicht wollte sie sich ihrer alten Freundin gern fürs ganze Leben verpflichtet fühlen.

Davon war sie nicht abgegangen, daß ihr von ihrem Gehalte monatliche Abzüge gemacht würden, und wie sie durch die größte Einschränkung diese Summe möglichst erhöhen konnte, darüber hatte sie mit Johanna nachgedacht und viel überlegt, nachdem sie an jenem Abend sich zur Ruh begeben. Es war durchaus keine Zeit zu

verlieren, weil sie Frau Jones die Wohnung aufsagen mußten, und wenn der Plan mit Richmond ausgeführt wurde, so stand ihnen noch eine Kündigung bevor, und diese Einschränkung erfüllte Hilary schon im Voraus mit solchem Kummer, daß, als Elisabeth hereintrat, das Abendessen zu bringen, sie dem Mädchen gar nicht in das Gesicht zu sehen wagte, und sich wie ein geheimer Conspirator vorkam.

Hilary wußte, daß sie unter den obwaltenden Umständen Elisabeth nicht behalten konnten; bei dem Ersparungssystem, das sie jetzt zu befolgen gezwungen waren, wurde dies das erste Opfer, welches sie bringen mußten.

Daß es schon in persönlicher Beziehung ein großes Opfer sein würde, darüber war Hilary nicht im Unklaren. Sie mußte am meisten darunter leiden, denn die ganze Besorgung es Hausha ltes, dem Elisabeth jetzt in umsichtigster Weise vorstand, fiel ihr wieder anheim, und hundert kleine Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, welche das geschickte Mädchen ihnen bis jetzt dienstfertig erwiesen und sich dadurch fast unentbehrlich gemacht hatte, mußten aufhören. Trotzdem dachten die beiden Damen nicht hauptsächlich daran, der Kummer, die treue Dienerin von sich lassen zu müssen, beschäftigte sie mehr und machte sich jetzt schon schmerzlich fühlbar. Zwei Trennungen standen ihnen bevor, aber es war, wenn auch traurig, doch eine Thatsache, daß nicht die von der Schwester, sondern das Scheiden von Elisabeth sie mehr betrübte. Ja, der Mensch erntet, was er säet.

Wehmüthig gestimmt saßen sie an jenem nebligen Morgen beim Frühstückstisch, das letzte Familienmahl zusammen genießend, und sprachen von den gleichgültigsten Dingen, hauptsächlich von der Toilette.

Endlich standen sie vollständig bereit, selbst die Hüte waren schon aufgesetzt. Hilary sah entzückend in dem ihrigen aus, dessen Modell man noch auf einem Portrait aus der Jugendzeit unserer Königin Victoria finden kann, einem sehr kleidsamen Hut mit breitem Schirm, den ein Rosenzweig innen zierte. Der Johanna's war ziemlich ähnlich, doch hatte er statt der Rosen kleine Schleifen von weißem Bande, „denn ihre Rosenzeit sei vorüber", wie sie sagte. Trotzdem trug ihr liebes, sanftes Antlitz einen Ausdruck des Friedens, den man auf Selina's, ja selbst auf Hilary's Gesicht vergebens suchte.

Die Zeit des Aufbruches nahte, die glänzende Equipage fuhr vor. Jetzt machte die Natur und die schwesterliche Liebe sich momentan geltend. Selina wurde bewegt; nicht etwa daß sie ihre Rührung in irgend einem unpassenden Gefühlsausbruch gezeigt hätte, wodurch vielleicht gar ihr kostbares, weißes Atlaskleid oder die Bänder und Spitzen gefährdet worden wären, aber sie vergoß ein Paar Thränen aufrichtigen Schmerzes, küßte ihre Schwestern mit warmer Zärtlichkeit, und sprach den Wunsch und die Hoffnung aus, daß es ihnen in Richmond recht gut gehen möge, und sie oft zum Besuch zu ihr kommen möchten.

„Ihr müßt es selbst eingestehen", sagte sie halb entschuldigend, „es ist gut, daß wenigstens eine von uns

verheirathet sei und eine feste Stellung im Leben habe. Ich versichere Euch, ich that Alles nur um meiner Familie willen."

Und in dem Augenblick glaubte Selina wirklich an ihre Worte.

Die Trauung war vorüber. Elisabeth hatte aus einem Seitenflügel der St. Pankratius-Kirche derselben zugesehen. Es herrschte großes Gepränge dabei, die zahlreichen Hochzeitsgäste waren in der reichsten, gewähltesten Toilette, schienen sich selbst und ihre Nachbarn aber mehr zu bewundern und anzustaunen, als sich für das Brautpaar zu interessiren. Elisabeth kannte nur ihre beiden Herrinnen; Johanna stand mit herabgelassenem Schleier regungslos da, und Hilary, dicht hinter der Braut sich haltend, lauschte mit gesenktem Blick auf die schöne Traurede. Diese mußte sie noch besonders rühren, denn ein Paar klare Thränen sammelten sich in ihren Augen und rollten langsam über die weiche Wange.

„Fräulein Hilary ist ein Engel, und der Mann wird glücklich sein, der sie bekömmt", urtheilte ihre treue Dienerin, als sie etwas erregt von dem wichtigen Ereigniß des Morgens im Wohnzimmer stand und einen in der Zwischenzeit angekommenen Brief betrachtete, einen dieser Briefe, welche jeden Monat regelmäßig aus Indien eintrafen, und nach deren Empfang, wie Elisabeth wohl bemerkt hatte, ihr liebes Fräulein Hilary stets froher und glücklicher aussah.

„Es muß doch hübsch sein Jemand zu haben, der uns liebt und den wir leiden mögen", dachte Elisabeth,

und eine leise Sehnsucht nach dem höchsten Glück der Frau, nach ihres Lebens Krone, schlich sich in das Herz der armen Dienerin. Aber es war nicht der bei Mädchen ihres Standes gewöhnliche Wunsch nach „einem Schatz“, nach Jemand „mit dem sie ausgehen konnte“, nein, sie sehnte sich nach einem braven Mann, den sie wahrhaft lieben und für den sie zugleich ein Wenig schaffen und sorgen könnte. Die Menschen lieben je nach ihrer innersten Individualität. Elisabeth war eine kräftige Natur, deren hauptsächlichste Elemente leidenschaftliche Ergebenheit und aufopfernde Hingabe waren. Wie Elisabeth nichts in der Welt zu schwer gewesen wäre für Hilary zu thun, so würde sie auch in ihrer wahren, rechten Liebe keine Grenzen für ihre Opferfähigkeit gekannt haben. Solche Frauen werden leider nicht oft mit gleicher Stärke wieder geliebt. Und demnach war es vielleicht recht gut, daß die arme Elisabeth sich mit dem Gedanken vertraut machte, was sie auch ganz ruhig that, daß sie wohl niemals heirathen würde, und daß, nach der glänzenden Hochzeit ihres angebeteten Fräuleins Hilary — natürlich mit Herrn Robert Lyon — sie für immer bei Fräulein Leaf bleiben würde, sie zu pflegen und zu bedienen.

„Und werde ich nur halb so gut und so zufrieden wie meine Herrin, so kann es wirklich nicht so entsetzlich sein eine alte Jungfer zu werden“, sagte Elisabeth Hand ganz stoisch und ergeben.

Die Worte waren kaum den Lippen entflohen, als ihre Aufmerksamkeit durch eine Nachfrage nach ihr gefesselt wurde. Ja, man nannte draußen im Gange ihren

Namen, und als sie die Thür öffnete, glaubte sie kaum ihren Augen zu trauen, da sie ihren neugefundenen, alten Bekannten Tom Cliffe erblickte.

Er trug nicht Livrée, sondern war sehr fein angezogen, er sah so entschieden wie ein Gentleman aus, daß Frau Jones kleines Dienstmädchen ihn für einen solchen hielt, ihn „Herr“ nannte und nach dem Wohnzimmer führte.

„Alles in Richtigkeit! Ich dachte mir, dies Haus müßte es sein. War's nicht unendlich klug von mir, Sie aufzufinden, Elisabeth?“

Die Angeredete war ein Wenig steif, erschreckt und unsicher. Da ihre Herrinnen nicht zu Hause waren, wußte sie nicht ob es recht sei, Tom einzulassen, um so mehr, als sie ihn nur im Wohnzimmer annehmen konnte, weil sie keine Küche hatte.

Tom aber überhob sie aller Zweifel, denn er trat nicht nur in die Stube, sondern setzte sich ganz behaglich dort nieder, und Elisabeth war so froh ihn zu sehen — froh auch wieder von dem guten alten Stowbury sprechen zu können. Nein, es konnte kein Unrecht sein; sie wollte ja nicht ein Wort von ihrer Herrschaft erwähnen, ja wenn es möglich war, ihm sogar verschweigen, daß sie bei den Fräulein Leaf lebte. Tom schien auch gar nicht neugierig.

„Das nenn' ich ein Zusammentreffen! Ich war in der St. Pankratius-Kirche um einer Trauung zuzusehen — ein alter, reicher Pilz aus der City, der am Russell-Platz wohnt, heirathet eine ganz stattliche, aber arme Dame — und da unter der Menge bemerkte ich Sie,

Elisabeth, so frisch und appetitlich aussehend wie ein rothbäckiger Apfel, oder wenn es Ihnen besser gefällt, wie eine blühende Rose. Ich suchte mich auf alle Arten bemerklich zu machen, aber es gelang mir nicht, Ihren Blick zu fangen; plötzlich vermißte ich Sie, ärgerlich lief ich davon, immer die Straße entlang, bis ich eine Gestalt, welche Ihnen glich, hier hineingehen sah, so folgte ich, klopfte, und bin nun da, sehr froh Sie gefunden zu haben."

„Schönen Dank, Tom", sagte Elisabeth erfreut, ja gerührt durch die Mühe, welche er sich gegeben sie zu entdecken; sie hatte so wenig Freunde, eigentlich keinen einzigen, daß sie diesen Jugendbekannten doppelt herzlich willkommen hieß.

Sie waren bald in lebhafter Unterhaltung, und Tom Cliffe sprach sehr gut. Seiner natürlichen Klugheit war eine gewisse Scharfsichtigkeit und Schlauheit vereinigt, welche er sich durch seine „Kreuz- und Querzüge" in London erworben. Ueberdies hatte sein jetziger Herr, der berühmte Schriftsteller, welcher ihn aus der Buchdruckerei genommen, sich viel Mühe mit ihm gegeben. Tom war für seinen Stand ein sehr kluger und gebildeter, ja geradezu ein ungewöhnlicher junger Mann, nicht mehr ein Knabe, obgleich er noch nicht zwanzig Jahre zählte, sondern ein Mann; jene frühzeitige Entwicklung, die man oft bei einer sehr zarten Constitution findet, ließ ihn selbst äußerlich um mindestens fünf bis sechs Jahre älter erscheinen, denn in Geist und Charakter war er seinem Alter bei Weitem voraus.

Er war ein hübscher Mensch, obgleich von kleiner

Gestalt, mit schwarzem Haar, dunklen Augen und intelligenten, regelmäßigen und leichtbeweglichen Gesichtszügen. Tom Cliffe war entschieden interessant, und es machte Elisabeth Freude, ihn anzusehen und dabei mit einer halb mütterlichen, halb romantischen Befriedigung zu denken, daß ohne ihr Dazwischenkommen das wilde Pferd ihn zertreten hätte und er längst auf dem Kirchhof in Stowburty ruhen würde.

„Ich habe noch zuweilen einen „Kirchhofshusten", bemerkte er, als sie von dieser Begebenheit aus der Jugendzeit sprachen. „Ich glaube nicht, daß ich alt werde." Dabei schüttelte er das Haupt und sah melancholisch und poetisch aus, ja er las Elisabeth sogar einige Verse vor, die er über das Thema gemacht hatte und die in ihrer Weise ganz hübsch und sinnig waren.

Elisabeth's Interesse wuchs. Ein gewöhnlicher Bäckerlehrling oder Schlächterbursche würde sie niemals interessirt haben, hier aber trat ihr eine Art Held entgegen, Jemand der zugleich ihre Sympathie und ihre Bewunderung erregte. Tom war so gebildet und wohlunterrichtet wie sie, in mancher Beziehung noch mehr. Er gehörte zu den vielen klugen und lernbegierigen Männern des Arbeiterstandes, die damals den Anfang machten sich aus ihrer Unwissenheit zu erheben, für sich selbst zu denken und sich selbst heranzubilden. Er besuchte die Handwerkerschulen und die Versammlungen der jungen Leute, in denen die brennenden Tagesfragen: Religion, Politik, Staatsökonomie und vieles Andere in der freien Weise besprochen und darüber debattirt wurde, wie die Jugend solche ernsten Thema behandelt. Er warf sich

mit voller Seele der neuen Zeitströmung in die Arme, die, wie alle solche Umgestaltungen und Bewegungen zuerst ihre Gefahren und Klippen hatte, doch später viel Gutes bewirkte, indem sie den politischen Horizont klärte und allerlei verborgenen Uebelstände vor den Augen dieses schärfsten aller Richter — der öffentlichen Meinung aufdeckte.

Elisabeth, unter dem Schutze der conservativen Fräulein Leaf aufgewachsen, war nicht wenig erstaunt, als Tom, der augenscheinlich gern sprach, ihr eine lange Auseinandersetzung über die wahren Principien der Chartisten machte, und erklärte, wie Frost, Williams und Jones — längst vergessene Namen — sehr verkannte und ungerecht behandelte Männer gewesen wären, entschiedene Märtyrer. Aber mehr als verwundert war sie, geradezu entrüstet, bis diesem Gefühl das tiefste Mitleid folgte, als er gestand, daß er nie zur Kirche gehe. Er sähe durchaus nicht den Nutzen davon ein, wie er sagte; die Prediger wären alle Heuchler, die theuer bezahlt würden, um über Dinge zu schwatzen, die sie nicht verständen, noch glaubten. Die einzige wahre Religion sei die, welche die Vernunft des Menschen sich selbst bildete, um danach zu handeln. Darin lag etwas Wahrheit, wenngleich nur theilweise, und diese sah die einfache Elisabeth nicht.

Dennoch war sie nicht nur bewegt, sondern sogar fortgerissen durch den Ernst und den Enthusiasmus des jungen Mannes, des wilden, kühnen Bilderstürmers, der bereit war das ganze Gebäude des Staates und der Kirche über den Haufen zu werfen, doch ohne ein per-

sönliches Verlangen nach gesetzlosen Rechten oder niedrigen Vergnügungen. Sein einziges Idol war, wie er selbst bekannte, Intelligenz, und darin lag seine Rettung vor dem Untergange.

Auch seine zarte Gesundheit, die sich in dem leichten Aufblitzen seiner Augen, der wechselnden Farbe in seinen bleichen Wangen bekundete, brachten Tom Cliffe in den zwei Stunden seines Besuches Elisabeth's Herzen sehr nahe. Es war solch ein warmes, großmüthiges Herz, das so wenig an sich und seinen eigenen Werth dachte.

So begann hier die alte Geschichte, die seit Menschengedenken sowohl in der Küche wie im Wohnzimmer sich zuträgt und bekannt ist, welche aber durch die feinere Bildung der beiden dabei betheiligten Personen hier mehr nach der Weise der Herrschaft als der Dienstboten gespielt wurde.

Elisabeth Hand war ein außergewöhnliches Mädchen, und Tom besaß Klugheit genug dies bald zu begreifen. Er erwies ihr keine plumpen noch faden Aufmerksamkeiten, versuchte nicht ihr die „Cour zu machen", aber er fand Gefallen an ihr, und das verbarg er nicht. Wohl war sie nicht eigentlich hübsch, aber doch frisch, sauber und angenehm, und daß sie einige Jahre mehr als er zählte, war für einen so jungen Menschen eher schmeichelhaft. Unter dem blinden, geheimnißvollen Zufall des Gernhabens und Verliebens scheinen dennoch gewisse Gesetze zu herrschen und nach einem dieser fühlt ein schwächerer Charakter sich meist durch einen starken, selbstständigen gefesselt. Eine gewisse Reizbarkeit und Schwäche in Tom,

welche gewöhnlich den poetischen Naturen eigen, zog ihn zu der praktischen, ruhigen, gleichmäßigen Elisabeth. Er liebte es, sich sprechen zu hören, und mehr noch, wenn das junge Mädchen auf ihn lauschte, mit dem aufmerksamen, bewundernden Blick in ihren sanften, grauen Augen; dabei fand er es höchst angenehm, als sie mit mütterlicher Vorsorglichkeit ihn bat und ermahnte, seine Gesundheit zu schonen und ihm beim Scheiden einen weichen, warmen Shawl gab, seine Brust vor der Kälte zu schützen.

Als er Abschied nahm, war Tom doch schon ein Wenig verliebt, so daß er, den freieren Manieren seines Standes folgend, Elisabeth zu küssen versuchte, diese aber wandte sich so entrüstet ab, daß er sie um Verzeihung bat und sich fast verlegen eilig entfernte.

„Das ist ein seltsames Mädchen, ihres Gleichen findet man nicht alle Tage“, sprach er vor sich hin, „aber den Kuß muß ich doch haben.“

Indessen saß Elisabeth still da, in so tiefe Gedanken versunken, daß sie sogar ihr Mittagessen vergaß. Ungefähr eine halbe Stunde, ehe sie ihre Herrinnen erwartete, fuhr sie aus ihrem Sinnen auf; sie erinnerte sich, daß wenn die Damen von dem Hochzeitsfrühstück aus dem Hotel zurückkommen würden, sie gewiß abgespannt wären und gern ihren Thee haben möchten.

Sie begann Alles zurechtzumachen und wandte ihre Gedanken von Tom Cliffe ab. Ueber etwas war sie sehr froh, er hatte nämlich so viel von sich und seinen Angelegenheiten gesprochen, daß er gar nicht nach den ihrigen gefragt und nicht einmal den Namen ihrer

Herrinnen wußte. So konnte er doch nichts von der Familie Leaf in Stowbury erzählen. Dennoch beschloß Elisabeth, es Fräulein Hilary mitzutheilen, daß er hier gewesen sei, wenn sie es aber wünsche, solle er nicht wiederkommen. Als sie diesen Entschluß faßte, war sie erstaunt, ja ein Wenig erschreckt, zu finden, daß es ihr sehr nahe gehen würde, wenn sie Tom Cliffe nicht wiedersähe. Trotzdem schwankte sie nicht einen Moment zu thun, was recht sei.

Ich weiß, ich schildere dieses junge Mädchen mit einer seltenen Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, mit einem Zartgefühl und Sinn für das Rechte und Edle begabt, die, wie die Menschen behaupten, selten oder niemals in diesem Stande gefunden werden. Warum nicht? Weil die Herrinnen ihre Dienerinnen als solche und nicht als Frauen behandeln, die Alles, was Weiblichkeit anbetrifft, auf derselben Stufe mit ihnen stehen sollten; aber in der scharfen Grenzlinie, welche sie gleich Anfangs zwischen sich und ihren Dienstmädchen ziehen, da wird jenen meist die Gelegenheit abgeschnitten ihr weibliches Gefühl mehr zu entwickeln. Und da nun die Menschennatur einmal schwach ist, und selten von außen her ihr Hülfe kommt, so kann ein seit langer Zeit gesunkener Stand sich nicht so leicht erheben; Liebhaber werden sich nach wie vor durch die Hinterthür heimlich einschleichen, und die Herrschaften werden genöthigt sein, manches arme gefallene, oder in der Sünde verhärtete Mädchen zu entlassen, das einst gut und unschuldig war, und mit etwas besserer, liebevollerer Aufsicht gewiß nicht so ins Elend kam. Und wenn selbst nichts Böses geschieht,

wenn das heimliche Liebesverhältniß mit einer Heirath schließt, wie oft wird eine einst tüchtige, anständige Dienerin weinend zu ihrer Herrschaft zurückkehren mit der Klage, daß ihr „Liebster“, den sie so wenig Gelegenheit hatte ordentlich kennen zu lernen, sich in der Ehe als ein Tyrann, ein Elender zeigt, als ein Verschwender und Trunkenbold, der sie nach ihrem früheren, so behaglichen „Dienst“ zurücktreibt, um für sich und ihre hungernden Kleinen etwas Brot zu erbitten.

Wenn die Herrschaften sich etwas mehr um die Moralität ihrer Dienstleute kümmerten, wenn sie ihre Angelegenheiten, und besonders die eine große, „ihre Verheirathung und Gründung eines Hausstandes“ mit etwas mehr Theilnahme behandelten und ihnen dabei rathend und prüfend zur Seite ständen, es müßte besser werden.

Als Elisabeth mit tiefem Erröthen ihrer Herrin erzählte, daß Tom Cliffe sie besucht habe, achtete Hilary Anfangs kaum darauf, denn ihre Gedanken waren durch etwas Anderes in Anspruch genommen; als sie aber des Mädchens glühendes Antlitz bemerkte, fragte sie:

„Wie alt ist der junge Mensch?“

„Neunzehn.“

„Das ist kein gutes Alter, Elisabeth, um ihn zu „bemuttern“ ist er zu alt und für einen Ehemann zu jung.“

„An dergleichen dachte ich niemals“, erwiderte Elisabeth eifrig — und aufrichtig für die damalige Zeit.

„Wünschte er Dich wieder zu besuchen?“

„Er sagte so.“

„Nun, wenn er ein braver, ordentlicher junger Mann

ist, so läßt sich dagegen nichts einwenden. Ich möchte ihn wohl selbst das nächste Mal sehen."

Doch die plötzliche Erinnerung, daß wenigstens in ihrem Dienst wohl kein solches nächste Mal sein würde, machte Hilary schnell verstummen, und gab ihr das Gefühl, als ob sie nicht offen und ehrlich sei. Nach einer Weile sagte sie:

„Elisabeth, wir wollen später noch von Tom Cliffe sprechen — heißt er nicht so? Nach dem Thee wünscht meine Schwester mit Dir zu reden. Komm dann gleich zu uns oben!"

Hilary sprach in einem noch sanfteren und gütigeren Tone als sonst, so daß Elisabeth sich nicht denken konnte, ihre Herrinnen wären unzufrieden mit ihr.

Seitdem die treue Dienerin die Verhältnisse der Familie kannte, hatte sie sich oft Gewissensbisse gemacht, so viel zu essen, und wohl daran gedacht, daß ihr jeden Monat regelmäßig bezahltes Lohn doch eine bedeutende Lücke in dem geringen Einkommen ihrer Herrinnen verursache. Sie wußte und fühlte, daß sie eine große Ausgabe für sie sei und versuchte diese so viel als möglich durch Sparsamkeit und Diensteifer zu vermindern, daß aber die Damen ohne sie fertig werden könnten, oder eine Nothwendigkeit vorhanden sei, sie zu entlassen, dieser Gedanke war ihr niemals gekommen. Ganz ahnungslos ging sie in das Wohnzimmer, und fand Fräulein Johanna auf dem Sopha liegend, während die jüngste Schwester den Brief aus Indien vorlas. Ruhig wurde er zur Seite geschoben, indem sie sagte:

„Johanna, Elisabeth ist hier!"

Die Angeredete ermannte sich das zu sagen, was gesagt werden mußte, aber in einer so sanften und freundlichen Art als möglich. Sie theilte Elisabeth mit — obgleich die meisten Herrschaften es unter ihrer Würde halten, ihren Dienstleuten gegenüber die volle Wahrheit zu bekennen — daß Verhältnisse sie und ihre Schwester zwängen, ihre Ausgaben auf das Nöthigste zu beschränken, und daß sie fortan in Richmond nur zwei kleine Zimmer beziehen und sich bei den Bewohnern des Hauses in Kost geben würden.

„Und deshalb — deshalb" — Johanna stockte. Es wurde ihr zu schwer weiter zu sprechen, während Elisabeth's Augen bang fragend an ihr hingen.

Hilary ergriff das Wort.

„So tief es uns betrübt, Elisabeth, wir müssen uns von Dir trennen; es ist uns nicht länger möglich eine Dienerin zu halten."

Es erfolgte keine Antwort.

„Es ist nicht mehr wie damals, als wir Dir riethen einen anderen Dienst zu wählen, weil Du Dich verbessern könntest. Wir wissen, Du würdest selbst für geringeres Lohn lieber bei uns bleiben als zu einer anderen Herrschaft ziehen, und wir würden Dich so gern behalten. Das Scheiden von Dir wird uns so schwer wie von einem lieben Familiengliede." Auch Hilary's Stimme zitterte, doch ihre Willenskraft bekämpfte die tiefe Bewegung. „Es giebt keinen Ausweg, wir müssen uns trennen."

Elisabeth, von ihrem ersten sie übermannenden Schmerze zur Besinnung gekommen, wollte in Klagen und dringende

Bitten ausbrechen, daß ihre Herrinnen sie nur behalten möchten, sie wolle ihnen lieber umsonst dienen als weggeschickt werden; doch etwas in Hilary's Wesen sagte ihr, daß jedes Flehen vergebens sein würde, mehr als das, peinlich, und das treue Mädchen wollte nicht noch den Kummer ihrer Herrin vermehren. Als sie, unfähig ihren Schmerz zu bekämpfen, ein lautes Schluchzen hören ließ, da drückte Hilary's Antlitz ein so tiefes Weh aus, daß Elisabeth beschloß nicht mehr zu weinen. Sie fühlte, die Sache war unvermeidlich, sie auch mußte ihr Kreuz auf sich nehmen, wie ihr theures Fräulein es schon lange gethan, aber es war gewiß der schwerste Kummer, der sie treffen konnte, diese Herrin zu verlassen.

„Das ist brav, Elisabeth“, sagte Hilary unendlich sanft. „Alle diese Wechsel und Veränderungen sind auch für uns sehr bitter, dennoch müssen wir sie tragen. In dieser Welt währt ja nichts ewig, nur das Eine bleibt, recht thun und treu und gut gegen einander sein.“

Sie seufzte. Wahrscheinlich waren schlimme Nachrichten in dem Briefe enthalten, den sie noch in ihrer Hand hielt und den sie, obwohl er ihr Weh bereitet hatte, doch nicht entbehrt haben möchte. Trotzdem aber lag weder Verzweiflung noch Hoffnungslosigkeit in Hilary's Ton und Wesen, und Elisabeth fühlte den Einfluß dieses großen, treuen, muthigen Herzens und erstarkte sich daran.

„Vielleicht können Sie mich bald wieder zu sich nehmen“, sagte sie, Johanna anblickend, „und inzwischen werde ich schon einen anderen Dienst finden, Frau Jones

hat mir von mehreren gesprochen", sie stockte, erschreckt, es möge herauskommen, wie oft die Wirthin ihr angerathen habe „sich zu verbessern", was sie stets empört zurückgewiesen. „Oder —" (ein lichter Gedanke erfaßte sie) „am Ende würde sogar Fräulein Selina, ich meine, Frau Askott, mich nehmen."

Hilary sah sie scharf an.

„Würdest Du das im Ernst wünschen?"

„Ja; denn auf diese Weise könnte ich Sie zuweilen sehen und von Ihnen hören. Fräulein Hilary, bitte, fragen Sie Ihre Frau Schwester, ob sie mich haben will!"

Hilary, obgleich sehr überrascht — denn sie kannte Elisabeth's Meinung sowohl über Selina als Herrn Peter Askott — gab dennoch das erbetene Versprechen.

Siebentes Kapitel.

Jetzt will ich Hilary für einige Zeit verlassen in einem Zustande, der wenn auch nicht Glück doch Friede ist. Und diese stille, durch nichts getrübte Ruhe war für sie und Johanna gerade nach den letzten so stürmischen Zeiten ein wahres Paradies.

Ihr Kummer um Askott war milder geworden. Die Hoffnungslosigkeit führte endlich diese Resignation herbei. Sie hatten Alles gethan, was in ihrer Macht stand, sowohl um ihn aufzufinden, als um ihn vor der öffentlichen Schande zu retten, die seine Umkehr dann vielleicht unmöglich gemacht hätte. Jetzt mußten sie den Erfolg ihrer Bemühungen höheren Händen überlassen. Zuweilen kehrten noch die Unruhe und Angst zurück, es gab Zeiten, da ein lautes Klopfen an die Thür Johanna für Minuten nervös erzittern ließ, und wo Hilary mit bedrücktem Gemüth jeden Vorübergehenden forschend anblickte, ja, wo sie sogar heimlich ganze Straßen lang einer Gestalt folgte, die durch den leichten, elastischen

Schritt und das lange, nach der Mode geschnittene Haar, sie an Askott erinnerte.

Außerdem fühlten sie sich nicht unglücklich, sie und ihre geliebteste Schwester. Wenngleich sie arm waren, so lebten sie doch beisammen. Und ihre Armuth hatte keinen Stachel. Sie wußten genau, wie viel sie verbrauchen konnten, und ob sie auch jeden Pfennig berechnen und zusammenhalten mußten, so war doch ihr Einkommen ebenso sicher, als ihre Ausgaben feststanden, wodurch die pekuniären Sorgen, welche sie einst so bedrückten, fortfielen, und das war ein unendlicher Vortheil; aber der größte Segen war doch, Frieden im Hause zu haben. Niemals früher hatte Johanna ein so ruhiges, gemächliches Leben geführt. Während Hilary unten im Laden beschäftigt war, saß sie mit einer leichten Handarbeit in dem stillen Wohnzimmer, und zum Mittagessen ging auch sie hinunter, um den Hauptplatz bei Tische einzunehmen, wobei sie von den jungen Mädchen nicht nur mit Achtung, sondern Zuneigung behandelt wurde. Dann kam die glückliche Theestunde, da sie mit Hilary allein in ihrem kleinen, hübschen Stübchen war und zuletzt ein Spaziergang in Richmond Park oder am Ufer der Themse entlang nach Twickenham. Vielleicht lag es in dem Kontrast, welchen das so traurig verlebte Jahr in London zu ihrer jetzt so friedlichen Existenz bot, niemals war ihnen ein Frühling so frisch und duftig erschienen, nie hatten die Bäume in so schönem, kräftigem Grün geprangt. Die erquickende Luft ließ wieder die Rosen der Jugend und Gesundheit auf Hilary's Wangen erblühen, die in letzter Zeit etwas bleich ge-

wesen, und auch ihre Munterkeit kehrte theilweise zurück. Ihr fröhliches Lachen ertönte, und die kleinen anmuthigen Scherze belebten ihre Unterhaltung von Neuem, sie wußte wieder wie sonst die Dinge so allerliebst darzustellen und vorzutragen, daß jede Sache nicht nur ihre lichte, sondern selbst ihre humoristische Seite zu haben schien.

In ihrem Herzen mußte sich ein Sonnenstrahl verborgen haben, der mit seinem Glanz die oft düstere Wirklichkeit verklärte. Nach jenem trüben Briefe aus Indien, der gerade an Selina's Hochzeitstag ankam, wurden die folgenden Briefe immer heiterer, entschiedener, ja sogar zärtlich innig; dennoch ließ der Robert innewohnende Stolz, welcher nicht eher sprechen und um etwas bitten will, als bis er ein Recht hat, Alles darzureichen, um dafür Alles zu erlangen, ihn stets noch die Briefe an Johanna adressiren.

„Was für ein Vortheil es zuweilen ist, alt zu sein", sagte Johanna oft neckend, wenn sie die Briefe erhielt, noch öfter aber bemerkte sie nichts darüber, denn sie wollte ruhig abwarten, wie das Ganze sich entwickeln würde. Sie war zu fern von Selbstsucht, um niedrigen, eifersüchtigen Regungen Raum zu geben, sie wußte auch, daß eine rechte, heilige Liebe alle Bande der Natur nur noch fester knüpft.

Und Hilary? Sie trug ihr Haupt stolzer und höher, ihr schien, als ob die ganze Erde frischer und jünger aussähe, und der klare Fluß heller im Sonnenschein dahinfluthe.

Gott sei uns Allen gnädig! Es ist schön, wenn die Liebe unseres Herzens das Leben vergoldet, es ist

schön, wenn wir, und sei es nur zeitenweise, ganz glücklich sind — nicht nur zufrieden, sondern glücklich.

In diesem Gemüthszustande meine kleine Hilary wissend, scheide ich jetzt auf einige Zeit von ihr, und Niemand hat nöthig, sie zu beklagen, weil sie tüchtig arbeitet, einfache Kleider trägt, in engen Zimmern wohnt, und zu Fuße an den glänzenden Equipagen der in Richmond lebenden vornehmen Leute vorübergehen muß, die nicht im Geringsten von besserem Herkommen oder feinerer Bildung sind als sie — die sie aber niemals beachten, es sei denn, daß Einer neugierig nach ihrem Pulte hinüberblickt, welches in einer Ecke des Ladens steht und sich verwundert, wer wohl dies distinguirt aussehende Mädchen mit den hübschen Locken sein mag. Was thut ihr das Alles — sie ist glücklich.

Und wohnte auch in dem schönen, stattlichen Hause am Russel-Platz das Glück?

Johanna und Hilary wußten es nicht, Selina gab ihnen keine Gelegenheit, darüber urtheilen zu können.

„Mein Sohn ist mein Sohn nur, so lange er nicht freit,
Meine Tochter bleibt Tochter in alle, alle Zeit."

So ist es auch meist mit „meiner Schwester", doch nicht in dem vorliegenden Falle. Es konnte nicht sein, Niemand hatte es erwartet.

Wenn Hilary bei ihrem seltenen Kommen nach der Stadt bei Herrn Askott vorsprach, so fand sie die Frau vom Hause stets in gewählter Toilette, und sehr vornehm und freundlich in ihrem Wesen. Selina war nicht mehr im Geringsten launenhaft oder unschwesterlich, sondern immer höflich, beinahe etwas zu höflich. Mit

fast herablassender Güte bestand sie stets darauf, daß Hilary zum Frühstück blieb und sorgte ängstlich dafür, daß das Beste, was Küche und Keller bot, ihr gebracht wurde, doch niemals lud sie die Schwester zum Mittagessen ein. Da nun Herr Askott immer bis zu dieser Mahlzeit in der City war, so sah Hilary ihn in Monaten nicht, und sie sagte oft lachend, ihr Schwager sei ihr gerade so gut bekannt wie der Mann im Monde oder der Groß-Mogul.

Seine Gattin sprach wenig, fast gar nicht von ihm. Nach einigen oberflächlichen, formellen Fragen, wie es ihnen in Richmond ginge, wandte sie die Unterhaltung stets auf ihre eigenen Angelegenheiten und erzählte Hilary von den Gesellschaften, zu denen sie gewesen war, und die sie zu geben beabsichtige, und von ihren Equipagen, Kleidern und Juwelen, kurz von all den äußerlichen Herrlichkeiten, welche der Name Frau Askott ihr gebracht hatte. Sie war durch und durch „eine große Dame" geworden und Hilary gestand lachend, daß sie sich als eine sehr unbedeutende Person neben ihr vorkäme.

Wie schon einmal erwähnt, Selina benahm sich durchaus nicht unfreundlich, nein, unter den mannichfachen Veränderungen, welche der Ehestand in ihr hervorgebracht, hatte auch ihre Stimmung sich entschieden gebessert, und nur höchst selten bemerkte man noch jene reizbare Schärfe an ihr, welche die Schwestern stets entschuldigend der „armen Selina Eigenthümlichkeit" nannten; doch trotzdem verließ Hilary nie das stattliche Haus, ohne seufzend zu sich selbst zu sagen: „Arme Selina!"

Es war unter den obwaltenden Umständen wohl

nur natürlich, daß ihre Besuche bei Selina immer seltener wurden, sie machte sie nur noch aus Pflicht, durchaus nicht ihre Erwiderung beanspruchend, sie fühlte, daß dies unmöglich sei, trotzdem aber mochte sie dieselben nicht ganz aufgeben, weil damit der letzte Schein der schwesterlichen Liebe fiel. Leider wußte sie nur zu gut, daß dies eben nur noch ein Schein sei, und daß die einzige Person, welche wahrhaft erfreut war, sie in ihres Schwagers Hause zu sehen, die einzige, welche auch von Hilary mit herzlichem Willkommen begrüßt wurde, das zweite Hausmädchen, Elisabeth Hand war.

Ganz gegen alle Erwartungen hatte Frau Askott darin gewilligt, Elisabeth in Dienst zu nehmen; freilich unter der Androhung, daß, wenn sie jemals auf frühere Verhältnisse anspiele oder auch nur Stowbury erwähne, sie augenblicklich entlassen würde. Aber Selina nahm Elisabeth und diese blieb. Sobald Hilary kam, wartete die treue, anhängliche Dienerin entweder auf der Treppe, sie zu begrüßen oder noch im letzten Moment flog sie herbei, ihr die Hausthür zu öffnen, wobei ihr Gesicht vor Freude strahlte. Sie sprachen nie viel miteinander, Frau Askott schien es nicht gern zu haben, doch Elisabeth sah wohl und glücklich aus, und wenn Hilary ihr das sagte, lächelte sie still dazu.

Diese Geschichte muß die volle Wahrheit berichten, welche jenem frohen, zustimmenden Lächeln zum Grunde lag.

Elisabeth war sehr gesund und wohl, denn sie bekam kräftige Kost, hatte ein hübsches, behagliches Zimmer und nebenbei einen ziemlich leichten Dienst, ja, sie fühlte sich

sogar glücklich, besonders wenn sie ihr angebetetes Fräulein sah. Dennoch aber war ihre Uebersiedelung von Frau Jones meublirten Stuben nach diesem stattlichen Hause doch nicht ein Wechsel vom Fegefeuer zum Paradiese, wie Manche vielleicht denken möchten.

Da die Verfasserin dieser einfachen Geschichte sich niemals in dienender Stellung befand, am wenigsten in den großen Häusern Londons — ein Nachtheil für die Erzählung — so beabsichtigt sie auch nicht die Sitten und Gebräuche „jenes vornehmen Lebens der unteren Regionen“ zu beschreiben und Küchen-Gespräche zu wiederholen, noch gar die Launen und Streitigkeiten in den Räumen des Dienstpersonales zu schildern, oder ein Gemälde zu entwerfen, wie der Haushofmeister und die Wirthschafterin sich zusammen in Wein berauschen, wie die Köchin dem Constabler den Hof macht, und der Bediente pflichtschuldigst jedes neue Hausmädchen, jede neue Kammerjungfer liebt. Einige Schriftsteller haben dies Alles beschrieben, ob wahrheitsgetreu wissen sie selbst gewiß am besten. Aber die Verfasserin dieser Erzählung weist jeden solchen Versuch von der Hand. Sie hat nur mit der einen Dienerin zu thun, einem schlichten Landmädchen, das so unvermuthet in das Leben der dienenden Klasse in London versetzt wurde; eine neue und eigenthümliche Welt, ein Leben, von dem die höheren Stände ebenso viel wissen, als von den Vorgängen in Madagaskar oder Tahaiti.

Diese letzte Thatsache fiel Elisabeth zuerst auf. Sie, die in einer Art feudaler Beziehung zu ihren geliebten Herrinnen gestanden, war erstaunt, die ganze Diener-

schaft hier zu einer Gemeinsamkeit verbunden zu sehen, sobald es ein Auflehnen gegen die Herrschaft galt. Wie zahlreich und häufig auch sonst ihre Streitigkeiten und Eifersüchteleien unter einander sein mochten, immer bildeten sie eine Partei gegen die höhere Macht, ihre Gebieter als ihre natürlichen Feinde betrachtend. Unsichtbare Feinde überdies, denn den „Herrn" sahen sie fast nie, manche unter ihnen kannten ihn gar nicht, und „die gnädige Frau" war auch nur für ihr Kammermädchen sichtbar. Die Haushälterin war die Verbindungskette zwischen den beiden Parteien, mit ihr wurden alle Geschäfte besprochen, ihr alle Befehle der Herrschaft ertheilt, wie sie auch die Beschwerden der Dienstleute entgegennahm. Außer daß die Spitzen des Hauses, die Gebieter, zuweilen in einer hämischen, krittelnden oder geradezu verurtheilenden Weise besprochen wurden, waren sie ihren Dienern nichts als die Personen, die ihnen Lohn und Brot gaben und dafür die Erfüllung gewisser Pflichten verlangten, welche die meisten der Leute sich sehr leicht machten oder, wenn es irgend möglich war, ganz umgingen.

Wenn dies eine übertriebene Schilderung eines vielleicht in mancher Hinsicht unvermeidlichen Zustandes ist — und doch müßte es nicht so sein, denn diese Trennung eines zusammengehörenden Hauses ist die Quelle vieler Uebel — wenn dieses Bild mit zu grellen Farben gemalt ist, oder ich etwas geschrieben habe, was nicht in der Wahrheit beruht, so möchte ich wohl, daß irgend eine „kluge Stimme aus der Küche" sich erhöbe, um mir zu sagen, was wahr ist, und ob es Mittel und

Wege giebt, diese nöthige Umgestaltung dieser Verhältnisse herbeizuführen.

Elisabeth bat zuweilen Tom Cliffe, dies zu thun, und ein Buch darüber zu schreiben, und der junge, heißblütige Malcontent drohte stets damit, er würde eines über die Mißbräuche in der Gesellschaft und besonders über die Tyrannei der höheren Stände schreiben.

Tom war der Einzige, dem Elisabeth ihre Sorgen und Verlegenheiten mittheilte; ihm vertraute sie, wie verschieden ihr jetziges Leben von ihrem früheren war, wie unter der ganzen Dienerschaft sich auch nicht einer befand, der nicht durchaus entgegengesetzt von dem dachte und handelte, was ihr Fräulein Hilary sie als Recht gelehrt hatte, und wie sie dem zufolge fortwährend geneckt und verhöhnt wurde.

„Ich stehe ganz allein, Tom, ganz verlassen da", sagte sie fast weinend, als sie am ersten Sonntage ihm zufällig auf dem Wege nach der Kirche begegnete, und in ihrem bedrückten Gemüthszustande doppelt froh war, ihn zu sehen. Er tröstete sie und begleitete sie sogar in die Kirche, beinahe versprechend, er werde am nächsten Sonntage dasselbe thun, denn wie er sagte, „sie sei eine gute, kleine Christin, die ihn wohl gar noch selbst zum Christen machen könnte."

In dem beglückenden Gefühle, daß sie ihm gut thue und ihn von Unheil fern halte, ihn, der so viel Angenehmes und Vortreffliches in sich hatte, traf Elisabeth zwar keine bestimmte Verabredung, aber sie theilte ihm

mit, wenn ihre Sonntage wären und welche Kirche sie zu besuchen pflegte.

Ach, sie hatte so wenig Vergnügen, ja, sie genoß nur selten einmal die frische Luft — wozu nützte das einem Dienstboten, es ward durchaus nicht für nöthig erachtet. Die einzigen Stunden, die ihr zum Ausgehen gestattet wurden, waren jeden zweiten Sonntag zum Besuchen des Gottesdienstes bestimmt. Wie angenehm war es dann aber, wenn sie aus der Thür trat, unter den gegenüberliegenden Bäumen Tom ihrer harrend zu finden, Tom, der so fein und sauber gekleidet war und so hübsch und vergnügt aussah, indem er sie erblickte, sie, die arme, schlichte Elisabeth, welche täglich und stündlich über ihre Wunderlichkeit, ihren Mangel an Schlauheit und ihr altmodiges, einfaches Wesen geneckt wurde.

Tom schien sie durchaus nicht für dumm zu halten, denn er sprach zu ihr von all seinen Vorhaben und Plänen, die freilich so unsicher und abenteuerlich wie die des jungen Schneiders in Alton Locke waren, dennoch aber durch die romantische Energie derselben Elisabeth interessirten, er las ihr seine Gedichte vor, unter denen eines sogar sie besang, so beginnend:

„Theuerste und Beste! Nievergessene Freundin
Aus der Kindheit gold'nen Tage."

was eine poetische Uebertreibung war, denn in der Zeit ihrer Trennung hatte er niemals an Elisabeth gedacht. Aber sie ahnte dies nicht, und Beide hingen an den freundschaftlichen Beziehungen aus ihrer Jugendzeit, sie als viel inniger und fester hinstellend, denn sie je gewesen,

um nur darin eine Entschuldigung für ihre gegenwärtige Zuneigung zu finden; wie dies ja viele Anderen auch thun.

Tom gewann Elisabeth immer lieber. Sie berührte die reinere und edlere Hälfte seiner Natur, die, welche dem Geist und der Phantasie gehörte. Daß er, obgleich nur ein Handwerker, Beides besaß, war gewiß, ebenso wie sie die einfache Dienerin diesen höheren Schwung nicht entbehrte; ich glaube, daß noch manche in ihrem Stande diese Gaben ihr eigen nennen, obgleich man es nicht vermuthet. Diese beiden jedenfalls außergewöhnlichen Menschen fühlten sich gegenseitig angezogen, sie durch seine Klugheit, er durch ihre Güte. Denn der arme Tom Cliffe hatte auch ein Ideal gehabt, und obgleich es durch ein nicht allzuregelmäßiges Leben in den Hintergrund gedrängt worden war, so erstand es doch wieder, geweckt durch die treuen, ehrlichen Augen, der schlichten, nicht schönen Elisabeth Hand.

Tom wußte, daß sie nicht hübsch sei, und das Altmodige ihres Anzuges verletzte ihn, der so eigen in all diesen Kleinigkeiten war, oft sehr, aber sie war interessant und gebildet und von so großer Wahrhaftigkeit, sie sympathisirte so warm mit ihm; trotz aller seiner kleinen Launen und Reizbarkeiten, welche meist einen bedeutenden Geist, ein nervöses Temperament und schwache Gesundheit begleiten, fand er sie stets gleichmäßig freundlich und gut, daß schon dies ihn rührte. Ihre Ruhe besänftigte ihn, ihre Charakterstärke diente ihm als Stütze, er lehnte sich an sie und beherrschte sie zu gleicher Zeit.

Elisabeth's Gefühle gegen Tom würden sich schwer analysiren lassen, bei einem sehr mächtigen Empfinden ist dies nicht möglich, vornämlich wenn es nicht plötzlich, sondern allmälig kommt. Sie bewunderte ihn auf's Höchste und war doch wieder betrübt über ihn. Manches in ihm mißfiel ihr entschieden, und sie versuchte, ihn davon abzubringen. Mit seiner nervösen Reizbarkeit, für seine abenteuerlichen Pläne hatte sie die innigste Theilnahme; sie blickte zu ihm empor und sorgte doch zugleich für ihn, und dieses stete Denken an sein Bestes, diese ängstliche Fürsorge um seine Gesundheit wurde nach und nach der Hauptzweck ihres Lebens. Die Menschen lieben auf so verschiedene Weise und vielleicht war dies für ein Mädchen wie Elisabeth gerade die ihrer Natur angemessenste. Die Liebe schlich sich leise und unmerklich in ihr Herz, was jedenfalls die sicherste, oft aber auch die traurigste Art ist, wie diese Leidenschaft Besitz von uns nimmt.

So standen die Angelegenheiten bis an einem dunklen regnigen Abend, als sie um den Platz vor ihrem Hause herumwandelten, Tom seinen Gefühlen Worte gab. Zuerst erging er sich in etwas hochfliegenden, poetischen Phrasen, bis dann das uralte und stets neue: „Liebst Du mich wieder?" kam, von einem langen, langen Kuß gefolgt, der unter dem Schutze des Regenschirmes gegeben und erwidert wurde.

Für Elisabeth war das Ganze wunderbar neu und entzückend, ihr war, als sei ein Segen über sie gekommen, zu groß und schön und so durchaus unerwartet, daß, als sie an jenem Abend zu Bett ging, sie wie ein

Kind weinte über das Glück, von Tom geliebt zu werden — das hohe, unverdiente Glück und über ihre gänzliche Unwürdigkeit solcher Auszeichnung.

Dann erstanden Zweifel und Schwierigkeiten vor ihr. „Kein Begleiter, kein Liebhaber erlaubt", das war eines der ersten Gesetze in der Dynastie am Russel-Platz. Gleich manchem anderen Gesetze in höheren Dynastien war es nur gegeben, um trotzdem umgangen zu werden, denn heimlich kamen die Liebhaber doch in's Haus, über Gartenmauern kletternd, hinter Küchenthüren sich versteckend, wohl gar ins Fenster steigend. Das System wurde zu einer solchen Höhe getrieben — jeder einzelne der Dienstleute ward durch sein eigenes Interesse zum Conspirator — daß, wenn die Herrschaft ausgegangen war und die alte Haushälterin sich schon zu Bett begeben hatte, in den Räumen des Küchen-Departements ordentlich festliche Gelage stattfanden, kleine, leckere Abendessen, wobei die Vorräthe der Speisekammer und des Weinkellers ganz ungenirt verbraucht wurden, und jeder der männlichen und weiblichen Dienstboten einen Gast in Gestalt des oder der Erwählten ihres Herzens hatte; und wenngleich nichts Unanständiges oder Unerlaubtes vorfiel, so ging es mindestens sehr lebhaft dabei her.

Dies zu wissen, doch weil nichts entschieden Böses geschah, zu fühlen, sie sei nicht berechtigt zu „klatschen", war eine Quelle nie endender Unruhe und Sorge für Elisabeth. Niemals aber verstand sie sich dazu, an diesen improvisirten Festen theilzunehmen oder Tom als „ihren Schatz" dort einzuführen.

„Nein, Tom“, sagte sie, als er sie eines Abends dringend bat, ihn einzulassen, denn es war kaltes, regnerisches Wetter und er hatte einen bösen Husten, „nein, Tom, das kann ich nicht. Wenn auch Andere den Befehlen der Herrschaft zuwider handeln, mir ist es unmöglich — Du mußt gehen. Nur auf der Straße dürfen wir uns treffen.“

Aber in diesem verstohlenen Zusammenkommen, gerade als ob sie sich seiner schämte oder ob ihre gegenseitige Liebe ein Unrecht wäre, lag etwas Elisabeth's biederer, ehrlicher Natur durchaus Widerstrebendes. Sie wünschte keineswegs mit Tom zu prahlen, sie besaß das echt weibliche Gefühl, ihres Glückes sich mehr im Stillen zu freuen, ihres Herzens Schätze für sich zu behalten, aber sie empfand auch das ebenso natürliche Sehnen für dies wichtige Ereigniß ihres Lebens bei Anderen Theilnahme zu finden. Sie hätte nur einen Menschen haben mögen, dem sie sagen konnte: „Tom will mich heirathen“, und der dann geantwortet: „Das ist recht und gut, er ist ein braver Bursche, Ihr werdet glücklich sein.“

Nicht daß sie daran zweifelte, aber es würde so wohlthuend gewesen sein, den Segen einer Mutter, einer Schwester, ja selbst nur einer Freundin für dieses neue und süße Gefühl gehabt zu haben, das ihr ganzes Herz erfüllte und ihrem Leben ein anderes Ziel gab. So lange als sie es so ganz geheim halten mußte, schien selbst ihrer glücklichen Liebe noch eine gewisse Weihe zu fehlen.

Tom verstand sie darin nicht. Er lachte nur über dieses übertriebene Zartgefühl. Ihm behagte gerade

das Romantische, was in einem solchen heimlichen Liebesverhältniß liegt; man findet dies oft bei Männern, selten bei Frauen, es sei denn, daß ihre Liebe nicht ganz recht und erlaubt ist.

Aber trotzdem war Tom rücksichtsvoll und freundlich genug, daß er nach einem kleinen Anfall von Gereiztheit Elisabeth gestattete, ihrer Mutter ihr Verlöbniß mitzutheilen und auch einwilligte, daß sie an ihrem nächsten freien Tage nach Richmond gehen könne, mit ihrem Fräulein Hilary über denselben Gegenstand zu sprechen und sie zu bitten, auch an Frau Hand nach Stowbury zu schreiben, um zu bestätigen, wie gut und klug Tom und wie unendlich glücklich Tom's Elisabeth sei.

„Und nicht wahr, Tom, Du kommst und holst mich ab?“ fragte sie schüchtern. „Ich glaube, beide Damen werden nichts gegen Dich einzuwenden haben.“

Tom versicherte, er frage gar nichts danach, ob sie das thäten oder nicht. Er sei ein selbstständiger Mann, habe sein einträgliches Handwerk — denn er war zur Buchdruckerei zurückgekehrt und verdiente als ein kluger und tüchtiger Arbeiter ein hübsches Geld — deshalb könne er heirathen, wen er wolle. Wenn Elisabeth sich nichts aus ihm mache, so solle sie es nur ruhig sagen und ihm den Abschied geben.

„O, Tom!“ war Alles, was Elisabeth antwortete, doch mit solcher sanften Lieblichkeit in ihrem Ton und Wesen, daß man früher nie geglaubt haben würde, diese Anmuth könne je über die Südsee-Insulanerin kommen. Für den Augenblick ließ sie kluger Weise das Gespräch fallen, um, wie es schon öfter gewesen, ihn

später dahin zu vermögen, in das zu willigen, was sie für recht hielt.

In den Freitagen oder Feiertagen der dienenden Klasse liegt etwas Rührendes, sie kommen so selten und werden schon mit solcher Vorfreude genossen, leben noch so lange in der Erinnerung. Die Schreiberin dieser Geschichte gesteht, daß sie innige Sympathie für solche Festtage hat und es mit dem größten Bedauern sieht, wenn es in der Osterwoche oder zu Pfingsten regnet, wohingegen es ihr ein herzliches Vergnügen gewährt, die verschiedenen Gruppen zu sehen, welche aus ganzen Familien bestehen, eine Schaar fröhlicher Kinder dabei, oder aus Sally's und Martha's am Arme ihres „Erkorenen", die an solchem Festtage ins Freie hinausziehen.

Der zweite Pfingstfeiertag, an dem Tom nicht in die Druckerei brauchte und Elisabeth Urlaub auf sechs Stunden erhielt, war ein so prachtvoller Junitag, wie man ihn nur wünschen kann. Die beiden jungen Leute bestiegen den Omnibus — die höchsten Sitze erkletternd — und fuhren durch Kensington, Hammersmith, und Turnham Green, wobei Tom Elisabeth alle Straßen und Plätze nannte und ganz seltsam interessante Geschichten darüber zu erzählen wußte, so daß seine Begleiterin meinte, sie habe nie eine hübschere Gegend gesehen, nie einen herrlicheren Sommertag erlebt und sich „glücklich wie eine Königin" fühlte, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen.

Als der Omnibus hielt, bestand sie mit großer Selbstverleugnung darauf, sich für eine Zeit lang von

Tom zu trennen. Sie dachte, Fräulein Hilary möchte es vielleicht ungern sehen, wenn Tom erführe, wo sie wohne und was ihre Beschäftigung sei, aus Besorgniß, er könne davon in Stowbury erzählen; sie beschloß also, den Besuch allein zu machen, und bestimmte ihm die Zeit, da sie ihn auf der Richmond-Brücke treffen wollte, über welche sie ihn ärgerlich dahin schreiten sah, nicht ohne Freude zu empfinden, daß es ihn so kränke, ihre Gesellschaft auf eine Stunde zu verlieren.

Elisabeth wußte, er würde bald sein Mißvergnügen überwinden, was auch wirklich geschah, ehe er eine halbe Meile weit gegangen war; dort begegnete er einem Bekannten, mit dem er weiter nach Hampton Court wanderte, den alten, großartigen Palast zu besichtigen. Dieses Beschauen bot ihnen ein Thema, das von Beiden beim nächsten Handwerkervereine mit Wärme und Beredtsamkeit behandelt und erörtert wurde, indem sie über heuchlerische Priester und unwürdige, strafbare Herrscher sprachen, mit besonderem Hinweis auf Kardinal Wolsey und Heinrich den Achten.

Unterdessen suchte Elisabeth den kleinen Laden — den Niemand jetzt noch in Richmond finden würde — welcher damals den wohlbekannten Namen „Janet Balquidder“ trug. Als sie eintrat, denn es gab keinen anderen Eingang, gewahrte sie in einem entfernteren Theile das reizende Lockenhaupt ihres lieben Fräuleins über ihr Schreibpult gebeugt.

Elisabeth wußte lange, daß ihre Herrin einem Laden vorstehe, und mit den Begriffen über Rang und Stand, welche auch in dieser Klasse existiren, hatte sie im

Herzen bitter beklagt, daß eine so feine Dame dazu gezwungen sei. Als sie aber sah, wie hübsch und frisch ihr Fräulein Hilary aussah, wie sie sich eifrig und wohlgemuth mit den großen Büchern vor ihr beschäftigte, mit welcher ruhigen, vornehmen Anmuth und Würde sie, als man ihres Rathes bedurfte, zum Ladentisch trat, da mußte Elisabeth zugestehen, daß selbst einen Laden zu haben, Fräulein Hilary nicht verändern oder gar herabsetzen konnte.

Die Veränderung, welche mit ihr selbst vorgegangen, war viel bedeutender.

„Sieh da, Elisabeth, ich hätte Dich beinahe nicht erkannt!“ Mit diesen Worten begrüßte sie ihre frühere Herrin.

Und wirklich sah sie überraschend gut aus, sowohl von Gesicht als im Anzuge, nicht geputzt — denn ihr solider Geschmack vermied alles Auffallende — aber sehr sauber und ansprechend. Ihr neues graues Mohairkleid, der schöne Shawl, dem Fräulein Hilary selbst einige Male die Ehre erwiesen, ihn zu tragen, der weiße Strohhut mit einem einfachen, weißen Bande garnirt, unter dem das dunkle, weiche Haar und die sanften Augen sich sehr vortheilhaft ausnahmen, das Alles zusammen ließ sie zwar nicht wie „eine Dame“ erscheinen, — denn das wird einer Dienerin selten, fast nie gelingen, sei sie noch so kostbar gekleidet — aber Elisabeth sah wie eine sehr anständige, hübsche, junge Frau aus.

Dabei kam ihr Erröthen so oft, sie war so erregt und befangen, aber so strahlend glücklich, daß Hilary bald ahnte, diesem Besuche liege eine wichtige Ursache

zum Grunde. Wohl wissend, daß bei ihrer Schüchternheit das Geheimniß nie öffentlich enthüllt werden würde, forderte sie Elisabeth auf, ihr in ihrem Schlafzimmer bei irgend einer Beschäftigung behülflich zu sein, und dort hinter der Doppelthür erfuhr sie das Ganze.

Anfangs war Hilary sehr überrascht, sie hatte nie daran gedacht, Elisabeth werde heirathen und am wenigsten Tom Cliffe.

„Irre ich mich, oder ist er wirklich noch ein ganzer junger Mensch — jünger als Du?"

„Drei Jahre bin ich älter als er."

„Das ist schlimm, sehr schlimm, wir Frauen altern viel schneller als die Männer."

„Leider ja", entgegnete Elisabeth ein Wenig betrübt.

„Und erzähltest Du mir nicht, daß er sehr klug und hübsch sei?"

„Ja; und ich bin weder das Eine noch das Andere. Ich habe das Alles vielmals bedacht und überlegt, gewiß Fräulein Hilary. Aber Tom hat mich lieb — oder er bildet es sich wenigstens ein, daß er mich leiden mag. Meinen Sie" — und die unendliche Demuth, welche die wahre Liebe stets begleitet, überzeugte Hilary, wie treu und aufrichtig die Liebe dieses Mädchens sei — „meinen Sie, daß er sich irrt, und daß es ganz unmöglich ist, er könne mich in dieser Weise liebhaben?"

„Nein, durchaus nicht, das sagte und dachte ich nie", war die ernste, offene Antwort. „Aber bedenke, er ist drei Jahre jünger, ist hübscher und klüger als Du" —

Hilary brach ab. Es schien ihr so grausam, dies Alles zu sagen, dennoch hielt sie es für ihre Pflicht,

daß es geschah. Sie kannte ihre einstige Dienerin so gut, daß sie überzeugt war, wenn Elisabeth sich getäuscht hätte, wenn ihre Ehe nicht das erfüllte, was sie zu erwarten berechtigt war, so würde sie mehr als unglücklich — sie könnte geradezu böse werden.

„Er liebt Dich jetzt, Du bist überzeugt davon; aber kannst Du sicher sein, daß er ein fester, zuverlässiger Charakter ist? Glaubst Du, er wird Dich immer lieben?“

„Ich weiß es nicht — aber doch wohl, wenn ich mich seiner Liebe stets werth erweise“, erwiderte die arme Elisabeth.

Als Hilary auf sie schaute, die mit gesenktem Blick demüthig und doch so hoffnungsreich vor ihr stand, als sie mehr und mehr die Veränderung gewahrte, welche die Liebe in Elisabeth's Wesen hervorgebracht hatte, das ganz Milde und Sanftmuth war, während ihr Gesicht den schönsten Schmuck der Frau, den Ausdruck echter Weiblichkeit trug, da begannen ihre Zweifel zu schwinden. Sie erinnerte sich, wie manche Männer, mehr durch innere als äußerliche Reize bestochen, wenig hübsche und ältere Mädchen als sie selbst geliebt hatten, und durch das ganze Leben hin mit seltener aber um so schönerer Treue dieses Gefühl bewahrten. Da dieser junge Mann die Einsicht gehabt hatte, Elisabeth's Werth zu erkennen, die Perle in der weniger schönen Muschel zu entdecken, so konnte man ihm auch zutrauen, daß seine Liebe echt war und dauern würde in guten und bösen Tagen. Jedenfalls liebten sie sich jetzt — da hörte eigentlich alles Abrathen auf.

„Nun, Elisabeth", rief ihre Herrin fröhlich, „jetzt ist's genug. Ich habe meine Predigt beendet, jetzt bleibt mir nur noch, Dir herzlich und innig Glück zu wünschen. Wenn Tom Cliffe Dich nur verdient, so weiß ich gewiß, daß er nicht zu gut ist für Dich; und das möchte ich ihm wohl selbst sagen."

„Wirklich, Fräulein Hilary?" fragte das Mädchen erfreut, und erzählte, wie sie ihn gebeten, zurückzubleiben, aus Furcht, er könne stören.

„Ganz und gar nicht. Hole ihn nur her. Ich sage nicht wie meine Schwester: «Kein Bräutigam gestattet»; im Gegentheil, ich meine, in solcher Zeit steht die Herrin gerade an Stelle einer Mutter, und das kann keine wahre und rechte Liebe sein, welche ihr verborgen wird, als sei man beschämt darüber."

„Das denke ich auch, und ich schäme mich Tom's nicht, noch er sich meiner", erwiderte Elisabeth mit einer Energie, daß Hilary unwillkürlich lächeln mußte.

Sie eilte hinweg, Tom zu holen, der sich bei diesem Besuch zur Zufriedenheit Aller benahm. Sein Wesen war männlich, und bei einem gewissen Selbstbewußtsein doch bescheiden; seine Redseligkeit wurde durch die Wichtigkeit des Ereignisses und durch den überwältigenden Eindruck, den Hilary auf ihn machte, in Schranken gehalten; denn er gestand Elisabeth später zu, „Fräulein Hilary sei ein wirklicher Engel und er würde sie in schönen Versen besingen." Das Wenige, was Tom sprach, gab den Damen eine sehr günstige Meinung von ihm, und sie mußten nicht nur die Klugheit, sondern auch die Bildung von Elisabeth's Bräutigam anerkennen. Es

betrübte sie, daß er von so sehr zarter Gesundheit schien, aber in seinem hübschen Antlitz war noch Besseres und Edleres als nur äußerliche Schönheit zu finden, so daß sie gar nicht erstaunt über Elisabeth's innige Liebe waren.

Hilary blickte dem jungen glücklichen Paare nach, als sie in dem milden Zwielicht die Richmond-Straße hinabgingen, Elisabeth hing an Tom's Arm, der seine etwas gebeugte Gestalt zur vollsten Höhe ausstreckte, und obgleich sie in der Größe, wie in manchem Anderen nicht ganz gut zusammen paßten, so sprach sich doch in ihrem Aussehen und ganzen Sein zueinander jenes vollkommene Vertrauen, jene unbedingte Zufriedenheit aus, welche ein scharfes Auge leicht an denen entdeckt, die den Weg des Lebens zusammen gehen wollen. Hilary blickte ihnen nach mit einem Segenswunsch, wandte sich dann vom Fenster und seufzte.

Achtes Kapitel.

Hilary's Ansicht und Rath befolgend, daß alles ihre Liebe Betreffende offen und ehrlich zugehen sollte, erbat sich Elisabeth gleich am nächsten Morgen die Erlaubniß, ihre Herrin zu sprechen und theilte ihr mit, daß sie Tom Cliffe heirathen würde, nicht augenblicklich, doch vielleicht in einem Jahre.

Frau Askott erwiderte kurz und scharf, die Sache ginge sie nichts an und sie wolle nicht dadurch belästigt werden. Sie sei der Meinung, daß wenn die Dienstboten ihren eigenen Vortheil kennten, sie eine gute Stelle festhielten und gar nicht ans Heirathen dächten. Dann fügte sie noch hinzu, da die Wirthschafterin Elisabeth ein lobendes Zeugniß gegeben habe, so biete sie ihr den Dienst des ersten Stubenmädchens an, weil eine Verwandte der Haushälterin Elisabeth's Obliegenheiten jetzt erfüllen solle.

„Und wenn Du nun jährlich sechszehn Pfund erhältst und eine Hülfe Dir zur Seite hast, welche all die schwere Arbeit für Dich thut, so wirst Du wohl anders

über die Sache denken und nicht so thöricht sein, heirathen zu wollen."

Aber Elisabeth war dennoch anderer Meinung als ihre Herrin. Die eigene Häuslichkeit hat und muß für jedes Mädchen etwas Verlockendes haben, und die zwei kleinen Zimmer, welche sie einst mit Tom bewohnen würde, erschienen ihr eine weit glücklichere Heimath als das große, stattliche Haus der reichen Frau, in dem sie nicht nur ihre eigene Arbeit zu verrichten hatte, sondern jetzt noch verpflichtet war, das unter ihr stehende Mädchen, die hübsche, flatterhafte, unaufmerksame Esther anzulernen und für ihr Thun verantwortlich zu sein, keine leichte Aufgabe, weil Esther all die Dreistigkeit, Unordnung und wenige Pflichttreue der meisten Londoner Dienerinnen besaß, und für die pünktliche, zuverlässige Elisabeth mehr eine Bürde als eine Stütze war.

Tom tröstete sie in seiner Weise, die Alles leicht nahm, doch aber etwas sehr Liebreiches hatte; und ein noch größerer Trost in jenen schweren Tagen waren die kleinen Einkäufe, welche sie für die künftige Einrichtung von dem erhöhten Lohn machte; kleine Strohhalme zum Bauen des warmen Nestchens: eine metallene Theekanne, zwei niedliche Schalen für Pfeffer und Salz und — entsetzliche Verschwendung! zwei echt silberne Eßlöffel, unter der Hand billiger gekauft. Tom hatte hübsche Sachen so gern; und diese Dinge, welche Elisabeth aus ihren Ersparnissen erstanden, waren praktisch, solid und brauchbar, weniger für die eigene Person als für die Wirthschaft berechnet, und immer mehr mit dem Hinblick auf Tom's Geschmack als ihren eigenen. Mit der

größten Sorgfalt verwahrte sie die kostbaren Schätze in ihrer Truhe, denn sie theilte ihr Zimmer mit Esther, zuweilen aber, wenn das junge Mädchen schon schlief, betrachtete Elisabeth ihre kleinen Besitzthümer mit rührender, fast ängstlicher Zärtlichkeit, als wenn sie das Unterpfand wären für eine glückliche Zukunft, die ihr jetzt zuweilen wie ein Traum erschien.

Denn sie sah ihren geliebten Tom so selten, gewöhnlich nur jeden zweiten Sonntag, wenn sie mit ihm zur Kirche ging und dann noch an seinem Arm einen kleinen Spaziergang machte; doch jedesmal trennten sie sich an der Straßenecke. Sie brachte ihn nie ins Haus und sprach zu keiner ihrer Genossinnen von ihm. Ob sie von ihrem Verlöbniß eine Ahnung hatten, wußte sie nicht und fragte nicht danach.

Auch Frau Askott hatte wohl die Sache ganz vergessen, sie schien mit derselben Theilnahmlosigkeit auf ihre Dienerschaft zu blicken, wie diese auf sie.

Obgleich man in den unteren Regionen meist in Unkenntniß war über das, was oben in den Zimmern der Herrschaft geschah, so fingen doch an Gerüchte zu circuliren: „Der Herr habe die Frau tüchtig angefahren und ‹abgetrumpft›." Und als einst das feierliche Mittagessen vorüber war, bei dem drei Bediente zugegen sein mußten, um zwei Personen aufzuwarten, da hörte Elisabeth, als sie durch die Halle ging, jene Diener lachen und sagen: „es sei so amüsant wie ein Lustspiel gewesen, Katze und Hund wären dagegen friedfertig miteinander." Von da waren „die Gefechte oben" einer der beliebtesten Witze unter der Dienerschaft.

Doch nach wie vor verließ Herr Askott nach dem Frühstück das Haus und kehrte zum Mittagessen zurück, während seine Gemahlin die Morgenstunden in ihrem eigenen Wohnzimmer — Boudoir nannte sie es — zubrachte; nach dem zweiten Frühstück fuhr sie in ihrer eleganten Equipage aus — nie durfte der Bediente dabei fehlen; dann machte sie eine gewählte und kostbare Toilette und präsidirte an ihrem Tisch mit unnachahmlicher Vornehmheit und Würde. Sie hatte sich ihrer neuen Stellung vollkommen angepaßt, und wenn unter den Atlasgewändern, den Points und Juwelen ein einsames, enttäuschtes Herz in bitterem Schmerze schlug — wen ging das etwas an? Sie erhielt das trügerische Spiel, den Schemen eines Glückes mit sehr anerkennenswerther Beharrlichkeit aufrecht.

Aber aller Trug bleibt eine gefährliche Sache. Sei obenauf und nach außen hin auch Alles glatt und weich, zuweilen verräth doch ein Zeichen den wahren inneren Zustand. Dergleichen war schon ein oder zwei Mal geschehen, besonders an jenem Tage, als die Diener sich so „kostbar amüsirt" hatten. Auch Elisabeth war schon Zeuge von sie befremdenden und betrübenden Vorfällen gewesen, denn als sie das Schlafzimmer ihrer Herrin aufräumte, was gewöhnlich zu der Zeit geschah, wenn Herr Askott nach der City fuhr, da war diese schon einige Male ganz plötzlich, zitternd und todesbleich hereingekommen. Eines Tages befand sie sich in so großer Aufregung, daß Elisabeth unaufgefordert ihr ein Glas Wasser brachte, und anstatt, wie sie gefürchtet, herrisch und hochmüthig zurückgewiesen zu werden, hatte ihre

Gebieterin in dem alten Ton der „Stowburyer Zeiten" freundlich gesagt: „Ich danke Dir, Elisabeth!"

Aber das kluge Mädchen that als bemerke sie es nicht, und war gleich darauf aus dem Zimmer entschlüpft.

Endlich brach der langgährende Vulkan aus, des Hauses Ruhe erschütternd. Der Bediente meinte, es müsse beim Frühstück ein „nettes, kleines Scharmützel" stattgefunden haben; denn der Herr sei, ohne seine gewöhnlichen Dienste abzuwarten, welche darin bestanden, ihm Hut und Handschuh zu reichen und eine Droschke herbeizurufen, davon gestürzt, die Thüren so gewaltig zuwerfend, daß das ganze Haus dadurch erschüttert wurde. Kurz darauf hatte Frau Askott heftig geklingelt, und als die Dienerinnen herbeieilten, fanden sie ihre Herrin in einer todtenähnlichen Ohnmacht auf dem Fußboden ihres Schlafzimmers liegend, während ihre Kammerjungfer, eine närrische, kleine Französin, laut jammerte.

Die erschreckten Dienstmädchen standen alle beisammen, rathlos und unentschlossen, keine brachte der armen Leidenden Hülfe, die starr und regungslos lag, ohne die Bemerkungen und Meinungen zu hören, welche ganz frei ausgesprochen wurden über das Betragen des Herrn, der jedenfalls an diesem Vorfall Schuld sei. Sie war die Gebieterin über alle diese Dienerinnen, welche schon eine ganze Zeit in ihrem Hause lebten, Lohn und Brot von ihr empfangend, doch keine liebte sie, keine kannte sie näher oder war bereit, etwas für sie zu thun, bis eines der Küchenmädchen den guten Gedanken hatte, Elisabeth rufen zu lassen.

Der Rath wurde schnell befolgt, jeder war froh, die Verantwortlichkeit auf einen Anderen zu schieben. In fünf Minuten hatte Elisabeth alle nutzlos Umherstehenden aus dem Zimmer entfernt, ihre Herrin ruhte auf dem Bett, während sie und das französische Kammermädchen die üblichen Belebungsversuche machten.

Endlich öffnete Frau Askott die Augen.

„Wer ist hier? Was wollt Ihr von mir?“

„Nichts, gnädige Frau, ich bin es — Elisabeth.“

Bei dem Klang dieser wohlbekannten, milden Stimme wandte die arme Frau sich um, denn trotz aller sie umgebenden Pracht war sie, wie sie so bleich, elend und verlassen dalag, mit Recht eine arme Frau zu nennen.

„O, Elisabeth, ich fühle mich so krank und schwach, bleibe bei mir und pflege mich!“

Eine neue Ohnmacht entrückte sie der traurigen Gegenwart.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe sie wieder zu sich kam, und dann war ihre erste Bitte, die Thür zu verriegeln und Niemand hereinzulassen.

„Wenn aber der Arzt kommt, gnädige Frau?“

„Ich mag ihn nicht sehen — ich brauche ihn nicht. Ich weiß, was mir fehlt. Ich —“

Sie zog Elisabeth näher zu sich heran, flüsterte etwas in ihr Ohr und brach dann in ein heftiges, krampfhaftes Weinen aus.

Erschreckt und betäubt wußte Elisabeth Anfangs nicht, was sie beginnen solle, dann lehnte sie das Haupt der Leidenden sanft an ihre Schulter und beruhigte sie, wie man ein weinendes Kind beschwichtigt. Das Schluchzen

ließ nach, und Frau Askott lag ein Paar Minuten ganz still, plötzlich ergriff sie Elisabeth's Arm und sagte heftig:

„Daß Du aber nicht davon sprichst. Er weiß es noch nicht und soll es nicht erfahren. Es würde ihm Freude machen, gerade wie es mir unangenehm ist. Zuweilen scheint es mir, als werde ich es hassen, weil es sein Kind ist."

Sie sprach mit einer Wildheit, die man unter dem vornehmen, würdevollen Wesen der Frau Askott oder dem leidenden, schmachtenden von Fräulein Selina kaum vermuthet haben würde. Der Gedanke, daß ihre Herrin ein Kind erwarte, machte Elisabeth ganz verwirrt.

„Ich verstehe nicht viel von dergleichen Dingen, aber doch glaube ich, Sie müssen sich nicht so aufregen, gnädige Frau, und wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich würde das Kindchen nicht hassen. Es kann solch ein liebes kleines Herzchen sein, das Ihnen vielleicht recht zum Segen geschenkt wird."

Frau Askott erhob ihre schweren, verweinten Augen zu dem theilnehmenden Antlitz, das sich über sie beugte, und der milde, echt weibliche Ausdruck that ihr wohl.

„Denken Sie nur, wie hübsch es sein wird, wenn das kleine, süße Wesen, das so ganz Ihr eigen ist, hier an Ihrer Seite liegt, mit dem lieben, unschuldigen Gesichtchen Ihnen zugewandt, während die niedlichen, weißen Finger Sie leise berühren." Elisabeth's Stimme zitterte, denn sie selbst war von dem Bilde, welches sie entworfen hatte, tief bewegt. „O, ich bin überzeugt, Sie werden es so, so lieb gewinnen!"

Die Stimme der Natur ist mächtig. Diese kalte, selbstsüchtige Frau, welche vierzig Jahre alt geworden war, ohne daß jemals ihr Herz von einem starken, gewaltigen Empfinden bewegt worden wäre, die ohne Liebe geheirathet hatte und nun ohne Zerknirschung, doch in bitterem Grimm die Strafe solcher Ehe hinnahm, selbst diese Frau war nicht verhärtet gegen das glorreiche Mysterium der Mutterschaft, durch welches jede Tochter Eva's die Hoffnung auf ihr erstes Kind wie eine Art göttlicher Verkündigung fühlen und aufnehmen sollte.

Frau Askott lag schweigend, auf Elisabeth lauschend. Plötzlich rollten unter den geschlossenen Augenlidern ein Paar Thränen über ihr Gesicht.

„Kränkt es Sie, wenn ich in dieser Weise spreche, gnädige Frau?"

„Nein, nein! Sage was Du willst. Ich bin froh, Jemand zu haben, mit dem ich reden kann. Ach, ich bin eine sehr arme, beklagenswerthe Frau!"

Seltsam, daß Selina Askott und überdies Elisabeth Hand gegenüber dies Zugeständniß machte. Aber die Umstände führen oft unvorhergesehene Dinge herbei; und ein einmal gegebenes Vertrauen ist nicht leicht wieder zurückzunehmen. Die Herrin schien dies auch gar nicht zu wünschen. In der Einsamkeit ihres prächtigen Hauses, in dem gänzlichen Mangel an weiblicher Gesellschaft — denn sie wollte nicht nach ihren Schwestern schicken, weil, wie sie sagte, er sie doch nur kränken würde und sie mochte nicht, daß man ihre Familie beleidigte — schloß die arme Selina sich immermehr an Elisabeth, als ihren einzigen Trost, an.

Trübe Monate folgten. Während der langen, schwülen Sommertage, in denen die kränkelnde Dame kaum ihr Schlafzimmer verließ und mürrisch und klagend die Leiden trug, welche von den meisten Frauen mit solcher heiligen Freude und Ergebung erduldet werden, war Elisabeth stets um sie. Sie erfüllte jeden ihrer Wünsche, fügte sich in all ihre Launen, die oft schwer zu ertragen waren, suchte ihre traurigen Gedanken zu zerstreuen und war in der That ihrer Herrin einzige Gesellschaft und Freundin.

Diese Stellung wurde ihr von Niemand bestritten. Nicht jede Frau hat, wie Johanna es Elisabeth zuerkannte: „ein Talent für die Krankenpflege“ und wenige Patienten machen es möglich, daß diese Pflege ein Werk der Liebe werde. Der ganze Hausstand war froh, daß Elisabeth die schwere Pflicht übernahm, für deren Erfüllung sie so besonders geeignet war, und um die man sie so wenig beneidete. Selbst Herr Peter Askott, als man ihm nicht länger verhehlen konnte, welches Glück, welche Ehre ihm bevorstand und er in Rücksicht darauf sehr aufmerksam und freundlich wurde, sich in alle Launen und Wünsche seiner Gemahlin fügend, selbst er drückte Elisabeth öffentlich seine Anerkennung aus und beschenkte sie mit ein Paar Goldstücken, aus wahrer Dankbarkeit gegeben.

Ob ihr persönlich ihre jetzt so wichtige Stellung zusagte, ob, was sie that, aus Pflicht oder Mitleid geschah oder aus dieser Selbstaufopferung, welche manche Frauen stets denen erweisen, die ihrer Hülfe bedürfen, das vermag ich nicht bestimmt auszusprechen, denn Eli-

sabeth redete nie darüber, selbst nicht zu Hilary, der endlich eine förmliche Visite gestattet ward, noch zu Tom Cliffe, den sie jetzt äußerst selten sah, da ihre Herrin mit charakteristischer Selbstsucht sie kaum eine halbe Stunde von ihrer Seite lassen wollte.

Anfangs war Tom darüber sehr böse, nach und nach beruhigte er sich; er sah seine Braut zuweilen auf einige Minuten an der äußersten Pforte, aber er schrieb ihr lange, sehr poetische Briefe, die er den anderen Dienerinnen des Hauses übergab, welche dadurch in das Geheimniß hineingezogen wurden. Doch das war jetzt nicht mehr so schlimm, denn Elisabeth hatte fest versprochen, sobald ihre Herrin wieder wohlauf und Alles glücklich überstanden sei, würde sie Tom sofort heirathen. Deshalb nahm sie die Scherze und Neckereien der Mädchen und Diener ruhig hin; sie fühlte sich überhaupt zu stolz und glücklich, um sich durch irgend etwas diese Zufriedenheit rauben zu lassen.

Trotzdem führte sie kein frohes und leichtes Leben, denn mit Frau Askott umzugehen war sehr schwer. Alle die nöthigen Opfer, welche ihr Zustand erforderte, wollte sie eigensinniger Weise nicht bringen, sie weigerte sich, dieses oder jenes zu entbehren, und dann wieder ergriff sie Angst und Furcht vor dem, was ihr bevorstand, daß es Elisabeth's ganzer Selbstbeherrschung und Ueberredung bedurfte, um die nicht unnatürlichen Vorgefühle eines möglicher Weise schlimmen Ausganges der zagenden Frau auszureden.

Ein anderes Mal überließ sich Selina einer innigen, rührenden Vorfreude, dann mußte Elisabeth die kleine,

reizende Ausstattung vor ihr ausbreiten und sie nahm jedes einzelne Stück in die Hand, es mit Entzücken betrachtend. Zuweilen sprach sie stundenlang von dem Segen, der ihr noch so spät im Leben geschenkt wurde, bedauernd, daß er so spät kam, daß sie schon eine alte Frau sein würde, ehe ihr Kind erwachsen wäre.

„Dennoch ist es nicht unmöglich, daß ich bis dahin lebe, um eine reizende Tochter in den Ballsaal zu führen oder einen klugen, großen, schönen Burschen zur Universität zu schicken — in früheren Zeiten studirten die Leafs immer. Henry Leaf Askott soll mein Sohn heißen, das steht fest, und wenn es ein Mädchen ist, möchte ich es Johanna nennen. Meinst Du nicht, daß es meine Schwester erfreuen würde?“

Je weicher Selina's Natur wurde, desto mehr wandte sie sich wieder ihrer Familie zu.

„Ich bin nicht älter als meine Mutter war, da Hilary geboren wurde. Sie starb, aber das kam von all dem Kummer und der Sorge her. Es ist durchaus nicht gesagt, daß eine Frau im Wochenbett sterben muß, selbst wenn sie schon in meinem Alter ist. In zwanzig Jahren bin ich erst sechzig; das ist noch nicht ein so schreckliches Alter. Ueberdies ist eine Mutter niemals alt, wenigstens nicht für ihre Kinder. Nicht wahr, Elisabeth?“

Die Angeredete bejahte dies aus vollem Herzen. War es aus Sympathie oder Instinct, daß die schlichte, einfache Dienerin immer klüger wurde und in diesen Gesprächen eine oft überraschende, wundervolle Weisheit entfaltete?

Aber ich fürchte, dies Alles wird sehr uninteressant gefunden werden, außer von Frauen und Müttern, darum will ich schneller darüber hingehen.

Als die schwere Stunde näher und näher rückte, kam eine erstaunliche Ruhe, ja Sanftheit über Selina. Ihre krankhafte Abneigung, Jemand anders als Elisabeth um sich zu haben, milderte sich. Sie duldete selbst die Gesellschaft ihres Mannes für eine Stunde Abends und überwand ihren Stolz so weit, um ihn zu bitten, ihre Schwestern von Sonnabend bis Montag zu einem Besuche einzuladen, denn länger konnte Hilary nicht bleiben.

„Man weiß doch nicht, was geschehen kann", sagte sie ernst, aber nicht düster zu ihm.

Und obgleich er solche Gedanken „Unsinn" nannte und sie bat, diese krankhaften Einbildungen zu verbannen, so erfüllte er doch ihren Wunsch und schrieb eigenhändig die formelle Einladung.

Die drei Schwestern verlebten ein Paar glückliche Tage zusammen. Hilary war geistreich und heiter wie sonst. Sie scherzte und neckte Selina über die prächtige Weihnachtsbescheerung, die sie so gütig sein würde, ihnen zu machen, und bedauerte sie, daß sie von dem Christfestmahl, zu dem Herr Askott in überwallender Freude sie schon eingeladen, wenig genießen würde. Das zu erwartende Kindchen, gesegneter Engel, schien noch vor seinem Erscheinen alle Unebenheiten beseitigt zu haben, eine Mission, die Kinder oft erfüllen.

Mit heiterer Zuversicht, frohen Scherzen und inniger Zärtlichkeit nahmen die Schwestern von Selina Abschied,

die voll Rücksicht darauf bestand, daß ihre eigene schöne Equipage sie nach Richmond zurückbringe.

„Später wird mein Sohn sich nicht das Vergnügen nehmen lassen, seine Tanten zu begleiten. Ist's ein Knabe, so werde ich ihn Henry Leaf nennen und ihn so erziehen, daß er unserer Familie Stolz und Ehre sein soll.“

Nachdem die Damen sich entfernt hatten, begab Frau Askott sich zu Bett. Da es erst neun Uhr und eine helle, klare Mondnacht war, so dachte Elisabeth, sie könne sich wohl ein Weilchen hinunterstehlen, um einmal frische Luft zu schöpfen. Ihr langes Eingeschlossensein ließ sie zuweilen mit krankhafter Sehnsucht noch einen Blick in die Außenwelt und einen Moment des Zusammentreffens mit ihrem lieben, treuen Tom verlangen.

Sie hatte ihn nun schon seit vierzehn Tagen nicht gesehen, und obgleich seine Briefe sehr hübsch und klug waren, so verlangte sie doch nach einem Blick seiner Augen, einem Druck seiner Hand, vielleicht auch nach einem warmen, innigen Kuß, den er ihr trotz ihres Abwehrens, „weil sie auf offener Straße ständen“, dennoch gab. Seine Liebe, demonstrativ wie seine ganze Natur, war diesem stillen, ruhigen Mädchen unendlich süß und theuer geworden, theurer, als sie selbst es wußte.

Es war eine klare, helle Winternacht, und der Mond segelte über die am blauen Himmel zerstreuten weißen Wölkchen dahin, daß selbst der Russel-Platz im Hinblick darauf schön wurde. Elisabeth sah zu dem Monde auf und dachte, wie Tom sich dieses Schauspieles erfreuen würde und wünschte ihn an ihre Seite. Und dann kam

der beseligende Gedanke, wie bald sie immer beieinander sein würden, und wie sie trotz seiner kleinen Launen und Schwächen so glücklich mit ihm werden würde; sie fühlte, sie konnte Alles, Alles ertragen, wenn sie ihn und seine Liebe nur hätte.

Obgleich er auch in seine Liebe für sie das Excentrische und Eigenthümliche seines Charakters mit hineinverwebte, so war doch auch wieder so viel Wärme und Realität darin, daß sie ihr zu einem Lebensbedingniß geworden war, wie auch Tom — besonders nach jedem kleinen beigelegten Zwist — versicherte, er könne nicht ohne Elisabeth leben.

„Armer Tom! Wie mag er wohl ohne mich fertig geworden sein! Nun, wir werden ja nicht mehr lange getrennt bleiben!“ flüsterte sie innig.

Wie sie wünschte, er möchte wissen, daß sie draußen sei, damit sie ein kleines Gespräch miteinander haben könnten.

Unwillkürlich schritt Elisabeth der Stelle zu, an welcher sie Tom stets zu treffen pflegte, wo sie unter dem Schutze einer großen, breiten Platane beieinander standen.

Nimmermehr konnte das Tom sein — so ähnlich die Gestalt ihm sah, unmöglich, er war ja nicht allein. Ein junger Mann und ein Mädchen standen dort, wahrscheinlich Liebende, denn er hatte seinen Arm um sie gelegt und küßte sie mehrere Male, ohne daß sie es ihm wehrte.

Elisabeth starrte hin, fast ihrer klaren Sinne beraubt, denn des Mannes Figur sah Tom's so entschieden gleich. Endlich mit dem Gefühle, als müsse sie,

wenn's ein Phantom sei, es durch ein herzhaftes Hinsehen und Näherkommen verscheuchen, schritt Elisabeth an diesem „Liebespaar" vorbei.

Sie bemerkten sie nicht, denn sie waren zu tief in ihr Gespräch versunken, aber sie sah sie genau und erkannte Tom und Esther, das unter ihr stehende Hausmädchen.

Man mag Bücher und Bücher über die Eifersucht schreiben und lange noch nicht wird Alles gesagt und das Thema erschöpft sein. Nächst dem Gewissensbiß über begangene Schuld und Sünde, ist Eifersucht die schärfste, bitterste und sinnverwirrendste Qual, welche die menschliche Natur erdulden kann.

Wir mögen voll Mitleid und Staunen aus den Theaterlogen auf unsere Othello's und Bianka's blicken, mögen über den Groll zwischen Cousine Käthchen und Cousine Lucy lächeln, die selbst im Ballsaal um den Gegenstand ihrer Liebe rivalisiren, oder wir mögen sogar über die Wortgefechte zwischen dem Stubenmädchen und der Köchin, deren beiderseitiger Held der Gärtner ist, herzlich lachen — aber fortzuleugnen ist damit die Eifersucht nicht. Ein Mann kann nicht zwei Frauen zugleich lieben wollen, ein Mädchen nicht mit zwei Männern kokettiren, ohne daß diese schreckliche Leidenschaft, welche bitterer als der Tod ist, hervorgerufen wird, welche der Beweggrund zu der Hälfte der Tragödien ist, und die Ursache zu den schwersten Verbrechen, die im Leben begangen werden.

Die Qual kommt in verschiedener Gestalt, zuweilen ist sie ein langsam schleichendes Gift, ein anderes Mal

erfaßt sie uns plötzlich mit ihrer glühenden Macht, die, wie das rothgeschürte Eisen dem Körper, hier der Seele die unvertilgbaren Spuren einbrennt. So mannichfach die Eifersucht auftritt, so verschieden wird sie von den Menschen aufgenommen, von diesen mit wildem Grimm, weil sie besonders durch die verletzte Selbstliebe leiden; jene schlagen ihren Stolz um sich, daß Keiner ihre Wunde sehe. Andere wieder, demüthige, bescheidene Naturen, deren einziger Stolz ihre Liebe war, verlieren mit einem Schlage Alles und stehen nun vereinsamt und schutzlos da, dem kalten, bitteren Gerede der Welt, dem Sturme des Lebens ausgesetzt.

So ging es Elisabeth. Nach dem ersten Moment starrer Betäubung, dem wilde Verzweiflung folgte, nahm sie es als etwas ganz Natürliches hin, als eine Sache, die sie längst hätte erwarten können, weil sie kommen mußte, und die sie weiter nicht verwundern dürfe.

Sie schritt noch einmal an dem Paare vorüber, wieder unbemerkt, und ging dann auf der anderen Seite des Platzes dem Hause zu.

Es ist nicht meine Absicht, aus dieser armen Dienerin eine tragische Heldin zu machen. Vielleicht findet man auch in dem Ganzen nichts Tragisches. Ein stilles, einfaches, nicht hübsches Mädchen, das so thöricht ist, einen jüngeren, schönen Mann zu lieben und zu glauben, er werde ihr treu sein — darf die sich wundern, wenn sie sich vom Gegentheil überzeugt, wenn er sie um ein achtzehnjähriges, reizendes Mädchen verläßt? Geht es nicht meist so im Leben zu, besonders unter der dienenden Klasse? Das Beste, was die Getäuschte thun

kann, ist, den jungen Sausewind zu vergessen und sich einen anderen Schatz zu nehmen. Eine sehr alltägliche Geschichte, und mehr eine Posse als ein Trauerspiel.

Aber es giebt Possen, die, wenn man genau auf den Grund blickt, viel von der Tragödie in sich haben.

Ich werde Elisabeth nicht schildern, daß sie sich oder Esther das Haar ausriß, noch daß sie in einem Anfall wahnsinniger Eifersucht über den mondlichten Platz dahinstürmte. Es war nicht ihre Natur, sich solchen „Anfällen" und „Ausbrüchen" zu überlassen, bei keiner Gelegenheit. Alles, was sie berührte, drang tief in Herz und Seele, um dort in Freude zu erblühen oder als Schmerz ihr Gemüth zu trüben und zu verwunden.

An diesem Abend ging sie, wie schon einmal gesagt, ruhig nach Hause; in ihrer Stube angekommen, verschloß sie diese und setzte sich dann auf ihr Bett.

So saß sie wohl länger als eine Stunde mit Hut und Shawl, ohne zu weinen, ohne sich nur zu rühren, kalt und hart wie ein Stein, bis es ihr war, als ob die Klingel ihrer Herrin erschalle, und sie die Treppe hinabstieg. Doch man brauchte sie nicht, und sie schlich wieder hinauf, im Dunkeln zu Bett gehend.

Als Esther bald darauf kam, that Elisabeth, als ob sie schliefe. Nur einmal warf sie einen verstohlenen Blick auf das hübsche Mädchen, welches vor dem Spiegel sich das schöne, lange Haar kämmte, und da ergriff sie ein lebhaftes Gefühl des Widerwillens, ein Empfinden, als ob ein scharfes Messer in ihr Herz dringe, beim Anblick dieser frischen, rothen Lippen, die sich so gern von Tom küssen ließen, und der schlanken, zierlichen

Gestalt, die er umfaßt hatte, wie er sie zu umfangen pflegte; aber Elisabeth sprach nicht, regte sich nicht.

Nach einer halben Stunde wurde sie von der Krankenwärterin, die schon anwesend war, gerufen, weil Frau Askott sehr leidend sei und nach ihr verlange. Bald war der ganze Hausstand in Bewegung und Verwirrung, und in dem schweren Kampfe zwischen Geburt und Tod hatte Elisabeth nicht Zeit an etwas Anderes als an ihre Herrin zu denken.

Den bangen Befürchtungen entgegen ging Alles schnell und glücklich vorüber, und ehe der Hausherr — der trotz aller Angst und Glückseligkeit doch einige Stunden sanften Schlafes und ein gutes Frühstück genossen hatte — am anderen Morgen nach der City fuhr, konnte er noch die Anzeige nach der Times schicken, welche seinen Freunden verkündete, daß ihm ein Sohn und Erbe geboren sei.

Neuntes Kapitel.

Die folgenden Wochen vermehrten die Aufregung in Peter Askott's Hause eher, als daß sie dieselbe verminderten.

Niemals hatte es ein so wunderbares Kind gegeben, nie war von einem solchen kleinen Ankömmling mehr Aufhebens gemacht worden, als es bei diesem geschah. Unbetheiligte, unbefangene Personen hätten den Knaben vielleicht ein häßliches, schwächliches kleines Ding genannt, und im Anfang waren Alle so besorgt um sein Leben, daß er in höchster Eile „Henry Leaf Askott" getauft wurde, nach dem Wunsche seiner Mutter, welchem in der kritischen Lage, in der sie sich befand, Niemand entgegenzutreten wagte. Selbst nach vierzehn Tagen war der „Sohn und Erbe" noch ein sieches Kindchen, mit einem sehr kleinen, gelben Gesicht — aber für die Mutter war er Alles in Allem.

Von dem Moment an, da sie seinen ersten Schrei vernahm, schien ihre ganze Natur verwandelt zu werden.

Ihre Augen — Selina's schönen, kalten blauen Augen hatten eine eigenthümliche Tiefe und Innigkeit erhalten und strahlten von warmer Zärtlichkeit, sobald sie sich auf das an ihrer Seite ruhende Kind richteten.

Sie ward es niemals müde, seine winzig kleinen, zierlichen Hände und Füße zu bewundern und liebkosend zu streicheln, und Jedem, dem die Gunst wurde, in das Zimmer treten zu dürfen, zeigte sie: „mein Kind", mit einem Stolz, als ob es ein Wunder der Schöpfung sei. Sie fühlte sich über alle Worte hinaus glücklich.

Auch Elisabeth war nicht wenig stolz auf den kleinen Knaben. Ihren Armen war er zuerst übergeben worden, sie hatte beim ersten Waschen und Ankleiden hülfreiche Hand geleistet und ihn oder seine Mutter seitdem kaum auf Minuten verlassen. Die alte Kinderfrau und zugleich die Wärterin der Mutter, eine sehr bedeutende und hochangesehene Persönlichkeit im Hause, war Anfangs ein Wenig eifersüchtig auf Elisabeth, doch nach und nach wurde sie herablassend und freundlich, und bediente sich ihrer gern im Krankenzimmer, indem sie zugestand, daß eine so sehr vernünftige, ruhige und brauchbare junge Person fast so nützlich wie eine Frau von gesetzten Jahren sei. Ja, sie fragte Elisabeth sogar einmal, ob sie vielleicht Wittwe wäre, denn sie sähe aus, als kenne sie Kummer und Sorgen, und war sehr erstaunt zu hören, daß jene unverheirathet und erst dreiundzwanzig Jahre alt sei.

Niemand anderes beachtete Elisabeth sonst aufmerksamer; selbst Hilary ward von Freude und Staunen über den kleinen Neffen so in Anspruch genommen, daß

sie nur flüchtig bemerkte: „Elisabeth, Du siehst blaß und angegriffen aus, die letzte Zeit war doch zu anstrengend für Dich.“ Und die treue, gewissenhafte Dienerin hatte einfach die Frage bejaht, weiter aber nichts hinzugefügt.

In den ganzen vierzehn Tagen hatte sie Tom nicht gesehen. Er schrieb ihr ein oder zwei Mal einige flüchtigen Zeilen, und die Köchin erzählte Elisabeth, er sei zu verschiedenen Zeiten an der Küchenthür gewesen, nach ihr fragend, doch da er gehört, sie sei oben bei ihrer Herrin beschäftigt, wäre er sogleich wieder fortgegangen.

„Wahrscheinlich schmollte er, obgleich man es ihm nicht anmerkte. Er ist ein netter junger Mann, zuvorkommend und freundlich in seinem Betragen, und ich wünsche Ihnen viel Glück zu Ihrer Heirath“, sagte die Köchin, welche gleich all den anderen Dienstleuten sich jetzt sehr höflich gegen Elisabeth benahm.

Ihr Glücksstern war immer noch im Steigen, und im ganzen Hause wurde sie als eine sehr bevorzugte Person betrachtet. Man erzählte sich, daß die alte Wärterin, deren Ausspruch ein Orakel war, sich in der lobendsten Weise über Elisabeth geäußert habe, und daß in Folge davon das Kind nach Ablauf von vier Wochen ganz ihrer Pflege und Wartung anvertraut werden solle, natürlich mit einer fabelhaften Erhöhung ihres Lohnes.

Als dieser Vorschlag wirklich gemacht wurde, schien Frau Askott sich plötzlich an eine Sache zu erinnern, die wohl ganz ihrem Gedächtniß entschwunden war, denn sie wandte sich mit den Worten zu Elisabeth:

„Wenn es noch Dein Wunsch ist, Dich zu verhei-

rathen, wenn Du glaubst, glücklicher zu werden, so stehst Du Dir natürlich selbst am nächsten, und ich will Dir kein Hinderniß in Deinem Vorhaben sein, aber es wäre mir sehr lieb und eine große Stütze und Beruhigung für mich, wenn ich Dich noch einige Zeit behalten könnte, Elisabeth."

„Herzlichen Dank, gnädige Frau, wenn Sie es wünschen, bleibe ich", entgegnete Elisabeth leise, und sie beschäftigte sich noch eifriger mit dem Kinde, das sie im Zimmer umhertrug, wobei sein Köpfchen sanft an ihrem Herzen ruhte. Wenn in dem Zwielichte, von den Anderen unbemerkt, ein Paar Thränen auf das kleine, weiße Gesicht herniederfielen — so tröste und helfe Gott unserer armen Elisabeth!

Selina erholte sich so schnell, daß nach Verlauf von drei Wochen jede Sorge für ihre Gesundheit beseitigt war und Herr Askott nicht anstand, eine Geschäftsreise nach Edinburg zu machen; er versprach jedoch in drei Tagen zurück zu sein, damit der erste Weihnachtsfeiertag in festlicher Weise begangen werden konnte. Es sollte ein großartiges Mittagmahl werden; Johanna und Hilary sollten dabei in ihren Hochzeitskleidern erscheinen, und Selina interessirte sich auf das Lebhafteste dafür, daß Johanna eine neue Haube zu dem Tage erhalte, ja sie ruhte nicht eher, als bis sie selbst diese bei ihrer eigenen Putzmacherin bestellen ließ, mit dem Befehle, von den schönsten, echten Spitzen das „reizendste, kleine Mützchen" zu machen, welches nur für eine ältere Dame erdacht werden konnte.

Die Geburt des Kindes hatte alle Herzen geöffnet

und alle verwandtschaftlichen Bande enger geknüpft. Selina auf dem Sopha ruhend, in ihrem schönen, weißen Cashmiroberrock, der sich in weichen Falten anmuthig um ihre Gestalt legte, und dem kleinen, einfachen und doch kostbaren Morgenhäubchen, sah so jung und reizend und vor Allem so sanft und mütterlich aus, daß die Herzen der Schwestern vor Liebe überflossen. Sie gestanden zu, daß sowohl Glück wie Kummer oft in unvorhergesehener Weise über die Menschen kommen, denn wer würde an jenem schrecklichen Abend, als Herr Askott Hilary in Kensington aufsuchte, oder bei der steifen, kalten Hochzeit geahnt haben, daß sie jemals so heiter und gemüthlich in Selina's Zimmer beieinander sitzen würden, das Kind bewundernd, und im besten Einvernehmen mit seinem Vater.

„Vater" ist ein magisches Wort, und mögen Eheleute sich noch so weit von einander entfernt haben, der Gedanke: sie ist die Mutter, er ist der Vater meines Kindes, muß und wird sie in gewisser Weise wieder zusammenführen. Als Peter Askott sich über die Wiege seines Sohnes beugte und seine dicken Finger die kleinen Bäckchen streichelten, mit einem Ausdruck, halb Staunen, halb Freude, wie das Alles so wunderbar gekommen sei — da stand der gute Engel des Hauses wohl lächelnd dabei, fest vertrauend, daß Uneinigkeit und Zwietracht für immer aus der Familie verbannt sein möchten, verscheucht durch die sanfte, heilige Berührung eines Kinderhändchens.

Der Abschied zwischen Selina und ihrem Manne war freundlich, fast innig. Sie nannte ihn: „Peter"

und bat ihn, sich recht in Acht zu nehmen und sich wohl gegen die Kälte der Nacht zu schützen. Und als er fortgefahren war und die Schwestern sich auch entfernt hatten, da lag Selina mit weit offenen Augen auf dem Sopha in tiefes Sinnen versunken. Ob diese Gedanken fröhlicher oder trauriger Art waren, ob sie der Reue oder der Hoffnung galten, ob sie spurlos verfliegen oder auf ihr künftiges Leben Einfluß gewonnen haben würden, wußte Niemand und erfuhr es auch nimmer.

Ein leises Klopfen an die Thür und eine Bestellung für Elisabeth wurden von Selina vernommen.

„Wer wünscht Dich zu sprechen? Tom Cliffe? Ist das nicht der junge Mann, der Dich heirathen will? Geh gleich zu ihm, laß ihn nicht warten. Doch höre, Elisabeth, es ist heute so kalt, führe ihn in das Zimmer der Haushälterin. Sende sie zu mir und sage, daß ich ausdrücklich gewünscht habe, der junge Mensch möge ins Haus kommen, obgleich ich sonst keine Liebhaber gestatte.“

„Ich danke herzlich, gnädige Frau!“ erwiderte Elisabeth und ging hinaus. Sie mußte doch einmal mit Tom sprechen, so konnte es auch heute Abend geschehen. Ohne sich Zeit zum Denken und Ueberlegen zu lassen, stieg sie mit schweren Schritten die Treppe hinab nach der Stube der Haushälterin.

Tom war allein darin. Er sah so ganz wie sonst aus, trat ihr mit derselben vertraulichen Art wie früher entgegen, daß Elisabeth einen Moment glaubte, sie müsse sich einer traurigen Verblendung hingegeben haben,

ihn schuldig zu wähnen — jener Mondscheinabend mit der schrecklichen Entdeckung müsse ein Traum gewesen sein, und Tom sei noch immer ihr eigener, geliebter, treuer Tom, den die hübsche, leichtfertige Esther, über deren Einfalt er oft gelacht hatte, weiter gar nichts anginge.

„Elisabeth, mir scheint es ein Jahrhundert, seit ich Dich gesehen habe!"

Obgleich sein Wesen warm und freundlich war, so hörte Elisabeth doch mit dem Feingefühl der Liebe dem Ton der Stimme etwas Fremdes, Gezwungenes an, als ob die Pflicht die entflohene Zärtlichkeit ersetzen wolle. Sie duldete es, daß er seine Arme um sie legte, aber sie erzitterte dabei.

„Nun, was ist Dir? Bist Du nicht erfreut, mich zu sehen? Gieb mir einen Kuß, mein liebes Mädchen, bitte, Elisabeth!"

Er küßte sie, und dann schwankte sie zu einem Stuhl.

„Tom, ich habe mit Dir zu reden, und da ist es besser, es geschieht gleich."

„Gewiß. Du hast doch keine traurigen Nachrichten von Hause erhalten? Oder —" mit einem bangen Blick sie anschauend — „ich habe Dich doch nicht geärgert?"

„Geärgert?" wiederholte sie, daran denkend, was für ein geringes, ausdrucksloses Wort es war für das, was geschehen und für die Qual und den Schmerz, welche sie erduldet hatte. „Nein, Tom, geärgert hast Du mich nicht gerade — aber ich muß Dir eine Frage

thun. Mit wem standest Du auf dem Platz, unter unserem Baume an jenem Mondscheinabend, heute vor drei Wochen?"

War auch kein Aerger in dem Ton der Stimme hörbar, so erbebte Tom doch, ein so tiefer Ernst lag darin.

„Vor drei Wochen? — wie kann ich das noch wissen?"

„Ja, Du kannst es, besinne Dich, es war heller Mondschein und Du standest eine lange Zeit dort."

„Unter dem Baume, im Gespräch mit Jemand? Unsinn. Vielleicht war ich es nicht."

„Du warst es, denn ich sah Dich."

„Zum Henker!" murmelte Tom zwischen den Zähnen.

„Werde nicht böse, sondern sage mir die volle Wahrheit. Das Mädchen, welches mit Dir sprach, war Esther — habe ich recht gesehen, Tom?"

Im ersten Augenblick stand der junge Mann wie vom Schlage getroffen. Dann suchte er sich schnell zu fassen und entgegnete scharf:

„Nun, und wenn sie es war, was thut das? Kann ein Mann nicht höflich zu einem hübschen Mädchen sein, ohne auf diese Weise ins Verhör genommen zu werden?"

Elisabeth antwortete nicht sogleich. Dann sagte sie sehr sanft und leise:

„Tom, magst Du Esther leiden? Aber gewiß, Du würdest sie sonst nicht küssen. Hast Du sie in der Art lieb — wie Du sonst mich lieb hattest?"

Sie blickte ihm voll in die Augen. In den ihrigen

lag kein Vorwurf, nur eine dringende Bitte und Frage, das letzte Halten an einer Hoffnung, die, wie sie wußte, sich als falsch erweisen würde.

„O ja, ich mag Esther leiden. Sie ist ein niedliches Mädchen und wir sind gute Freunde.“

„Tom, kein Mann kann in dieser Art der Freund eines Mädchens von achtzehn Jahren sein, wenn er eine Andere heirathen will. Nach meiner Ansicht dürfte das nicht stattfinden.“

Tom lachte verlegen. „Wahrhaftig, Elisabeth, Du bist eifersüchtig, das solltest Du lieber überwinden.“

War sie wirklich ohne Grund eifersüchtig? Hatte eine Einbildung oder Grille ihr den Sinn verwirrt? War Tom rein und fest wie Gold, ohne ein Gefühl in seiner Brust, das sie nicht theilte, ohne eine Hoffnung zu hegen, die sich nicht mit auf sie bezog, war sie ihm von allen Frauen in der Welt die liebste, die eine, der er sich in ungetheilter Liebe verbinden wollte, in einer Liebe, welche der ihrigen gleich kam?

Wenn auch die arme Elisabeth nicht in dieser Weise argumentirte, so fühlte sie doch instinctartig so.

„Sage es mir offen, Tom, so rückhaltlos, als ob ich Jemand Anders sei und Dir nie näher gestanden hätte, liebst Du Esther Martin?“

Wahrhaftige Menschen erzwingen die Wahrheit auch bei Anderen. Tom konnte leichtfertig und unbeständig sein, aber er war nicht betrügerisch. Er vermochte nicht Elisabeth in die Augen zu sehen und eine Lüge zu sagen, er wagte es nicht.

„Nun, wenn Du es durchaus wissen willst — ich glaube, ich liebe sie.“

So ging Elisabeth's Schiff unter. Es war vielleicht ein sehr leichtes Fahrzeug gewesen, dem Niemand bei klarer Ueberlegung irgend welche Schätze anvertraut hätte — sie aber that es, all ihr Glück, all ihr Hoffen übergab sie ihm, und es sank in den Grund wie ein Stein.

Es ist wunderbar, wie leicht die Wellen des Meeres sich über solchem Wrack schließen, wie sie sanft, als sei nichts geschehen, dahinfluthen, und wie ruhig der Mensch — wenn es sein muß und kein Zweifeln mehr möglich ist — die Wahrheit hinnimmt, die er um sein Leben gern als Unmöglichkeit oder Lüge erwiesen haben möchte.

Einige Minuten starrte Tom regungslos in das Kaminfeuer, während Elisabeth stumm ihm gegenüber saß. Dann machte sie die Broche, das einzige Geschenk, welches sie von ihm erhalten, von ihrem Kragen los und legte sie in seine Hand.

„Was soll das bedeuten?“ fragte er hastig.

„Du wirst es wissen. Gieb sie Esther, denn nicht mich, sondern jene mußt Du nun heirathen.“

Und sich die gefallsüchtige, leichtfertige, unbrauchbare Esther als Tom's Frau zu denken, war fast mehr als Elisabeth zu ertragen vermochte. So tief dieser Stachel ging, so erfüllte er sie andererseits inmitten ihrer Demüthigung mit einem gewissen ehrlichen Selbstgefühl.

„Ich will Dich nicht tadeln, Tom, aber ich glaube, ich bin nicht schlechter als sie. Ich weiß, daß ich weder hübsch, noch lebhaft, noch jugendlich bin, dennoch

bin ich etwas werth. Du solltest mir das nicht angethan haben."

Er machte die gewöhnliche Entschuldigung, daß er „es nicht verhindern" konnte. Dann wandte er sich schnell zu ihr, sie bittend, ihm zu vergeben und ihn nicht zu verlassen.

Sie Tom verlassen! Elisabeth hätte fast lächeln können über die Unmöglichkeit solches Gedankens.

„Ich verzeihe Dir, Tom, ich bin sogar nicht mehr böse auf Dich, wenn ich es war, es ist überwunden."

„Das ist recht, Du bist eine gute Seele. Glaubst Du etwa, ich habe Dich nicht lieb, Elisabeth?"

„O ja, Du magst mich wohl leiden, trotz Esther", entgegnete sie traurig. „Aber das ist nicht meine Art zu lieben, ich könnte das nimmer ertragen."

„Was vermöchtest Du nicht zu ertragen?"

„Daß Du heute mich und morgen eine Andere küssest, daß Du mir an diesem Tage sagst, ich sei Dein Alles und am nächsten einem andern Mädchen ganz dasselbe versicherst. Es würde schwer genug sein, es ruhig mitanzusehen, wenn wir nur Freunde wären, aber für Verlobte, für Eheleute ist es unmöglich. Nein, Tom, ich gestehe Dir die volle Wahrheit, ich könnte das nicht dulden."

Sie sprach fest und entschieden, und für einen Moment glühte in ihren sonst so stillen, milden Augen jener wilde, zornige Strahl, der selbst in so ruhigen Naturen entzündet werden kann, dann aber um so gefährlicher ist.

Tom sah, daß er sie nicht reizen durfte, weder indem er sich entschuldigte, noch sie zu besänftigen suchte.

Er fühlte, zwischen ihnen war Alles vorüber. Ob er dabei gewonnen oder verloren hatte, ob er froh oder traurig war, wußte er kaum.

„Ich nehme dies nicht zurück“, sagte er, mit der Broche spielend, und dann trat er zu Elisabeth heran, mit zitternden Händen versuchend, sie wieder in ihrem Kragen zu befestigen.

Dies Thun, sein banger, reuiger Blick dabei waren zu viel. Wer wahr und treu geliebt hat, wenn auch die Liebe ertödtet ist (denn Liebe kann sterben), weiß doch, daß er nicht mit einem Male dies Gefühl aus der Brust reißen und wie einen Todten begraben kann; oder wenn er es vermochte, so wird doch noch ab und zu, gleich einem bleichen Gespenst, der Geist der begrabenen Liebe an sein Herz klopfen, leise klagend und flehend: „Laß mich wieder ein; nimm, o nimm mich auf!“

Den Geboten der weiblichen Würde folgend, hätte Elisabeth Tom ohne einen Blick, einen Händedruck verabschieden müssen, ich weiß, es wäre ihre Pflicht gewesen, aber sie that es nicht. Als er die Broche wieder in ihren Kragen gesteckt hatte, schaute sie ihn mit einem traurigen, innigen Blick an, lange, lange, und dann schlang sie ihre Arme um seinen Hals und schluchzte leise:

„O Tom, Tom, ich hatte Dich so von Herzen lieb!“

Tom vermischte seine Thränen mit den ihrigen, er küßte sie mehrere Male und fühlte seine frühere Zuneigung für sie zurückkehren, wobei er Esther's beinahe vergaß; glücklicher Weise — denn Liebe auf verlorenen

Glauben von Neuem erbauet, ist gleich einem Hause, welches auf Sand steht — öffnete sich die Thür und Esther blickte hinein.

So gedankenlos und unüberlegt das hübsche Mädchen auch war, so besaß sie doch so viel richtiges Gefühl, sich zurückziehen zu wollen, als sie die Beiden sah.

„Komm her, Esther!“ rief Elisabeth gebietend, so daß sie augenblicklich gehorchte.

„Esther, ich habe Tom seine Freiheit zurückgegeben, Du kannst ihn heirathen, wenn er Dich will. Sei ihm eine gute, brave Frau, und ich werde Dir Alles verzeihen — wenn nicht —“

Elisabeth vermochte nicht weiter zu sprechen. Sie ging eilig aus dem Zimmer und schlich die Treppe hinauf, nur des einen Gedankens und Wunsches sich bewußt, daß ihr nie wieder die Beiden in den Weg kommen möchten, daß sie niemals mehr einen von ihnen sähe.

Und diese Bitte wurde theilweise erhört; hierin war das Schicksal ihr günstig, doch in der Art, wie das Schicksal — sagen wir lieber die Vorsehung — oft wirkt, indem es mit einem Schlage einen Knoten zerreißt, den wir armen Sterblichen mit unseren schwachen, ungeschickten Händen vergebens zu lösen versuchten, oder indem es das, welches uns unmöglich schien, als das Leichteste und Natürlichste herbeiführt.

Wie seltsam oft in diesem Leben „ein Unglück dem anderen folgt“! Wie unaufhörlich, während diese Trauerspiele, wie das soeben erzählte, still und heimlich, den Anderen unbewußt, im eigenen Herzen vorgehen, plötzlich

die dabei Betheiligten durch irgend eine noch schlimmere Katastrophe zum Handeln nach Außen hin aufgefordert werden, so daß die Energie, welche sie entwickeln müssen, der heftigen Gemüthsbewegung heilsam entgegentritt, und die Theilnahme an eines Anderen schwerem Kummer den eigenen Schmerz übertäubt. Die alte Wahrheit, daß „ein Leiden nie allein kommt", mag einen tiefen heiligen Sinn haben, mag eines jener mysteriösen Gesetze sein, welche das Weltall regieren, Gesetze, die wir freilich nur theilweise ahnen und verstehen können, bis der große Tag „des Schauens und Wissens" anbricht.

Aus diesem Grunde verlange ich kein Mitleid für Elisabeth, daß sie, ehe sie sich recht bewußt wurde, wie sie für ewig von Tom geschieden sei und ihm das letzte Lebewohl gesagt habe, nach Frau Askott's Zimmer gerufen wurde, um außen vor der Thür mit der erschreckten Wärterin eine Berathung zu pflegen.

In dem Befinden der Herrin war einer dieser plötzlichen Wechsel eingetreten, die zuweilen ganz unerwartet kommen, Angst und Schrecken in einer glücklichen Familie verbreitend, welche schon an die völlige Genesung der geliebten Patientin glaubte, und die oft damit enden, daß eine junge Gattin aus der Fülle des neuen Glückes, oder eine Mutter vieler Kinder dem häuslichen Kreise, mit seinen süßen Freuden und heiligen Pflichten auf immer geraubt wird.

Frau Askott befand sich sehr unwohl. Entweder war sie ein Wenig kalt geworden beim Aufstehen, oder sie hatte sich zu sehr aufgeregt, vielleicht auch war in dem festen Vertrauen, daß sie vollkommen hergestellt sei, irgend

eine geringe Kleinigkeit verabsäumt worden, kaum der Beachtung werth, welche aber dennoch die erste Ursache ward, daß der Tod in das vorher so frohe Haus sich einschlich.

Dies Schreckliche ahnte oder fürchtete Niemand, denn wenn auch die Herrin krank war, so schien ihr Zustand Anfangs doch durchaus nicht bedenklich; und da es damals noch keine Telegraphen gab, dachte Keiner daran, Herrn Askott oder die Schwestern benachrichtigen und zum Kommen auffordern zu lassen. Doch in derselben Stunde, als Elisabeth zu Selina beschieden wurde, und ihre glühenden Wangen und den unstäten Ausdruck ihrer Augen sah, da war es gerade, als die Gefahr in das Krankenzimmer einzog, ja, als vielleicht der Würfel über Tod und Leben schon gefallen war.

Die Leidende wurde sorgsam zu Bett gebracht. Sie sprach wenig, nur einmal sagte sie:

„Ich fühle mich nicht so behaglich wie sonst, Elisabeth.“

Und als die Dienerin sie in der alten gewohnten Weise tröstete und beruhigte, versichernd, morgen würde Alles wieder gut sein, lächelte sie zufrieden und schickte sich zum Einschlafen an.

Dessenungeachtet ging Elisabeth nicht zur Ruh, sondern saß still und regungslos hinter den Vorhängen des Bettes.

Als um Mitternacht, wie gewöhnlich, das Kind seiner Mutter gebracht wurde und es wie aus Instinct sich zu trinken weigerte, wobei es heftig schrie, kehrte wieder der fragende, unruhige Ausdruck bei Selina zurück.

„Was soll das bedeuten? Wärterin, was thun Sie? Ich lasse mir mein Kind nicht nehmen — nein, gewiß nicht!“

Um sie zu beruhigen, wurde der kleine Knabe wieder in ihre Arme gelegt, und von Neuem wandte er sich schreiend ab. Jetzt erfaßten Schreck und Angst das Herz der armen Mutter.

„Bin ich so krank? Will man mir mein Kind nehmen und einer Anderen —“

Sie hielt inne; als aber die Wärterin es mit Entschiedenheit aus ihren Armen nahm und forttrug, erhob sie keinen Widerspruch, doch sie folgte ihm mit ihren Augen, so lange sie es sehen konnte. Es war der letzte klare, bewußte Blick gewesen; von da an verlor sie die Besinnung, und ehe der Morgen anbrach, phantasirte sie.

Trotzdem ahnte noch Keiner die Größe der Gefahr. Außer der alten Wärterin verstand Niemand etwas von der Sache, und jene aus selbstsüchtiger Furcht, vielleicht irgend einer Vernachlässigung bezeihet zu werden, hielt es nicht für nöthig, den Arzt vor der Stunde seines gewöhnlichen Besuches rufen zu lassen. In diesem großen Hause ging es wie in den meisten solchen Häusern zu, das, was Jeder hätte thun können, wurde von Keinem gethan, trotz der Unzahl der Dienerschaft, hatte Jeder nach seiner Meinung der Arbeit vollauf; und ein Glied der Familie, ja, die Herrin selbst, konnte krank oder sterbend sein, ohne daß der Kreislauf der täglichen Geschäfte unterbrochen wurde.

Gegen Mittag sah selbst die unerfahrene Elisabeth,

daß der Zustand der Kranken sehr bedenklich sein müsse, und daß die Kenntnisse und Geschicklichkeit der alten Wärterin ihm nicht gewachsen wären. Auf ihre eigene Verantwortung holte sie den Arzt. Sein Ausspruch verbreitete Verwirrung und Schrecken im ganzen Hause.

Jetzt erfuhren sie es Alle, daß die arme Dame, deren kurzes Glück auch die härtesten Herzen gerührt hatte, am Rande des Grabes schwebe. Jetzt schlichen alle weiblichen Dienstboten, bis zu dem kleinen Küchenmädchen, welches sich mit der schmutzigen Schürze die Augen trocknete, die Treppe hinauf nach jener Thür hin, hinter der bis jetzt eine so tiefe, geheimnißvolle Stille geherrscht hatte, und sie lauschten dem heftigen Phantasiren, welches nun aus dem Zimmer drang. Von der „armen Herrin" und dem „kleinen, lieben Kindchen" wurde in der Küche und in den Stuben der Dienerschaft sanft und theilnehmend gesprochen, während auch die Handwerker und Verkäufer, die ihre Waaren brachten, sich mitleidig nach der Kranken erkundigten. Ein Gefühl der Ehrfurcht und Scheu schwebte über dem ganzen Hause, das sich mit jeder Stunde des fortschreitenden trüben, dunklen Decembertages vermehrte.

Als erklärt wurde, Frau Askott sei „in Gefahr", da hatte Elisabeth, wohl wissend, daß Keiner außer ihr zum Handeln bereit sei, die erste Gelegenheit benutzt, das Zimmer zu verlassen, um zwei Briefe zu schreiben, den einen an Herrn Askott nach Edinburg, den anderen an Fräulein Hilary. Sie übergab beide dem Bedienten mit der Weisung, den ersten zur Post zu befördern, den zweiten aber sogleich durch einen Boten nach Richmond

zu schicken. Doch der Diener, ein träger Bursche, der sich gern möglichst wenig Mühe machte, oder da die Anordnung nur von Elisabeth gegeben wurde, sie nicht für vollgültig hielt, brachte beide Briefe zur Post. So spähte und wartete das arme Mädchen vergeblich auf die Ankunft von Johanna oder Hilary, keine der Schwestern kam.

Zur Nacht hin ließ das Delirium bei der Kranken nach, doch auch ihre Kräfte schwanden mit Riesenschnelligkeit. Drei Aerzte umstanden das Bett der armen, bewußtlosen Frau und erklärten, daß alle Aussicht auf Genesung entschwunden, wenn nicht schon von Anfang an der Fall ein hoffnungsloser gewesen sei.

„Wo ist der Gemahl der Kranken? Hat sie keine Verwandte, keine Mutter oder Schwester?" fragte der elegante Herr S...., einer der berühmtesten und damals sehr bewunderten Aerzte, der durch den Anblick des einsamen Sterbelagers, an dem nur die alte Wärterin und eine Dienerin wachten, bewegt wurde. „Wenn die Dame noch Angehörige hat, so ist es die höchste Zeit, diese zu benachrichtigen."

Elisabeth flog die Treppe hinab und weckte den alten Haushofmeister, mit der dringenden Bitte, anspannen zu lassen und augenblicklich selbst die Fräulein Leaf zu holen. Vor Mitternacht konnte er nicht dort sein, aber es mußte geschehen.

„Ich will mich recht beeilen, mein gutes Mädchen", sagte er sanft und freundlich. „Und ich werde die böse Kunde so schonend wie möglich mittheilen. Seien Sie unbesorgt, Elisabeth!"

Als Elisabeth nach dem Krankenzimmer zurückkehrte, waren die Aerzte alle fort, und nur die Wärterin stand am Fußende des Bettes und betrachtete Frau Askott mit jenem prüfenden, ernsten Ausdruck, welchen selbst das Gesicht des Miethlinges oder sogar das eines Fremden annimmt, bei einem Anblick, der, wenn auch noch so oft gesehen, dennoch gleich erschütternd und schauerlich bleibt, dem Anblick, wie ein Mitmensch langsam von diesem Leben in jene unbekannte Welt hinüberschwebt.

Elisabeth schlich sich an die andere Seite des Lagers. Die Veränderung, welche sich auf einem Menschenantlitz bekundet, wenn der Tod seine Vorboten ausschickt, erfaßte sie mit Allgewalt.

Noch niemals hatte sie an einem Sterbebett gestanden. Ihr Vater war gestorben, als sie noch sehr klein war, so daß sie sich des Todesfalles nicht mehr erinnerte, und unter ihren Bekannten war keiner vorgekommen. Bei dreiundzwanzig Jahren war diese schwere und heilige Pflicht, einem Sterbenden die Augen zu schließen, ihr noch fern geblieben, eine Pflicht, welche wohl jede Frau einmal im Leben und manche sehr oft zu erfüllen hat. Denn gerade nach weiblichem Beistand und Trost sehnt Jeder sich in seiner letzten Stunde. Sehr wenig Männer, selbst die zärtlichsten, sind fähig, den letzten schweren Kampf mitanzusehen und die Augen des Sterbenden zu schließen.

Als Elisabeth in dem düsteren Zimmer um sich schaute und dann ihren Blick auf die bleiche, stille Gestalt im Bett richtete, verließ sie momentan der Muth. Innige Liebe möchte die Furcht und das Bangen über-

wunden haben, mit denen Jugend und Leben vor Tod und Verfall zurückbeben, aber große Liebe band Elisabeth nicht gerade an Frau Askott; es war mehr Pflicht, Mitleid und jene Theilnahme, welche man für Jemand fühlt, den man so lange Zeit bedient und gepflegt hat.

„Wenn sie sterben sollte, in dieser Nacht sterben, ehe Fräulein Hilary kommt!" dachte das arme Mädchen, und wieder glitt ihr Blick durch das verdunkelte Zimmer, in dem sie jetzt ganz allein bei der Kranken war. Denn die Wärterin, welche mit richtiger, weltlicher Klugheit an die Erhaltung des „Sohnes und Erben" dachte, was unbedingt jetzt eine wichtige Frage war, hatte sich in die nächste Stube begeben, um dort unter verschiedenen jungen Frauen, welche von den Aerzten gesandt waren, die passendste zu wählen, die dem armen Kinde die Mutter ersetzen sollte.

So blieb Elisabeth allein an dem Sterbelager, und sie nahm die schwere Pflicht auf sich, ihre Furcht muthig bekämpfend. Leise setzte sie sich am Bett nieder, das wiederkehrende Bewußtsein in dem Gesichtsausdruck der Kranken zu erspähen.

Endlich kamen Klarheit und Verstand zurück, wie die Aerzte es vorausgesagt hatten. Frau Askott öffnete die Augen, schaute suchend umher und fragte dann mit schwacher Stimme:

„Elisabeth, wo ist mein Kind?"

Was diese antwortete, wußte sie selbst nicht, aber ihre tiefe Gemüthsbewegung schien mehr als Worte zu verrathen.

„Elisabeth, glaubst Du — daß ich mein Kind verlassen muß?“

Manche Menschen würden es für gut und rathsam gehalten haben, mit einer Lüge zu antworten — einer feigen Lüge, welche so oft am Sterbebett noch der scheidenden Seele aufgedrängt wird. Aber dieses Mädchen wagte es nicht.

Sich über ihre Herrin lehnend, wobei sie die aufsteigenden Thränen zurückdrängte, damit sie nicht den Frieden verscheuchten, der mit der letzten Stunde gekommen schien, flüsterte sie sanft und innig:

„Ja, Sie werden bald zu Gott gehen. Er wird über Ihr Kind wachen und es Ihnen eines Tages sicher und wohlerhalten zurückgeben.“

„Wird er das gewiß?“

Der Ton war ergebungsvoll, aber doch fragend; gleich dem eines Kindes, das etwas lernen sollte, was ihm bis jetzt fremd gewesen. Und in diesem Falle befand sich Selina auch. Vielleicht hatten die drei kurzen Wochen, in denen sie das heilige Glück der Mutter genossen, ihre ganze Natur schon so erhoben, daß sie nun die Kraft gewann, mit welcher selbst die schwächste Seele zuweilen dem Tode entgegentreten kann, und sie war jetzt nicht unwerth der hohen Würde, als Christin zu sterben.

Plötzlich erschauerte sie.

„Ich fürchte mich; ich dachte nimmer — daran. Ist Niemand da, der zu mir spreche?“

O, wie Elisabeth Hilary herbeiwünschte, oder irgend

einen Anderen, der gewußt hätte, was er der Sterbenden zum Trost sagen könnte, die, wie ihre Blicke und Worte bekundeten, bis zu dieser Stunde nie an ihren Tod gedacht hatte.

Einmal kam Elisabeth der Gedanke, einen Geistlichen rufen zu lassen, aber sie kannte keinen und wußte, daß auch ihre Herrin hier in London keinen hatte, der ihr nahe stand. Das Gefühl, es sei gut, wenn nur irgend ein Prediger, gleichviel welcher, am Bett stände, der scheidenden Seele eine Art Weihe zu geben, war Elisabeth fremd. Ihr eigener religiöser Glaube war so ganz stiller, persönlicher Art, daß sie nicht die Ueberzeugung theilte, es könne besonders heilsam oder tröstend sein, wenn ein ganz Fremder an dem Lager einer ihm gänzlich Unbekannten die hergebrachten Gebete abläse, und dann, wenn Alles vorüber wäre, ruhig fortginge. Und doch mit dem Wunsche, der fast jede scheidende Seele ergreift, flüsterten Selina's bleiche Lippen: „Bete!“

Elisabeth knieete nieder und sprach die Worte, welche Johanna Leaf fast allabendlich in dem kleinen Wohnzimmer in Stowbury gebetet hatte: „Unser Vater, der Du bist im Himmel!“

Als das Gebet des Herrn beendet war, lag die Kranke ganz ruhig. Endlich sagte sie:

„Bitte — bringe mir — mein Kind!“

Von Anfang bis zu Ende war es „mein“ Kind.

Das kleine Gesichtchen des Knaben wurde dicht an das ihre gelegt, damit sie es küssen konnte.

„Er sieht wohl aus, er vermißt mich noch nicht, der arme kleine Bursche!“ Plötzlich ergriff sie die

heftigste, doch nur natürliche Seelenangst vor dem Scheiden. „O, es ist bitter, es ist hart! Wer wird mein süßes Kind lehren, seiner Mutter in Liebe zu gedenken?“

Sie erhob sich halb im Bett und erfaßte den Arm der alten Wärterin.

„Sagen Sie Herrn Askott, ich hätte ausdrücklich gewünscht, daß Elisabeth meinen Sohn in Obhut und Pflege nehmen soll. Versprich es mir, Elisabeth! Johanna ist alt — Hilary verheirathet sich wohl noch — Du aber wirst bei meinem Kinde bleiben — Dir — Du treues Mädchen — vertraue ich es an! Gelobe mir, es zu schützen und zu hüten!“

„Ich will es — bis an meines Lebens Ende!“ sagte Elisabeth Hand unter heißen Thränen.

Sie nahm das Kind in ihre Arme, und stand so fast eine Stunde an dem Bett der Sterbenden, bis die Wärterin flüsterte:

„Tragt es fort, die Mutter kennt es nicht mehr!“

Dem war nicht so; Selina mußte die Worte dennoch vernommen haben, sie bewegte die schwachen, zitternden Finger, als ob sie etwas suche. Das Kind schlief noch süß, Elisabeth knieete dicht am Lager nieder und machte es dadurch möglich, daß die kleine, warme Hand unter die kalten Finger geschoben ward; augenblicklich schlossen sie sich darüber, und so blieb es bis zuletzt.

Als die Schwestern kamen, knieete Elisabeth noch auf derselben Stelle, und versuchte sanft und leise, das

kleine Händchen dem kalten, festen Druck zu entziehen, denn das Kind war erwacht und wehklagte leise. Doch es störte seine Mutter nicht mehr.

Die „arme Selina“ war todt. Sie mußte scheiden, ehe ihr Kind sie gekannt, ehe sie den süßesten, heiligsten Namen „Mutter“ von seinen Lippen gehört; ehe es mit Bewußtsein ihre Liebkosungen empfangen hatte. Gott schickte es — so mußte es gut sein.

Zehntes Kapitel.

„Zum Gedächtniß von

Selina

Der geliebten Gattin von Peter Askott Esqr.

und Tochter des

Verstorbenen Henry Leaf Esqr.

Sie starb am 24. December 1839, 41 Jahre alt.

Diese Inschrift auf einem großen, blendend weißen Marmormonument, dem ersten, das den neuen Kirchhof schmückte, war seit sechs Monaten von den Augen der Bewohner von Stowbury bewundert worden.

Welche Gründe Herrn Askott bewogen, seine Frau hier beerdigen zu lassen, blieb unbekannt. Ob er von dem natürlichen Wunsche geleitet wurde, sie in heimath=

liche Erde zu betten und einst dort an ihrer Seite zu ruhen, in der Stadt, die auch sein Geburtsort war, oder ob er dem prahlerischen Verlangen nicht widerstehen konnte, zu zeigen, wie er reich geworden sei, und er seinen einst so schlichten Namen — sei's auch nur auf einem Grabsteine — mit einem der ältesten Geschlechter von Stowbury vereinigen wollte, das war, wie schon erwähnt, nicht zu ergründen; und vielleicht forschte auch Niemand danach.

Johanna und Hilary ließen ihn thun, wie er es für gut hielt. Er hatte tiefen, wenn auch nicht übertriebenen Schmerz über seinen Verlust gezeigt; wenn irgend welche Gewissensbisse sich hineinmischten, so wußten Selina's Schwestern glücklicher Weise nichts davon. Niemand hatte den wahren Stand der Dinge in dieser Ehe gekannt, als Elisabeth, und sie schwieg darüber. So ruhte das Geheimniß mit Selina im Grabe.

Peter Askott bewies in seiner etwas rauhen Art den Schwestern seiner verstorbenen Gattin viel Theilnahme und Rücksicht. Er ließ sie nicht aus dem Hause bis acht Tage nach dem Begräbniß, und beschenkte sie mit Allem, was zur tiefen Trauer nöthig ist und zwar in der freigebigsten Weise. Ja, er berieth sogar Manches mit ihnen, und auch der letzte Wunsch der Verstorbenen, Elisabeth als Pflegerin „des Sohnes und Erben" für immer zu behalten, ward besprochen, und Alles für die Erfüllung festgesetzt. Als dies geschehen, kehrten sie zu ihrem gewohnten Leben nach Richmond zurück, während der Wittwer seine einsamen Junggesellen-Gewohnheiten wieder annahm. Er hatte sich äußerlich gar nicht ver-

ändert, ging regelmäßig wie immer nach seinem Comptoir in der City und kam zur selbigen Stunde nach Hause; und sein kurzes, eheliches Leben schien ihm selbst wie ein Traum zu entschwinden.

Doch war es nicht ein Traum gewesen. Ab und zu hörte er das Schreien eines Kindes durch das alte, große, öde Haus schallen, in dem er wieder der einzige Gebieter war. Zuweilen, wenn er Sonntags aus der Kirche kam, stieg er eine Treppe höher nach den Kinderzimmern hinauf, und schaute dann mit staunender Neugier auf das kleine Wesen in Elisabeth's Armen; er erklärte es für ein „hübsches, kräftiges Kind", das ihrer vortrefflichen Pflege alle Ehre mache, und dann ging er wieder hinab. Niemals schien er den Knaben als „sein" Kind anzusehen. Er war so lange ein einsamer Junggeselle gewesen, der arme Mann, daß ihm die Pflichten und Zärtlichkeiten des Vaters anscheinend unerreichbar fern lagen. Ob sich sein Herz noch dafür öffnen und erwärmen konnte, ob er später, wenn die erste Zeit der Kindheit vorüber war, mehr Interesse an dem kleinen Henry nehmen würde, der wunderbar gedieh und sich immer schöner entfaltete — wie man dies bei Kindern, deren Mütter im Himmel sind, oft findet, es ist als würden sie von hütenden Engeln bewacht — das waren Fragen, über welche Elisabeth ernst nachdachte.

Jedenfalls aber behandelte er sie und das Kind mit vieler Rücksicht, er ließ ihr freien Willen in allem Thun, und gab ihr mehr Geld, als sie für das Wohl des Knaben und den Comfort der Kinderstube verwenden

konnte, stets dabei erwähnend, was sie nur irgend für nothwendig halte, anzuschaffen.

Als der Arzt im Sommer Luftveränderung anrieth, willigte Herr Askott gleich in Elisabeth's Vorschlag, eine Wohnung für sie und Henry in Richmond, in der Nähe seiner Tanten zu miethen; der Vater machte nur die leicht erfüllbaren Bedingungen, daß sie die besten und schönsten Zimmer nehme, welche zu haben wären, und daß sie jeden zweiten Sonntag mit Henry nach Hause käme, den Tag bei ihm zu verleben.

Während der langen Sommerzeit konnte man den kleinen, schönen Knaben, in die tiefste Trauer gekleidet, ein Anblick, der bei einem so ganz jungen Kinde etwas unendlich Wehmüthiges hat — überall in Richmond auf Elisabeth's Arm sehen. Als nach den ersten sechs Monaten die Amme verabschiedet wurde, nahm die treue, gewissenhafte Dienerin Henry in ihre alleinige Obhut und Pflege. Besaß sie auch nicht allzuviel Erfahrung, so hatte sie doch gesunden Verstand und den richtigen, mütterlichen Instinct, welcher manchen Frauen wie etwas Natürliches kommt. Ueberdies hing ihre ganze Seele an diesem Kinde.

Von der Stunde an, da, selbst mit ihrer sterbenden Herrin vor sich, ein wunderbar wonniges Gefühl Elisabeth's Herz durchzitterte, als diese neue Pflicht in ihr Leben kam, hatte sie sich der Erfüllung derselben in einer Weise hingegeben, wie nur die Frauen es vermögen, deren persönliches Glück zerschellt, deren Dasein öde und leer ist.

Sie nahm das Kind als einen direct von Gott ge-

sandten Segen für sie, das Sorgen für dasselbe als einen Lebensberuf, eine süße Freude, welche ihr verwundetes Herz heilen und sie Tom vergessen lassen würde.

Und so geschah es. Frauen und Mütter wissen allein, wie die Pflege und Erziehung eines Kindes alle geistigen und körperlichen Kräfte in Anspruch nimmt, wie jede Minute des Tages durch Denken darüber und Arbeiten dafür ausgefüllt wird; so daß „Grämen" über nicht darauf bezügliche Dinge fast unmöglich ist. Nach und nach drängt das emporkeimende, junge Leben, das ältere verblühte und verkümmerte in den Hintergrund, und alle Hoffnungen und Pläne knüpfen sich an die zarte, langsam wachsende Knospe, welche eine so herrliche Entfaltung verspricht. O, es ist etwas wunderbar Geheimnißvolles um die Entwicklung eines so frischen Kinderlebens! Warum es so ist, können wir nur ahnen, doch manche tiefgebeugte Gattin, manche Wittwe, manche einsame Tante hat den unbeschreiblichen Segen, den ein Kind gewährt, gefühlt.

Auch an Elisabeth ging er in Erfüllung. Nicht daß sie ganz den Schmerz ihres Verlustes überwand, oder vollkommen Tom vergaß, aber der Gram war nicht so bitter, er trat in den Hintergrund vor der heiligeren, selbstloseren Liebe zu dem Kinde, vor den auf sie übertragenen Mutterpflichten, denen sie mit vollster Hingebung oblag. Elisabeth, wenn auch noch jung an Jahren, ging plötzlich, doch ruhig in die Reihen der älteren Frauen über, deren Herzensgeschichte — und Charaktere wie sie, lieben nur einmal — auserzählt und beendet ist.

Esther hatte das Haus schon lange verlassen und war einige Wochen nach Frau Askott's Begräbniß mit Tom verheirathet worden. Wohl kannte die Dienerschaft den ganzen Vorgang, doch Niemand wagte Elisabeth zu beklagen oder zu trösten. Es lag etwas Zurückweisendes in ihrem Wesen, welches nicht zum Sprechen aufforderte. Sie behandelten sie Alle mit großer Achtung, wie es auch ihre bevorzugte Stellung erheischte. Elisabeth nahm diesen Wechsel mit der ernsten Ruhe hin, welche ihr von früher Jugend an eigen gewesen. Sie erfreute sich der Vorzüge, die sie als eine mit dem vollen Vertrauen der Herrschaft beehrte Dienerin genoß, kleidete sich gut und gewählt, doch stets in sanfte, dunkle Farben und wurde von Allen „Frau Hand“ genannt.

Die einzigen Spuren, welche ihre Enttäuschung bei ihr zurückgelassen, waren eine gewisse Bitterkeit, mit der sie von den Männern im Allgemeinen sprach, und eine Abneigung über Liebesverhältnisse und Heirathen reden zu hören. Ueber ihre eigene Geschichte schwieg sie beharrlich, nur ein einziges Mal berührte sie dieselbe.

Dies geschah in einer Nacht, als Hilary wegen eines Unwohlseins des kleinen Knaben in der Wohnung in Richmond blieb, und Elisabeth's Lagerstätte einnahm, während diese ihre Betten auf die Erde, dicht bei der Wiege legte. In der Stille der Nacht fielen zwischen Herrin und Dienerin einige Worte, die vielleicht niemals bei vollem Tageslicht ausgesprochen wären, die jetzt zu einer Erklärung führten, auf welche, wie nach einem schweigenden Uebereinkommen, keine der Beiden jemals wieder zurückkam.

Elisabeth erzählte in gedrängter Kürze Alles, was zwischen ihr und Tom vorgefallen war, und wie es kam, daß dieser Esther Martin heirathete. Und dann gedachten beide Frauen der früheren Zeiten in Stowbury, als sie noch junge, fröhliche Mädchen waren, und wie das Leben sich so verschieden gestaltet hatte, von dem, was sie damals erwarteten und erhofften — Hilary und ihre kleine Dienerin, Elisabeth Hand.

„Ja“, fuhr die Erstere mit einem Seufzer fort, „die Verhältnisse sind in Wirklichkeit ganz anders, ernster und schwerer, als wir es in unserer Jugend denken. Wir träumen und träumen und glauben ganz klar und bestimmt, die Zukunft zu sehen, welche doch nur Gott erschaut. Ich frage mich jetzt oft, wie mein Leben sich noch gestalten wird?“

„Ich war stets überzeugt, Sie würden heirathen, Fräulein Hilary. Es gab einen Mann — er lebt doch noch? — Kehrt er bald heim?“

„Ich weiß nicht, Elisabeth.“

„Das war leicht ersichtlich, er liebte Sie von Herzen. Und er sah aus wie ein Ehrenmann.“

„Er war der beste Mann, den ich je kennen gelernt.“

Dies war Alles, was Hilary sagte, in sanftem betrübtem Ton; und vielleicht hätte sie nicht einmal dies ausgesprochen, aber es trat fast unwillkürlich über ihre Lippen in der tiefen Gemüthsbewegung, welche Elisabeth's einfache, traurige Geschichte ihr verursacht hatte; theilweise mochte auch der Grund ihres Sprechens

darin liegen, daß plötzlich ein tiefes, geheimnißvolles Dunkel über ihre eigene Liebe gefallen war.

Sie wußte buchstäblich nicht, ob Robert Lyon noch lebte, oder gestorben war. Seit zwei Monaten war kein Brief von ihm eingetroffen, was bei seiner grenzenlosen Pünktlichkeit nicht als etwas Zufälliges betrachtet werden konnte. Sein letzter Brief war ganz so offen, warmherzig und innig als die früheren gewesen, dann ohne jede Erklärung oder Hindeutung, daß er vielleicht am Schreiben verhindert werden könne, blieben die Nachrichten aus.

Zuweilen glaubte sie, vielleicht kehre er zurück, doch diese Annahme und süße Hoffnung wurde wieder verworfen; sie kannte genau sein Abkommen mit dem Handelshause, für das er arbeitete, wußte, daß der für seine Zurückkunft nach England festgesetzte Termin nur durch irgend ein sehr wichtiges Ereigniß, durch die dringendste Nothwendigkeit beschleunigt werden könnte. Selbst für den Fall, daß seine Gesundheit durch das Klima litte und er für seine Thätigkeit unbrauchbar würde, sollte er, wie er Hilary mehrfach gesagt hatte, lieber nach den Bergen zur Erholung gehen, als nach England früher zurückreisen. Und es war doch anzunehmen, daß er hiervon seine Freundinnen benachrichtigt haben würde.

Robert Lyon war zu praktisch pünktlich und rücksichtsvoll, daß irgend eine jener kleinen Nachlässigkeiten bei ihm möglich gewesen wäre, durch welche die in weiter Ferne Lebenden oft die Familie zu Haus solchen schrecklichen Befürchtungen aussetzen.

Aus demselben Grunde glaubte Hilary nicht an seinen Tod, er konnte nicht gestorben sein, ohne daß sie davon gehört hätten. Sie war mit dem festen Vertrauen, welches eine starke Liebe giebt, überzeugt, daß Robert alle Vorsichtsmaßregeln getroffen haben würde, ihr diese Kunde zukommen zu lassen, ihr ein Zeichen seines Gedenkens, ein letztes Lebewohl zu senden, welches ihr nach seinem Tode das ausgesprochen hätte, was er im Leben nie in klaren Worten ausdrückte. Zuweilen wenn die Angst, er könne dennoch gestorben sein, sie mit Macht ergriff, dann verscheuchte jene Ueberzeugung sie wieder. Er mußte noch leben oder sie würde die Trauerkunde erhalten haben.

Es gab noch eine Deutung für sein Stillschweigen, welche die meisten Menschen als die allernatürlichste angesehen haben würden — er konnte verheirathet sein. Nicht daß er den Schritt mit Ueberlegung gethan, sondern plötzlich, durch verschiedene Zufälligkeiten und Umstände, die so oft, besonders bei Männern die Ursache zur Heirath werden, mochte er dahin gebracht sein; oder eine jener heftigen, wilden Leidenschaften konnte ihn ergriffen haben, die zuweilen gerade einen braven, guten Mann sich zu ihrem Opfer erwählen, ihn so umstrickend mit ihrer verblendenden Macht, daß Vernunft, Gewissen, freier Wille übertäubt und gefesselt werden, bis er aus dem Taumel erwacht, um sich gebunden und elend für's ganze Leben zu finden. Solche Dinge geschehen — so seltsam und beklagenswerth es ist. Aehnliches konnte auch Robert Lyon betroffen haben.

Hilary glaubte nicht bestimmt daran, doch die ge-

sunde Vernunft stellte es ihr als eine Möglichkeit hin. Sie war nicht mehr das junge, unerfahrene Mädchen, sie blickte auf Welt und Menschen mit den verständigen Augen ihrer dreißig Jahre, und obgleich, dem Himmel sei Dank, die schöne, gesunde Romantik des Herzens, welche dem Dasein Glanz verleiht, nicht in ihr erstorben war, so hatte sie von der kalten Weisheit der Erfahrung sich doch ein Wenig niederdrücken lassen. Sie wußte, es lag in den Grenzen des Möglichen, daß ein junger Mann, der seit sieben Jahren von ihr getrennt und in ganz fremde Verhältnisse gekommen war, die ihn mit den verschiedensten Menschen zusammenführten, sich in sich selbst, und also auch gegen sie, sehr verändern konnte. Ohne geradezu der Treulosigkeit schuldig zu sein, konnte er plötzlich eine andere Frau, die ihm besser gefiel, gefunden und geheirathet haben. Und wenn er selbst unvermählt zurückkam — auch diesen nicht unmöglichen Fall anzunehmen hatte sie sich gelehrt — so konnte er sie vielleicht jetzt so verschieden von der früheren Hilary Leaf finden, daß er, ohne einen eigentlichen Verrath an seiner einstigen Liebe, doch nicht mehr die gleichen Gefühle für sie zu hegen vermochte.

Diese Befürchtungen ließen Hilary Johanna's Absicht, an das Handelshaus in Liverpool zu schreiben, um Kunde von Robert Leaf zu erbitten, auf das Bestimmteste entgegentreten. Es hätte aussehen können wie ein Aufsuchen, wie ein Wunsch, ihn an dem Freundschaftsbande fest zu halten, welches er niemals in etwas Bindendes umgewandelt hatte, und das vielleicht schon längst gelöst war.

Nein, sie vermochte es nicht zu thun. Etwas in ihr verbot es, jenes Etwas, in der tiefsten Innerlichkeit der Frauennatur bedingt, das ohne Ueberhebung sie doch ihren eigenen Werth fühlen läßt und verlangt, daß man sie aufsuche, jenes Gefühl, welches sie lehrt, daß, wenn ihre Liebe ein zu erwünschendes Gut sei, dieses auch erworben werden müsse, und sie widerstreben läßt, so theuer ihr der geliebte Mann ist, ihm auch nur einen Schritt entgegen zu kommen. In ihrer größten Herzensangst und Pein war Hilary dennoch entschlossen, es dürfe ihrerseits keine Annäherung geschehen, welche Liebe oder auch nur Freundschaft von Robert Lyon zu erzwingen schiene. Es war nicht Stolz — man konnte Hilary nicht hochmüthig und stolz nennen, es war nur ein richtiges, inneres Gefühl von der Würde und dem hohen Werth jener Liebe, die als eine freiwillige Gabe lauteres Gold ist, die aber zur Schlacke herabsinkt, wenn sie als eine Schuld der Ehre oder gar aus Mitleid geboten wird.

Und obgleich Hilary's Herz oft zum Brechen schwer und bedrückt war, so ging sie ruhig und pünktlich den ihr obliegenden Geschäften nach; sie saß geduldig und fleißig an ihrem Schreibpulte, und sorgte theilnehmend und freundlich für die ihrer Beaufsichtigung anvertrauten jungen Mädchen. Man konnte sie jetzt Fräulein Balquidder's rechte Hand nennen, denn sie unterstützte sie bei all den Plänen und Vorhaben, welche diese gute Frau stets zum Nutzen ihrer Mitmenschen entwarf und ausführte. In den Mußestunden beschäftigte sich Hilary mit Johanna's Wohl, oder mit Elisabeth und dem kleinen

Knaben, sich mit dem größten Eifer bemühend, das Leben sehr schön und glücklich zu finden, und immer noch zu glauben, daß Liebe, die Sonne desselben, nicht daraus verbannt sei, und daß Gott, der allweise, gütige Vater die Welt regiere — wenn nur — wenn nur —

Selbst in den höchsten, grausamsten Stolz des Weibes mischt sich eine unendliche Demuth. Manchen Tag war es Hilary, als wenn sie auf ihren Knieen viele, viele Meilen zurücklegen könnte — wie jene katholischen Pilger — um nur ein einziges Mal noch Robert Lyon's Antlitz zu erschauen.

Der Herbst war gekommen und dauerte in seltener Lieblichkeit ungewöhnlich lange an. Trotz des Novembers war die Luft mild wie im Mai, und der Sonnenschein hatte jene eigenthümlich goldige, duftige Helle, welche die herbstliche Sonne allein besitzt; gerade wie ein Glück, noch in späteren Jahren erblüht, oft süßer und heiliger ist, als der Jugend' Schwärmerei und Entzückungen es sind.

Es war Hilary's Geburtstag. Sie hatte sich von den Geschäften frei gemacht und den Vormittag mit Johanna, Elisabeth und dem kleinen Henry im Park von Richmond zugebracht, wo sie den lustigen Sprüngen der Eichhörnchen zusahen, und sich an dem friedlich weidenden Wild ergötzten. Sie hatten lange unter einer der prachtvollen Eichen gesessen, deren der Park solche Fülle bietet, dem leisen Niederfallen der Eicheln lauschend oder sich an den fröhlichen Spielen des Kindes betheiligend, das in der Kraft der Gesundheit vor Freude

jauchzte, und die ernsteren Frauen durch sein unschuldiges Glück mit heiterer stimmte.

Trotzdem war aber der junge Herr kein außergewöhnliches Kind, und niemals hatte er mehr als den ihm von Natur zugehörenden Platz in Hilary's Herzen eingenommen. Sie überließ ihn fast ganz Elisabeth und Johanna, in welcher der großmütterliche Charakter sich in reinster Schönheit und Vollendung entfaltet hatte. Als die beiden Frauen sich ganz den Ansprüchen des kindlichen Herrschers hingegeben hatten, saß Hilary ein Wenig entfernt von den Anderen, und unwillkürlich die Hände faltend, starrte sie in's Blaue, immer den einen schweren Gedanken durchdenkend, daß von allen tiefen Schmerzen der bitterste und nagendste der einer unerwiederten oder unglücklichen Liebe ist, und daß kein Weh so das Dasein des Weibes verdunkelt und verödet, als gerade dieses; oder richtiger gesagt, jedes Menschen Leben wird dadurch am meisten zerstört — doch die Frau empfindet es noch härter als der Mann, weil sie es passiv ertragen muß. In solchem Erdulden Gottes weise Hand darin zu erkennen und zu segnen, ist sehr schwer. Weshalb legte er dieses Sehnen, das weder unheilig noch selbstisch ist, in die Brust des Menschen, wenn ihm keine Erfüllung werden soll? Wozu diese Innigkeit und Zärtlichkeit, die umsonst leben, diese Schmerzen, welche ganz nutzlos gelitten werden? Und dennoch dürfen wir annehmen, daß, trotzdem anscheinend so viel Liebe in dieser Welt „verschwendet und weggeworfen wird", sie zwecklos erblüht sei? Wir wissen nicht, durch welche geheimnißvolle Ausgleichung und

Entschädigung der große Vater des Universums seinen erhabenen Plan durchführt, und die Worte: „Gott ist die Liebe“ müßten jeder trauernden, zweifelnden Seele die Lösung aller dieser räthselhaften, verhüllten Verhältnisse bringen.

Als Hilary sich von dem Sitze unter dem Baume erhob, lag ein tiefer Schatten auf ihrem lieblichen Antlitz, und etwas Müdes und doch Unruhiges sprach sich in ihren Bewegungen aus, wodurch Johanna's Aufmerksamkeit erregt wurde. Mit noch größerer Güte und Liebe als sonst hatte die älteste Schwester ihr Kind in letzter Zeit behandelt. Wenn Hilary, trotz aller Anstrengung, die Anfälle von Trübsinn und Ungeduld nicht zu unterdrücken vermochte, dann war es rührend zu sehen, wie Johanna, welche nun schon über sechzig Jahre zählte, sich in die Gefühle der Jugend zurückversetzte, und mit der unendlichsten Langmuth ihrer Schwester nicht ausgesprochene, bittere Angst und Sorge zu mildern und zu sänftigen sich bemühte.

Auch jetzt, da sie Hilary's Unruhe bemerkte, stand sie mit ihr auf. Sie nahm ihren Arm, und schweigend oder sprechend, wenn Hilary dazu aufgelegt war, langsam oder schnell gehend, wie diese es angab, begleitete sie dieselbe durch den wunderbar schönen Park, der vielleicht an herrlichen Baumgruppen und tiefen, duftigen Waldesschatten kaum seines Gleichen in England hat. Auf der Erhöhung, bei dem Thore von Pembroke Lodge, ruhten sie aus, von welchem Punkt man das von der Themse durchschnittene Thal meilenweit als

eine grüne, köstlich fruchtbare Landschaft sich hinstrecken sieht.

„Wie schön! Ich möchte wissen, was ein Fremder zu dieser Aussicht sagen würde, oder Jemand, der lange in fernen Landen gelebt hat. Wie unbeschreiblich wohl und heimathlich es ihn bei diesem Anblick berühren müßte!“

Hilary wandte sich schnell ab, und Johanna fühlte gleich, welche Erinnerungen ihre Worte erweckt hatten. Obgleich sie nicht nur betrübt, sondern ärgerlich über sich selbst war, hielt sie es doch für besser, keine Erklärung oder Entschuldigung zu versuchen. So schlugen sie den Rückweg ein, von gleichgültigen Dingen sprechend; und jetzt trat ein Ereigniß ein, welches Johanna täglich erwartete, doch um nicht trügerische Hoffnungen in Hilary zu erwecken, hatte sie dieser nie ihre Ahnung mitgetheilt.

Die beiden, in tiefe Trauer gekleideten Damen, die, trotz ihres einfachen Anzuges, etwas sehr Vornehmes hatten, konnten wohl jedes Vorübergehenden Aufmerksamkeit erregen; ein Herr, der schnellen Schrittes auf sie zukam und wie suchend seine Augen umher schweifen ließ, blickte sie scharf an, ging dann in einiger Entfernung an ihnen vorüber, kehrte hastig um, und beide Hände ihnen entgegenstreckend rief er:

„Fräulein Leaf, ich wußte, daß Sie es waren!“

Nur die Stimme, die Stimme war noch die alte wohlbekannte; alles Andere an ihm hatte sich so verändert, daß selbst Hilary, wenn sie ihm zufällig auf der Straße begegnet wäre, in diesem braunen, fremdländisch

aussehenden Mann, mittler Jahre, Robert Lyon nicht erkannt haben würde. Dessenungeachtet war er es.

Kein Aufschrei, keine Ohnmacht erfolgte. Selten geschieht so etwas im wirklichen Leben, selbst wenn ein Freund plötzlich und unvermuthet vom andern Ende der Welt heimkehrt. Man streckt gewöhnlich nur die Hände aus zum herzlichen Willkommen, wie die Schwestern thaten, und blickt einander tief in die Augen, in der festen Hoffnung, daß das glückliche Wiedersehen auch kein Traum sei.

Robert Lyon drückte die dargereichten Hände warm und treu; dann, zwischen beide Damen tretend, sagte er zu Johanna:

„Fräulein Leaf, wollen Sie meinen Arm nehmen?"

Ton und Wesen waren so ganz wie sonst, daß all die dazwischen liegenden Jahre versanken und es wie damals war. Hilary wußte, daß trotz aller äußerlichen Veränderung Robert Lyon noch ganz derselbe sei, der ihnen vor sieben Jahren, an jenem trüben Sonntagabend, in dem kleinen Wohnzimmer in Stowbury Lebewohl gesagt hatte; sie fühlte, daß auch seine Liebe für sie der Zeit und allem Wechsel widerstanden habe, obgleich er nichts gethan, als ihre kleine Hand in seinen Arm gelegt hatte, ohne ein Wort dabei zu sprechen.

Hilary Leaf, nieder auf Deine Knie, beuge Dich vor Gott und danke ihm! Bereue all die Bitterkeit und Ungeduld, welche Dein Herz doch nicht zu unterdrücken vermochten, sei froh und glücklich — doch bleibe auch demüthig!

Das war sie. Während sie schweigend an Robert's

Arm dahinging, ließ sie ihren Schleier nieder, die süßesten Thränen des Dankes und der Reue zu verbergen. O, wie unendlich gütig war Gott zu ihr, seinem oft so bangenden ungeduldigen Kinde. Womit verdiente sie es, so viel, viel glücklicher als andere Menschen zu sein? Und als sie von fern Elisabeth mit dem kleinen Henry erkannte, da führte sie, um eine Begegnung zu vermeiden, ihre Begleiter unvermerkt in einen Seitenweg, damit der Anblick ihrer Seligkeit des armen Mädchens Herz nicht weh berühre.

„Ich landete erst gestern Abend in Southampton", erklärte Robert Lyon, sich an Johanna wendend und machte, wie es gewöhnlich im Leben bei solchem Wiedersehen geht, die uninteressantesten Dinge zum Gegenstande des Gespräches. „Meine Abreise geschah ganz plötzlich; kaum einige Stunden vorher erfuhr ich die Bestimmung. Die Ursache davon waren einige sehr unangenehmen, unsere Firma betreffenden Geschäftsauflösungen."

Unter anderen Verhältnissen würde Hilary herzlich gelacht haben, und vielleicht lächelte sie auch jetzt, und gewiß neckte sie Robert in späterer Zeit weidlich damit, daß das Erste, worüber er nach siebenjähriger Abwesenheit sprach, „unsere Firma" war. Jetzt aber hörte sie eifrig zu, und mischte sich auch in das ihr doch so sehr gleichgültige Thema.

„Gehen Sie nach Hause, Fräulein Leaf? Man sagte mir in Ihrer Wohnung, daß Sie zu Tische zurückerwartet würden. Darf ich mitkommen? Denn ich kann nur wenige Stunden hierbleiben, spät Abends muß ich nach Liverpool abreisen."

„Aber wir sehen Sie doch bald wieder?"

„Ich hoffe es. Und nicht wahr, Fräulein Leaf, ich störe Sie nicht?"

Er sagte dies mit dem alten Stolze des Schotten, oder vielleicht besser ausgedrückt, mit jener bescheidenen Zurückhaltung, welche ihm stets eigen war, daß ein gewisser Jemand unwillkürlich lächeln mußte, aber dieser Jemand liebte dieses Wesen an ihm; und ein Paar braune, sanfte Augen schauten ihn an mit ihrem sonnigsten Blick, das herzlichste Willkommen ausdrückend, Augen, so süß und lieb, in denen er, seit er sie kannte, nie einen Blitz des Zornes oder eine Wolke der Unfreundlichkeit gesehen hatte.

„Hierfür verlohnt es sich schon heimzukommen", sagte er mit leiser, fast zitternder Stimme, indem er auf die zarte Gestalt an seiner Seite, o wie innig, niederschaute. Dann wandte er sich wieder einer allgemeinen Unterhaltung zu.

„Ich bin gar nicht so bescheiden, indem ich mich heute bei Ihnen zu Mittag einlade, Fräulein Leaf, denn ich irre mich gewiß nicht in der Annahme, guten englischen Rinderbraten und Plumpudding an dem Geburtstage Ihrer Fräulein Schwester zu finden. Gott schenke Ihnen noch viele fröhlichen, glücklichen Jahre, Fräulein Hilary!"

Sie war so tief bewegt, daß er ihren Geburtstag nicht vergessen habe, daß sie, um ihre Rührung zu verbergen, in ihren alten Muthwillen verfiel und neckend fragte, ob er wisse, wie alt sie sei.

„Ja, Sie sind heute dreißig Jahre geworden, seit fünfzehn Jahren kenne ich Sie.“

„Es ist eine lange, lange Zeit“, sagte Johanna ernst.

Es war gewiß nur natürlich, daß die älteste Schwester etwas schweigsam und nachdenklich war, und daß mancher scharfe, forschende Seitenblick Robert Lyon traf.

Er hatte sich bedeutend verändert, das unterlag keinem Zweifel. Sieben in Indien verlebten Jahre würden Jeden verwandeln, Jedem die Jugendlichkeit nehmen. So war es ihm geschehen. Als sie in das kleine Wohnzimmer traten, und er den Hut abnahm, sah man viele Silberfäden sich durch sein dunkles Haar ziehen, seine Gestalt, sowie sein Gesicht waren hagerer geworden, wie man dies bei Menschen, welche lange in so heißem Klima leben, meist findet, und manche Furche durchschnitt sein Antlitz und sprach von harten Mühsalen und Kämpfen, die vielleicht überwunden waren, doch ihre Spuren zurückgelassen hatten.

Selbst Hilary mußte sich eingestehen, daß er kein junger Mann mehr sei, nicht in der Erscheinung, noch in der Wirklichkeit.

Wenngleich wir selbst täglich älter werden, so geschieht dies so unmerklich, daß es uns nicht auffällt, doch wenn nach langer Abwesenheit eine Person uns entgegentritt, die jung mit uns gewesen, da erschreckt das Entschwinden der Jahre uns förmlich. Hilary hatte nie vorher so klar gefühlt, wie weit ihre rosige Jugendzeit hinter ihr lag, als da sie Robert wiedersah.

„Sie finden mich sehr verändert?" sagte er, wie schon früher ihre Gedanken ahnend.

„Ja, das kann ich nicht leugnen", entgegnete sie, wahr wie immer, worauf er nichts erwiderte.

Er vermochte nicht — und welcher Mann könnte es — all die Empfindungen zu errathen, welche ihr Herz bewegten, als sie auf ihn, ihre Jugendliebe schaute, dem nun die Jugend auf immer entflohen war, und trotzdem konnte man noch hier und dort die einst weicheren, jüngeren Züge unter den schärferen, härteren Linien herauserkennen, auf welche sie mit inniger Zärtlichkeit blickte. O, die wahre Liebe findet trotz aller Veränderung, alles Verfalles stets das in dem theuren Antlitz heraus, was zuerst sie anzog und fesselte, und daran hängt sie mit einer Treue, die der Furcht des „Altwerdens" lacht und spottet.

Trotz seines grauen Haares und der für manche Augen gewiß nicht vortheilhaften Veränderung, trotz des viel ernsteren, ja oft melancholischen Ausdruckes, der zuweilen über sein Angesicht glitt, von überstandenen Leiden Kunde gebend, trotzdem er als ein nicht mehr junger Mann vor ihr stand, war Robert Lyon Hilary noch viel lieber und werther, als damals in den ersten Jahren in Stowbury, da das Leben noch in allem Glanze der Jugend vor ihnen Beiden lag.

Es wird oft recht viel Sentimentales über „zusammen jung gewesen sein" gesprochen. Das ist durchaus nicht immer ein fesselndes Band! Wie manche Jugendfreundschaft erlischt und löst sich ganz von selbst in späteren Zeiten. Die Charaktere verändern sich, die

Verhältnisse trennen. Niemand wird zu behaupten wagen, daß eine Freundschaft oder Liebe, in reiferen Jahren geschlossen, nicht ebenso fest, treu und innig, als die der ersten Jugend sein kann, für manche Naturen vielleicht sogar werther und theurer. Wenn aber zwei Menschen schon lange bekannt sind, wenn ernste Ueberlegung die Wahl der jungen Herzen bestätigt und heiligt, dann freilich giebt es kein Band, das inniger sein könnte als das, welches diese Beiden vereint, die wie Hilary und Robert sagen können: „Wir waren miteinander jung."

Er sprach dies aus, als er nach dem Mittagessen zu Hilary an das Fenster trat, wo sie mit einer Näharbeit saß. Johanna hatte soeben das Zimmer verlassen, ob absichtlich oder zufällig blieb unentschieden, doch sie war eine großmüthige Natur, so möchte wohl die erste Annahme die richtige sein.

In den drei Stunden des Zusammenseins mit Robert Lyon hatte Hilary's Erregung sich gesänftigt. Das Gefühl unendlicher Sicherheit und Ruhe, das sie stets in seiner Nähe empfand — das beste Zeichen, welcher Art ihre gegenseitige Liebe war, und daß sie sich nicht nur liebten, sondern für einander paßten, und sich stützen, bessern und zum Segen leben würden — war in aller Kraft zurückgekehrt. Jene tiefe Anhänglichkeit, die aller Liebe zum Grunde liegen sollte, erwachte und erstand von Neuem, sich mit kindlichem Vertrauen an ihn schmiegend, welches jedes Wort, jeder Blick von ihm, sein ganzes Wesen, das so an einst erinnerte, erhöhte.

Er war nicht so ruhig wie sie, besonders jetzt nicht,

als er neben ihr stehend auf ihre kleinen, fleißigen Hände blickte, und sie bat, ihm Alles zu erzählen, was sie seit seiner Abwesenheit betroffen habe.

„Ich finde es hier anders, als ich erwartete", und er überschaute das niedliche, doch sehr einfach und schlicht ausgestattete Zimmer mit unruhigem Blick.

„Und wie geht es mit dem Laden?"

„Ich denke, Johanna theilte Ihnen Alles mit?"

„Ja; aber ihre Briefe kamen so selten — waren so kurz — nicht, daß ich mehr verlangen durfte. — Doch jetzt, wenn Sie mir vertrauen können — so erzählen Sie mir nun Alles!"

Hilary wandte sich zu ihm, ihrem langjährigen Freund; wenn auch nicht mehr, das war er gewiß. Viel Güte und Treue hatte er ihr bewiesen, er verdiente ihr Vertrauen. Sie erzählte ihm in kurzen, einfachen Worten die Geschichte der letzten Jahre, und fügte dann hinzu:

„Eigentlich ist es weiter gar nicht werth davon zu sprechen, denn Sie sehen, wir leben jetzt ganz behaglich. Der arme Askott ist gewiß in Australien, wenigstens scheint uns dies das Natürlichste. Ich verdiene genug für Johanna und mich, und Fräulein Balquidder ist uns eine gütige Freundin. Wir zahlten ihr das Darlehn zurück, und schulden nun Niemand das Geringste. Aber wir haben sehr gelitten, das kann ich nicht leugnen. Vor zwei Jahren war es eine schreckliche Zeit!"

Ohne daß sie es ahnte, verrieth ihr offenes Antlitz mehr als ihre Worte, und es schnitt Robert Lyon in's Herz.

„Sie litten, und ich wußte es nicht!“

„Sie sollten es auch gar nicht wissen.“

„Weshalb nicht?“ Er ging in heftiger Erregung im Zimmer auf und nieder. „Ich hätte es erfahren müssen, es war grausam, es mir zu verschweigen. Nehmen Sie den Fall, Sie wären unter der schweren Bürde erlegen — wären gestorben — oder die Sorgenlast hätte Sie dazu getrieben, was schon manche Frau vor Ihnen, ja selbst Ihre arme Schwester Selina, für eine gesicherte Existenz that — zu heirathen. Doch ich bitte um Verzeihung!“

Denn Hilary war mit flammendem Angesicht aufgesprungen.

„Nein“, rief sie erregt, „nicht die bitterste Armuth hätte mich so tief sinken lassen. Eher wäre ich verhungert, als daß ich geheirathet hätte.“

Robert Lyon blickte sie an, wie es schien, ohne sie zu verstehen, dann sagte er sanft, doch etwas förmlich:

„Noch einmal muß ich Sie um Entschuldigung bitten; ich hatte kein Recht, über diesen Gegenstand zu sprechen.“

Hilary erwiderte nichts. Es schien, als wenn jetzt, wo ein Raum sie umschloß, sie weiter getrennt waren, als da das Weltmeer noch zwischen ihnen lag.

Des Mannes braune Wange wurde bleicher und bleicher, er preßte seine Lippen fest zusammen, ein Paar Mal bewegten sie sich, doch kein Wort trat darüber. Endlich mit einer Art verzweifelten Muthes, und in einem Tone, den Hilary noch nie von ihm gehört hatte, sagte er:

„Und dennoch glaube ich ein Recht zu haben, das Recht, welches jedem Manne zusteht, wenn es sich um sein ganzes Glück handelt, eine Frage zu thun. Sie wissen alles mich Betreffende, Sie haben es stets gewußt, denn ich gab mir die größte Mühe, daß Sie es erfahren sollten. Es giebt nichts in meinem Leben, das Ihnen nicht bekannt wäre, als wenn — als wenn Sie" — Er brach plötzlich ab. „Ich aber weiß nichts von Allem was Sie betrifft."

„Was wünschen Sie zu wissen?" fragte sie zitternd.

„Sieben Jahre der Abwesenheit sind eine lange Zeit. Sind Sie noch frei — oder haben Sie sich einem anderen Manne verlobt?"

„Nein."

„Gott sei gedankt!"

Er barg sein Gesicht in den Händen und sprach eine ganze Zeit nicht.

Und dann — nicht ohne Ueberwindung, denn es wurde ihm stets schwer, sich auszusprechen — gestand er Hilary, wie er sie liebte, stets geliebt habe. Es war keine vorübergehende Schwärmerei der Jugend, die durch jedes neue, hübsche Gesicht angezogen, jedes mit den Reizen seiner eigenen Phantasie schmückt, und nicht die wirklich vorhandene Person, sondern das Geschöpf seiner Einbildungskraft anbetet, keine plötzlich entflammte, selbstsüchtige Leidenschaft, die nur bedacht ist, ihr Ziel zu erreichen, gleichviel ob Vernunft, Gewissen, Recht sich dagegen auflehnen — es war die tiefe, wahre Liebe eines redlichen Mannes, der mit Ernst und Ueberlegung unter allen Frauen die eine wählte, welche er als die beste

erkannt, und nun entschlossen und muthig sie zu erringen strebte. Um ihretwillen hatte er den Kampf mit dem oft harten Geschick unternommen, eine gesicherte, sorgenfreie Stellung sich zu erwerben; für sie hielt er Herz und Sinn rein und makellos, inmitten all der lockenden Versuchungen des Lebens. Niemals hatte er sie aus dem Gesicht verloren, indem er über sie wachte, so gut es ihm möglich war, im Verein mit dem Gefühle der Ehrenhaftigkeit — Mancher möchte es zu weit getriebenen männlichen Stolz nennen (doch was es auch war, Hilary vergab es) — welches ihn bei noch unsicheren Aussichten zum Schweigen verurtheilte, wodurch er sie vollkommen frei ließ und sich für gebunden hielt, gefesselt durch eine so wandellose Treue, wie die der Ritter aus alten Zeiten, nichts beanspruchend, doch Alles gebend.

So war die Liebe dieses braven, schlichten, treuherzigen Schotten. Wollte Gott es gäbe mehr solche Männer und öfter eine solche Liebe in der Welt.

Wenige Frauen würden ihr widerstanden haben, gewiß nicht, Hilary, besonders mit jenem süßen Geheimniß, dem „schützenden Engel“ in ihrem Herzen — dem sie großen Theils ihre Kraft und den Muth verdankte, der sie aufrecht erhalten — der edlen, großmüthigen, treuen Liebe eines guten Mädchens für einen braven Mann. Doch dieses Geheimniß schien Robert Lyon nie geahnt zu haben oder er hatte sich solches reichen Schatzes für unwerth gehalten.

Er nahm ihre Hand fest in die seine und blickte ihr voll in's Gesicht, als er sagte:

„Jetzt, da Sie Alles wissen, glauben Sie mit der Zeit — ich will Sie nicht übereilen — doch glauben Sie, daß es mir gelingen wird, Ihre Liebe zu erringen?"

Ihre Augen, so treu und ehrlich, wichen ihm nicht aus. Obwohl ein sonniges Lächeln daraus leuchtete, lag doch tiefer Ernst darin, die Trauer, welche der geheime Kummer langer Jahre zurückgelassen, der nun für immer gestillt war.

„Ich habe nur Sie mein ganzes Leben lang geliebt", sagte Hilary.

Eilftes Kapitel.

Laßt uns etwas länger bei diesem Kapitel weilen, das von glücklicher Liebe erzählt, etwas so Schönem und Seltenem in der Welt. Ja, etwas sehr Seltenes, obgleich Hunderte sich täglich finden, sich lieben oder wenigstens es sich einbilden, darauf sich verloben und heirathen, und Hunderte dasselbe thun, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß jede Neigung dabei fehlt. Aber die wahre, rechte Liebe, die jede Probe bestand, welche Schweigen, ungünstige Verhältnisse und Trennung auferlegen, die nicht wankte bei den Wechselfällen des Lebens und den unvermeidlichen Veränderungen, welche die Jahre in jedem Charakter hervorbringen — dies ist das seltenste Kleinod, das die Erde bietet.

Ich will nicht sagen, daß jede andere Liebe als eine solche werthlos ist. Es giebt Menschen, die beim ersten Sehen jener geheimnißvollen Anziehungskraft unterlagen, die über allen Vernunftgründen steht, derselben Macht, welche Hilary gleich beim ersten Male, als sie Robert

Lyon's Gesicht in der Kirche erblickte, ein Interesse dafür einflößte, und welche ihn — wie er später bekannte — sobald er Hilary bei der ersten Stunde, die er Askott gab, in dem kleinen Wohnzimmer in Stowbury sah, zu sich selbst sagen ließ: „Wenn ich heirathen sollte, möchte ich wohl solch ein kleines, braunäugiges Mädchen wie dieses zur Frau haben." Wieder giebt es Andere, die bei ihrer Wahl sich durch zufällige Umstände oder niedrige, weltliche Vortheile leiten ließen, und denen die Vorsehung gütiger war als sie es verdienten, indem ihre Ehe eine innige und glückliche wurde.

Doch so hingebend und vollkommen wie die Liebe zwischen Hilary und Robert war, möchte sich nicht oft eine in der Welt finden.

Große Romantik wurde nicht dabei zur Schau gestellt. Von dem Augenblick an, da Johanna wieder in das Wohnzimmer trat, Beide Hand in Hand beim Kaminfeuer stehen sah, und Hilary zu ihr kam und sie küßte, was auch Robert nach einem kleinen Zögern that, verfloß das Ganze in der einfachsten Weise.

Es gab keine Liebeszwistigkeiten, welche manche Menschen so anziehend finden, kein Schmollen und Versöhnen. Robert Lyon hatte das Glück gehabt, nicht nur eine gute, sondern eine sanfte, nicht launenhafte Frau zu wählen; und es war gewiß kein Grund vorhanden, daß sie, die sich als Freunde nicht gestritten hatten, es jetzt als Liebende thun sollten. Und zur Ehre Beider sei es gesagt, sie überließen sich nicht jener Sucht, stets allein zu sein, nur für einander zu existiren, die oft unendliche Liebe genannt wird und eigentlich die größte

Rücksichtslosigkeit, der ärgste Egoismus ist, durch welche Liebende die glückliche Zeit ihres Brautstandes zu einer nie zu vergessenden Qual und Pein für alle ihre Freunde und Bekannte machen.

Johanna litt Anfangs etwas; dies geschieht immer, wenn die neuen Rechte und Ansprüche mit den älteren zusammenstoßen, aber sie ließ es selten merken; sie war zu gut, zu selbstlos dafür; sie sah ihr Kind glücklich, und deshalb liebte auch sie Robert Lyon herzlich. Er war sehr zart und rücksichtsvoll zu ihr, und als Hilary darauf bestand, ihre Verpflichtungen gegen Fräulein Balquidder nicht plötzlich abzubrechen und täglich ins Geschäft ging, da war er mehr in Gesellschaft der älteren als der jüngeren Schwester, und zuweilen erklärte er Hilary ganz ernst und feierlich, wenn sie ihn nicht gut behandle, so werde er lieber um Johanna anhalten.

O, die reizenden kleinen Scherze und anmuthigen Neckereien jener glücklichen Tage! Und die schönen, stillen Spaziergänge am Ufer des Flusses, durch den Park oder über Ham Common — gleichviel wohin; denn jede Gegend, ja die ganze Welt erschien ihnen schön und lieblich, selbst am trübsten Wintertage.

Und vor Allem die lieben, vertrauten Gespräche, wie die Herzen sich öffneten und Alles ans Licht trat, alle Erinnerungen der Vergangenheit, die dort tief verborgen gelegen, wie die Gedanken und Gefühle zusammenflossen in ein Streben, ein Leben, denn Beide sind jetzt Eines; und obgleich sie lange Jahre Land und Meer geschieden, so waren sie doch nie getrennt gewesen, ein Band hatte sie vereinigt, ihre treue, wandellose Liebe.

Robert Lyon war, wie ich schon früher bemerkte, sehr verändert, sowohl im Aeußeren als geistig. Er hatte sich viel in der besten Gesellschaft in Indien bewegt und eine hervorragende Stellung darin eingenommen; dies hatte ihm nicht nur ungezwungenere, mehr abgeschliffene Manieren, sondern zugleich ein sehr bestimmtes, entschiedenes Wesen gegeben, wie Einer, der an Befehlen und Gehorsam gewöhnt ist. Es war ganz außer Zweifel, daß er, wie Johanna ihm einst lachend sagte: „der Herr in seinem Hause sein würde."

Trotzdem war er sehr sanft und zart zu seiner „kleinen Frau", wie er sie nannte. Stundenlang konnte er im heimlichen Eckchen am Kamin sitzen — o, wie er das englische Kaminfeuer liebte! — Hilary auf einem niedrigen Sessel an seiner Seite, ihre Hand fest in der seinen ruhend. Zuweilen wenn Johanna das Zimmer verließ, beugte er sich nieder, sie fest an sein Herz zu ziehen. Doch genug hiervon — ich will nichts verrathen. In solche Sachen darf Niemand einblicken.

Hilary liebte es nicht mit ihrer Glückseligkeit zu prahlen, sie war selbst in Johanna's Gegenwart sehr zurückhaltend. Und als Fräulein Balquidder, der man natürlich die Verlobung mitgetheilt, eines Tages nur deshalb kam, um ihren „so bevorzugten Landsmann" zu sehen, da hatte die kleine, ränkesüchtige Hilary — welche den Besuch ahnte — Robert dahin gebracht, ein wichtiges Geschäft in London besorgen zu müssen. Sie mochte es nicht leiden, wenn er „gezeigt" werden sollte.

„Thut nichts, ich werde ihn schon ein anderes Mal sehen", sagte Fräulein Balquidder. „O, wie ungern

verliere ich Sie, wie sehr werde ich Sie vermissen, mein liebes Kind! Es ist jetzt eine schlimme Zeit für mich, denn eine andere meiner jungen Damen ist auf dem Punkt Ihrem Beispiele zu folgen. Habe ich Sie ihr auch oft als Muster vorgestellt — bis dahin brauchte sich ihre Folgsamkeit nicht zu erstrecken. Wann werden Sie heirathen, liebes Fräulein?"

„Ich weiß es noch nicht — still! Wir wollen ein anderes Mal darüber sprechen", sagte Hilary, mit einem Blick auf Johanna.

Fräulein Balquidder verstand den Wink und schwieg.

Die wichtige Frage wegen ihrer Verheirathung begann immer schwerer auf Hilary zu lasten. Sie wußte ganz klar, was ihr Verlobter wünschte und erwartete, daß nämlich, wenn in einigen Monaten seine Geschäfte hier beendet wären, er nicht allein nach Indien zurückkehre. Als er ihr dieses gesagt, hatte sie nicht zu antworten, kaum zu denken gewagt. Sie ließ die friedliche, glückselige Gegenwart dahingleiten, ohne mit der Zukunft sich zu beschäftigen.

Dennoch konnte dies nicht andauern; und es kam zur Entscheidung, an einem Nachmittage im Januar, nachdem Robert von seiner zweiten Reise nach Liverpool zurückgekehrt war. Sie erstiegen auf ihrem Spaziergange den Richmond-Hügel. Die Wintersonne war gluthroth über dem Silberspiegel der Themse untergegangen und Venus schaute wie ein großes leuchtendes Auge vom westlichen Himmel herab. Noch lange Zeit nachher erinnerte sich Hilary genau wie die ganze Umgebung gewesen war, ja selbst unter welchem Baume sie stan-

den, als Robert sie bat, ihren Hochzeitstag festzusetzen.

Er fragte sie, ob sie einwilligen würde, daß die Verheirathung gleich geschehe, oder ob sie lieber bis zur Zeit der Abreise noch als Hilary Leaf bei der Schwester bleiben wolle. Er sagte ihr, er möchte gern so rücksichtsvoll wie möglich gegen Johanna sein — doch — doch —

Etwas in seinem ganzen Wesen überzeugte Hilary mehr als je, wie er sie liebe, was sie ihm sei, wie auch sie fühlte, daß er ihr stets mehr und mehr werde. Ja, er war ihr theurer als selbst noch einige Wochen früher, damals hatte ihre Liebe, trotz aller Wärme und Innigkeit, etwas Unbestimmtes, Traumähnliches, jetzt war volle Sicherheit, Klarheit und seliges Vertrauen darin. Noch fester hing Hilary sich an seinen Arm, sie war schon so daran gewöhnt sein verzogener Liebling zu sein. Sie erschauerte bei der Vorstellung, daß die wilde See sich wieder zwischen sie legen sollte, bei dem Gedanken daran, wie sie ihn vergeblich bei den Mahlzeiten und am traulichen Kaminfeuer erwarten würde. Sie nahm alle ihre Kräfte zusammen, ehe sie die wenigen Worte zu sagen vermochte:

„Robert, ich muß mit Dir über Johanna sprechen.“

„Ich ahne, was Du willst“, erwiderte er lächelnd; „Du wünschest, daß sie uns nach Indien begleite. Gewiß soll sie es, wenn es ihr Wunsch ist. Ich hoffe, Du dachtest nicht, ich würde dagegen sein?“

„Nein, das meine ich nicht. Sie kann nicht mit

uns gehen; sie würde in einem heißen Klima nicht sechs Monate leben. Der Arzt hat es mir gesagt."

„Du befragtest ihn darum?"

„Ja, in der vorigen Woche — doch ohne ihr Wissen, ganz im Vertrauen. Ich hielt es für recht, ich mußte die volle Wahrheit erfahren — ehe ich — o, Robert, Robert!"

Der tiefe Schmerz, den ihr Ton ausdrückte, ließ ihn ahnen, was kommen sollte. Er blickte sie erschreckt an.

„Du willst doch nicht sagen — nein, nein, es ist unmöglich. So grausam könnte meine kleine Frau nicht sein!"

Hilary's Herz zuckte vor Weh. Die Gegend vor ihr im Zwielicht liegend, der helle Himmel, Alles verschwamm vor ihren Blicken, während Venus sie mit drohendem, funkelndem Auge anstarrte.

„Robert, laß mich ein Wenig auf jener Bank ruhen und setze Dich zu mir! Es ist zu dunkel, als daß die Vorübergehenden uns noch beobachten sollten; und die Luft ist nicht so kalt, um uns zu schaden."

„Nein, mein Liebling." Er legte seinen Plaid sorglich um sie und seinen Arm zugleich.

Sie blickte ihn an, eine flehende Bitte in ihren Augen.

„Sei nicht böse auf mich, lieber Robert, ich habe es bedacht und überlegt von allen Seiten, in den langen Nächten, da es mir den Schlaf raubte, weil ich suchte das Rechte zu finden. Es kommt immer zu demselben Endziel."

„Zu welchem?“

„Es ist die alte Geschichte“, antwortete sie mit schwachem Lächeln. „«I kann mein Mütterle nit lasse.» Es giebt Niemand in der Welt, für Johanna zu sorgen und sie zu pflegen als mich; selbst auf Elisabeth können wir nicht mehr rechnen, denn sie ist ganz mit dem kleinen Henry beschäftigt. Wenn ich sie verließe, ich bin überzeugt, es wäre ihr Tod. Und sie kann uns nicht begleiten. Liebster (es war dies der einzige Liebesname, den sie ihm gab) für die nächsten drei Jahre — Du sagtest, es wären nur noch drei Jahre — mußt Du allein nach Indien zurückgehen.“

Robert Lyon war ein sehr guter Mann, doch nur ein Mensch, kein Engel; und obgleich er seine Liebe nicht sehr zur Schau trug, so war sie trotzdem nicht ganz ruhiger, gelassener Art. Mit jenem eifersüchtigen Verlangen, seinen Schatz, sein Glück endlich ganz für sich allein zu haben, das wohl eigentlich kaum tadelnswerth ist, hatte er seine Hochzeit herbeigewünscht, und oft mit Wonne bei dem Gedanken geweilt, Hilary nun bald in seine schöne, indische Heimath einzuführen. Es hatte ihn vielleicht mehr gekostet, als seine Braut ahnte, den Vorschlag zu machen, ihre Schwester mitzunehmen. Er stellte Johanna sehr hoch — aber —

Wenn ich wahrheitsgetreu berichte was folgte, wird es Robert für immer in der Achtung meiner Leser herabsetzen? Er sagte kalt, als einzige Antwort auf Hilary's angstvolles Flehen:

„Handle wie es Dir beliebt, Hilary“, erhob sich schnell und sprach nicht eine Silbe auf dem Heimwege.

Zum ersten Male herrschten Zwang und Schweigen an ihrem Theetisch, zum ersten Male wagte Hilary nicht in des Geliebten Antlitz zu blicken, weil es einen Ausdruck trug, der sie schmerzte. Robert zeigte sich nicht mürrisch, dazu war er zu sehr Gentleman, er bemühte sich sogar unterhaltend zu sein; aber er war tief verletzt, mehr noch unwillig. Die starke, strenge Natur des Mannes hatte sich gegen ein Ansinnen empört, das ihm unnatürlich schien; die freundliche Anmuth war aus seinem Gesicht gewichen, und ein Ausdruck hatte diese Stelle eingenommen, den selbst die vorzüglichsten Männer zuweilen nicht unterdrücken können; wehe der armen Frau, welche solche Regung nicht versteht, sie nicht zu ertragen vermag!

Ich will durchaus nicht über das Thema von Tyrannen und Sklaven reden, oder solches Verhältniß sogar vertheidigen. Aber wenn zwei Menschen den Weg des Lebens friedlich zusammengehen sollen, so müssen sie entweder übereinstimmen, oder wenn einmal ein Zerwürfniß eintritt, so muß einer nachgeben. Nicht immer mag dies der schwächere Theil sein, vielleicht ist gerade diese Schwachheit ein Zeichen der Kraft, doch einer von beiden muß zuerst sich beugen, und, wenige Ausnahmefälle abgerechnet, soll und muß dies die Frau sein. Es liegt in der Natur begründet, Gottes Gesetz verordnet es, die christliche Lehre zwingt dazu.

Wird ein Todesstoß die Bewunderung treffen, welche meine kleine, brave Hilary vielleicht erregt hat, die so muthig sich den Weg durchs Leben bahnte, die nicht anstand, die Straßen Londons zu allen Zeiten zu durch-

schreiten, und wenn ihre Pflicht es gebot, selbst vor dem schweren Gange nach dem Gefängniß nicht zurückgeschreckt war, die endlich ihren Lebensunterhalt sich selbst verdiente, indem sie in ein Geschäft eintrat — wird es all diese Vorzüge in den Schatten stellen, wenn ich bekenne, daß sie es als ihre Pflicht betrachtete, mochte Robert selbst ungerechter Weise erzürnt sein, den ersten Schritt zu thun, ihn zu versöhnen. Ja, es war ihre Pflicht, denn er sollte ihr Gatte werden, ihr „Herr und Gebieter", dem sie am Altar nicht nur Gehorsam versprechen wollte, sondern das Gelübde auch zu erfüllen bereit war, und aus diesem Grunde mußte sie die Erste sein, welche eine Verständigung herbeizuführen suchte, jedes Opfer bringend, nur nicht das, gegen ihre Grundsätze zu handeln.

Und wenn auch sehr „entschiedene, charaktervolle" Frauen das Gegentheil behaupten werden, so glaube ich doch, daß alle guten, freundlichen Frauen, die in engen verwandtschaftlichen Beziehungen zu Männern stehen, seien diese ihre Gatten, Väter, Brüder, wie Hilary thun müssen, wenn sie Friede, Liebe und ihren heilsamen Einfluß im Hause sich zu erhalten wünschen. Ja, so muß und soll es sein, jetzt und immerdar.

Vielleicht hatte Johanna gemerkt, daß nicht Alles wie sonst war zwischen Robert und Hilary, doch sie besaß zu viel Klugheit, um es weiter zu beachten, und da sie sich an dem Tage sehr schwach fühlte, begab sie sich gleich nach dem Thee in ihre Schlafstube, ein Wenig zu ruhen. Als Hilary folgte, die Kissen ihr zurechtlegte

und sie warm und sorglich zudeckte, zog Johanna ihr Kind dicht an ihre Brust und flüsterte:

„So ist's gut, mein Liebling. Bleib nicht länger hier. Um keinen Preis möchte ich Dich von Robert fern halten."

Hilary's Herz erzitterte; und doch gaben diese Worte ihr mehr Kraft und Festigkeit, und zeigten ihr noch klarer die heilige Pflicht — welche so oft von Liebenden und Verlobten vergessen wird — über die neuen Bande die älteren nicht zu vernachlässigen, und daß kein Segen auf der neu geschlossenen Verbindung ruhen könne, wenn die längst bestehenden Familienrechte nicht geachtet und werthgehalten werden, wenn ohne die dringendste, unabweisbare Nothwendigkeit ein Glied der Kette rücksichtslos zerrissen wird. Aber Robert!! Es war eine ebenso neue als schreckliche Lage für Hilary draußen vor der Thür zu stehen, sich fürchtend, hineinzugehen. Vielleicht würde er sich bei ihrem Eintritt erheben, und kalt und förmlich sagen: „es möchte wohl besser sein, wenn er gehe" — worauf sie dann mit gleicher Förmlichkeit zu antworten hätte: „nein, durchaus nicht, es sei denn Dein besonderer Wunsch." Ja, so war es gekommen. Dann hatte er ein Buch genommen und ihr angeboten ihr vorzulesen, während sie arbeitete. Und sonst war er stets so sehr gegen jede Näherei Abends gewesen, weil er dann nicht in die lieben Augen schauen, nicht die kleine, weiche Hand in der seinen halten konnte. O, es war schwer zu ertragen!

Dennoch saß sie still und versuchte zu lauschen, aber die Worte klangen ungehört an ihrem Ohr vorüber.

Bald stieg die Angst immer höher zum Herzen — sie konnte nicht mehr ihre Arbeit klar sehen — ihre Hände zitterten vor innerer Bewegung. Er las immer weiter. Erst als er durch einen glücklichen Zufall sich nach einem Papiermesser umschaute, bemerkte er den Ausdruck ihres Gesichtes, nun schloß er das Buch und sah unruhig aus — nicht besänftigt, nur unruhig.

Wer wird zuerst sprechen — wer den Flügel des Engels fassen, der durch das Zimmer schwebt? Eine Minute länger, und der Friedensbote ist vielleicht entflohen.

Ich denke nicht daran, Hilary zu entschuldigen. Ich weiß kaum, ob sie viel überlegte, ob es an ihr oder Robert sei den ersten Schritt zu thun. Vielleicht handelte sie nur einem Impulse folgend, weil es so herzbrechend war in Uneinigkeit mit ihm zu sein. Wenn sie aber nachgedacht hätte, so bin ich überzeugt, sie würde gerade so aus Pflicht gethan haben, wie sie jetzt mehr instinctartig that; sie ging leise zu ihm und legte ihre Hand auf die seine, sanft flüsternd:

„Robert, weshalb bist Du noch immer so ärgerlich auf mich?“

„Nicht ärgerlich, ich habe kein Recht dazu.“

„Ja, es stände Dir zu, wenn ich wirklich unrecht gehandelt hätte. Habe ich das?“

„Du mußt dies beurtheilen können. Ich glaubte, Du liebtest mich mehr als ich es nun finde. Es war ein Irrthum — das ist Alles.“

Ja, er befand sich im Irrthum, doch in anderer Hinsicht. Es war die unrichtige Auffassung des Frauen-

charakters, welche die Männer so oft haben. Sie verstehen nicht, daß die Liebe werthlos ist, ja daß sie kaum Liebe genannt werden kann, sondern ein Hegen und Ausführen selbstsüchtiger Wünsche ist, wenn dies Gefühl uns gegen eine andere Pflicht blind macht, oder ein anderes heiliges Anrecht mit Füßen treten läßt. Sie begreifen nicht, daß sie, die in einem verwandtschaftlichen Verhältnisse nicht treu war, es auch in einem anderen nicht sein würde. Wahr wie die höchste Wahrheit der Menschennatur ist Brabantios ominöse Warnung an Othello, die sich leider oft erfüllt:

„Mohr, gieb Acht auf sie,
Mit munterm Auge sieh wohl zu, die mich,
Den Vater täuschte, täuscht vielleicht auch Dich.“

Nachdem er die bittern Worte ausgesprochen, that es Robert gewiß leid; die sanfte Erwiderung, welche ihnen wurde, erschütterte den starken, unbeugsamen Mann bis in die tiefste Seele; er war nicht leicht zu erzürnen, doch wenn es einmal geschehen, schwer zu versöhnen.

„Robert, willst Du ein Paar Minuten auf mich hören?“

„Gern, sprich Hilary, nur mußt Du nicht erwarten, daß ich Dir beistimme. Du kannst nicht verlangen, ich solle sagen, es ist recht, daß Du mich verlassen willst.“

„Ich Dich verlassen? O, Robert!“

Worte sind nicht immer die besten und klügsten Beweisführer. Seine „kleine Frau“ schmiegte sich inniger an ihn, und er drückte sie mit krampfhafter Heftigkeit an seine Brust.

„Hilary, o, Hilary! wie vermochtest Du es, mich so tief zu verwunden!“

Und statt der Erörterungen schwebte ein langes, tiefes Schweigen im Zimmer, das Schweigen unendlichster Liebe.

„Robert, darf ich jetzt sprechen?“

„Ja, beginne Deine Predigt, mein kleines Gewissen.“

„Ich will nicht predigen, und es ist auch nicht nur eine Gewissenssache“, entgegnete sie mit süßem Lächeln. „Du möchtest gewiß nicht hören, daß ich Johanna nicht liebte?“

„Sicher nicht, ich habe sie selbst sehr lieb, aber Du bist mir natürlich viel mehr. Dem Anscheine nach stehe ich Dir nicht höher als sie, was auch vielleicht in der Natur begründet sein mag.“

„Robert!!“

Zuweilen ist ein fröhliches Lachen besser als ein Vorwurf, und es giebt noch etwas, das hier nicht näher erklärt zu werden braucht, was noch sicherer und erfolgreicher als Beides ist. Vielleicht versuchte Hilary dies Experiment, und nahm dann wieder ihr Thema auf.

„Lieber Robert, versetze Dich an meine Stelle, und versuche dann für mich zu denken und zu entscheiden. Ich bin seit dreißig Jahren Johanna's Kind gewesen, keine Mutter konnte mehr an ihrer Tochter thun, als sie an mir gethan hat all mein Lebelang. Jetzt bin ich ihre Stütze, sie vermöchte nicht gut ohne mich zu bestehen. Ihre Gesundheit ist sehr schwach; wer weiß ob ihre Tage nicht schon gezählt sind. Wenn sie mich verlöre,

wenn ich weit fort von ihr ginge, würde sie sich sehr elend fühlen und schwerlich jene drei Jahre bis zu unserer Zurückkunft leben. Sollen wir sie früher dem Grabe zuführen, um unseres Glückes willen — das kannst Du nicht wollen?"

„Nein."

„Bei all solchen Fällen, in denen nicht alle Pflichten zu vereinigen sind, muß ein Theil leiden, es fragt sich nun, wer dies am besten kann. Sie ist alt und sehr schwächlich — wir sind jung und gesund, sie steht allein, wir sind zu Zweien; in ihrem ganzen Leben hat sie kein Glück gekannt, als vielleicht durch mich, durch meine Liebe, meine Nähe — und wir, wir sind so namenlos glückselig! Robert, ich meine, wir können eher Schmerz ertragen, als die arme Johanna!"

„Du kleiner Jesuit!" erwiderte er, doch die edlere Natur des Menschen war in ihm berührt, und der Aerger schwand mehr und mehr.

„Denke, es ist ja nur noch eine kurze Zeit, nur drei Jahre werden wir getrennt sein."

„Und wie kann ich diese drei Jahre ohne Dich leben?"

„Ja, das vermagst Du, Robert." Sie schlang ihren Arm um seinen Hals und blickte ihm fest in die Augen: „Du weißt ich bin Dein, Dein eigen, ein Theil Deines Selbst, wenn Du von mir gehst, dann wird es sein, als ob ein Stück meines eigenen Ich sich von mir loslöste, und trotzdem kann und will ich es tragen, eher als daß ich etwas thäte oder es Dich thun ließe, was nicht recht und brav ist."

Robert Lyon war kein Mann von vielen Worten, doch er besaß die seltene Fähigkeit, eine Sache klar und richtig zu sehen und zu begreifen, und jede nähere Beziehung zu sich selbst davon fern zu halten, auch vermochte er seine Ansicht verständlich auszudrücken.

„Mir scheint, Hilary, daß dies keine Frage über abstractes Recht und Unrecht ist, mindestens ließen sich ebenso viel Gründe gegen Deine Auffassung als für die meine auffinden. Es ist nur eine persönliche Gewissenssache. Beide Dinge sind nicht immer identisch, obwohl sie Anfangs so aussehen, aber sie führen zu demselben Resultat.“

„Und dies ist —“

„Wenn meine kleine Hilary es für recht hält so zu handeln, so darf ich sie nicht daran hindern. Und möge dies ein Gesetz in unserer Ehe sein, wenn wir nämlich je dieses glückliche Ziel erreichen“, sagte er mit einem tiefen Seufzer, „daß, wenn wir in unseren Ansichten nicht übereinstimmen, Jeder des Anderen Ueberzeugung respectiren muß, und im höchsten edelsten Sinne recht thue, indem er jenem gestatte nach seinem Gewissen zu handeln.“

„Mein Robert, wie gut Du bist!“

Nach einer Stunde, als Johanna wiederkehrte, grüßten sie frohe Gesichter, und sie erfuhr nie, wie viel Beide ihrem Wohle zum Opfer gebracht hatten. Noch einmal, als sie das Zimmer verließ, kam Robert auf das ernste Thema zurück, um einen Ausweg, eine Vermittelung vorzuschlagen.

Hierauf wollte Hilary aber durchaus nicht hören.

Nicht daß sie an ihm zweifelte — doch an sich selbst. Sie fühlte es an dem Schmerz — der wie mit eiskalter Hand an ihr Herz griff, als sie jetzt von seinem treuen Arm umfaßt, an die Zeit dachte, da sie seine beseligende Nähe nicht mehr haben würde — daß, nachdem sie drei Monate Robert's glückliche Gattin gewesen sein würde, es für sie eine baare Unmöglichkeit wäre, ihn allein nach Indien gehen zu lassen.

Die Monate flogen dahin, sie wurden zu Wochen, zu Tagen. Ich will nicht zu lange bei dieser Zeit weilen. Jetzt, wo die Enden der Erde näher zusammengerückt sind, wo jeder Familie fast ein theures Glied jenseits des Meeres lebt, ist ein Schmerz wie Hilary's etwas so Allgemeines geworden, daß fast Jeder ihn verstehen wird und vielleicht selbst empfunden hat. Wie bitter diese Trennungen sind! Und da sie oft die kurze Spanne Zeit des menschlichen Lebens noch um Vieles abkürzen, ob sie da, wenn nicht die äußerste Nothwendigkeit sie gebietet, eigentlich entschuldbar sind, das ist eine schwer zu lösende Frage!

Hier erforderte die dringendste Nothwendigkeit das Scheiden. Robert Lyon's Stellung zu „unserer Firma" — zu der er sich als zugehörend betrachtete, mit jenem gerechten Stolz des Mannes, der seinen Weg zur Wohlhabenheit sich mühsam angebahnt hat — war eine solche, daß er nicht, ohne seine zukünftigen Aussichten zu opfern, es abschlagen konnte nach Bombay zurückzukehren; und noch mehr als das, es war ein Ehrenpunkt, daß er dort im Geschäfte blieb, bis der Sohn seines Partners, jener junge Mann, den er im Hindostanischen unterrichtet und

bei einem gefährlichen Fieber vor Jahren gepflegt hatte, fähig sei, seinen Platz in Indien einzunehmen.

„Natürlich könnten zufällige Umstände eintreten", sagte er, sich an Hilary und Johanna wendend, „die meine Rückkehr vor Ablauf der drei Jahre möglich machten; doch nicht von mir dürfte dies ausgehen, ich muß ausharren und meine Pflicht dort erfüllen."

„Ja, das mußt Du", erwiderte Hilary mit einem leuchtenden Strahl in ihren Augen. O, wie hoch sie ihn achtete, weil die Triebfeder seines ganzen Lebens die Pflicht, vor Allem die Pflicht war!

Johanna that keine weiteren Fragen. Einmal hatte sie mit zitternder Stimme und kaum zu bewältigender Unruhe sich erkundigt, ob Robert ihr Kind mit nach Indien nehmen werde, doch Hilary küßte sie lächelnd und erwiderte: „Nein, das ist ganz unmöglich." Und später wurde das Gespräch nie wieder aufgenommen.

So gingen diese beiden Liebenden, kräftig und muthig aufrecht erhalten durch das Bewußtsein der Pflichterfüllung, dem letzten Tage ihres Zusammenseins entgegen.

Es war fast ein so stiller, ruhiger Tag wie jener nie zu vergessende Sonntag in Stowbury. Am Morgen unternahmen sie einen langen Spaziergang, bei welchem Robert Hilary zwang in das zu willigen, was sie bis jetzt so standhaft verweigert hatte, nämlich ihn für sie und die Schwester so sorgen zu lassen, daß sie, ohne für für tägliches Brot zu arbeiten, gemächlich und angenehm leben könnten.

„Bist Du beschämt, daß ich mir meinen Lebensun-

terhalt verdient habe?“ fragte sie zwischen Lächeln und Thränen. „Zuweilen fürchtete ich, Du würdest geringer von mir denken, weil die Verhältnisse mich zu einer unabhängigen Frau machten, die sich allein eine Existenz schaffte. Hatte ich Recht?“

„Nein, mein Kleinod. Ich bin stolz auf Dich. Doch jetzt darfst Du nicht mehr arbeiten. Johanna sagt ganz richtig, der Broterwerb kommt dem Manne und nicht der Frau zu. Ich erlaube es nicht ferner.“

Wenn er in diesem bestimmten Tone sprach, fügte Hilary sich stets.

Während er nun mit ihr alle die geschäftlichen Verhältnisse zwischen ihnen ordnete — und um sie mehr dafür zu stimmen, was, wie er sagte, nur ein früheres Ausüben seiner Rechte und Pflichten sei — erzählte er ihr, daß, ehe er vor sieben Jahren zum ersten Male England verließ, er sein Testament gemacht und sie zur alleinigen Erbin eingesetzt habe, selbst wenn sie nie verheirathet wären, ihr alle Rechte seiner Frau einräumend.

„Dies Actenstück existirt noch und hat Kraft, so daß Du auf alle Fälle gesichert bist. Ob ich lebe oder sterbe, nie wieder kann Armuth meine Hilary befallen.“

Seine Hilary — sein eigen. Das tiefe Empfinden dieser Seligkeit nahm dem Scheiden den Stachel, und gab ihr bis zur letzten Minute — als sie fest, fest an seinem Herzen lag, kaum wissend, ob es ein Augenblick oder ein halbes Leben sei, die sie in diesem Glück und dieser Qual verlebte — das Gefühl, als könne er nicht von ihr gehen, als müsse er, wie von seinen früheren, kurzen Reisen nach Liverpool, bald wieder zurückkehren.

Als er wirklich fort war, als — während sie mit starren, thränenlosen Augen auf die geschlossene Thür blickte — Johanna sie sanft berührte, leise flüsternd: „Mein Kind, mein theures Kind!“ da wußte und begriff Hilary erst Alles.

Die nächsten vierundzwanzig Stunden können nicht beschrieben werden. Die meisten Menschen haben wohl solchen oder einen ähnlichen Trennungsschmerz erlitten, sie wissen was es in sich schließt, das geliebte Antlitz im Hause zu vermissen, das Leben seines Herzens erstorben zu fühlen. Man kommt und geht, ißt und schläft und findet, daß Alles ist wie zuvor, und nach und nach erkennt man, daß es ebenso sein müsse, trotz des furchtbaren Verlustes, der vielleicht dem trauernden Herzen nie zurückgegeben wird — nie. Wer es empfunden hat, was es heißt, die zurückgebliebenen Gegenstände des Geschiedenen zu sehen, Kleinigkeiten vielleicht, einen vergessenen Handschuh, ein Buch, ein Streifchen Papier mit seiner Schrift, die man gestern kaum beachtet hätte, die aber heute heilige Reliquien sind, der wird Hilary besser verstehen. Und zu Zeiten bricht dann durch die Stille und Ruhe, welche angenommen werden muß, das wilde, grimme Weh, das heiße Sehnen nach einem Wort noch, einem Kuß — nach einem Paar Minuten des nie zu vergessenden vorigen Tages.

Hunderte haben dies durchgemacht, und auch Hilary erlag nicht. Sie sagte später, es sei gut gewesen, daß sie den bitteren Kelch gekostet, es habe sie gelehrt, mit Anderen so zu fühlen, wie sie es früher nicht vermocht hätte. Auch war es heilsam, daß sie es an sich selbst lernte,

wie solcher Schmerz getragen werden kann, ohne daß das Herz bricht, wenn die Hülfe da gesucht wird, wo allein die wahre Stütze zu finden ist; und von woher — wenn die eigenen Trost- und Vernunftgründe nicht mehr ausreichen, und die, welche sich bestreben recht zu thun, unbekümmert um die Folgen, doch endlich von dem Leide übermannt in bittere Klagen ausbrechen — der kindliche Glaube ihnen wieder ins Herz gegossen wird und zur Hülfe kommt. Denn mögen wir alle Philosophie der Welt unser nennen, wenn diese furchtbaren Qualen des Schmerzes uns erfassen, was sind wir dann mehr als hülflose Kinder? Wir wissen nicht einmal, was der nächste Tag bringen mag. All unsere Weisheit späterer Jahre schließt das einfache Lied, welches wir in unserer Kindheit lernten, ein:

„Befiehl Du Deine Wege,
Und was Dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt;
Der Wolken Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Wo Dein Fuß gehen kann.

Auf, auf, gieb Deinen Schmerzen
Und Sorgen gute Nacht,
Laß fahren was die Herzen
Betrübt und traurig macht;
Bist Du doch nicht Regente,
Der Alles führen soll,
Gott sitzt im Regimente
Und führet Alles wohl.“

Am nächsten Abend nach Robert Lyon's Abreise saßen die Schwestern in ihrem kleinen Wohnzimmer. Hilary hatte einen langen Brief an Fräulein Balquidder geschrieben, ihr erklärend, daß sie ihre Stelle im Geschäfte zu Gunsten einer der anderen jungen Damen, denen es ein gleicher Segen sein würde, niederlege. Dennoch hoffe sie, Fräulein Balquidder in irgend einer Art, welche diese bestimmen möge, nützlich sein zu können und ihr beizustehen bei ihren vielen Unternehmen. Sie wünsche ihre Dankbarkeit für ihr glückliches Errettetsein aus den Wassern der Trübsal dadurch zu beweisen, daß sie denen helfe, welche noch mit den Wellen kämpften; und so weit es in ihrer Macht liege, würde sie gern ihrer Wohlthäterin „rechte Hand" bleiben, bis Robert Lyon wiederkäme, sie als sein Weib heimzuführen.

Diesen Brief hatte sie Johanna vorgelesen, deren schwaches Augenlicht jede Arbeit bei Abend verbot; und dann setzte sie sich neben ihre Schwester, in Schweigen verharrend. Hilary fühlte sich unendlich matt und erschöpft, doch ruhig jetzt.

„Wir müssen früh zu Bett gehen, Johanna."

„Ja, mein Kind."

Und die älteste Schwester streichelte ihr schönes Haar in der gewohnten sanften Art; sie versuchte nicht, Hilary zu trösten, nur sie noch inniger zu lieben, was stets der beste Trost ist. Und Hilary war zufrieden, daß sie nie, selbst in ihrem heftigsten Schmerze, das Geheimniß verrathen hatte, dessen Entdeckung ihrer Schwester Leben elend gemacht haben würde; das vielleicht die dreißig

Jahre innigster Zuneigung zwischen ihnen ausgelöscht hätte, indem die neue Liebe den Sieg über die ältere davontrug, und eine dunkle Wolke sich zwischen sie legte, die erst mit Johanna's vielleicht nicht fernem Tode wieder entfloh.

„Nein, nein“, dachte Hilary, als sie auf das eingefallene, müde Antlitz der Schwester blickte, das schon durch die Angst, mit der sie in der letzten Woche Hilary beobachtet hatte, noch bleicher und älter aussah, „nein, es ist gut, wie es ist, ich bin überzeugt, ich handelte recht. Das Ende wird es zeigen.“

Das Ende war näher, als sie dachte. Zuweilen — nicht oft, denn die Selbstaufopferung würde weniger groß und heilig sein — nimmt die Vorsehung den Willen für die That, und das Handeln wird uns erspart. Plötzlich erschallte ein Pochen an die Hausthür.

„Es sind die jungen Mädchen“, sagte Johanna.

„Nein“, rief Hilary aufspringend, „so klopfen sie nicht, es ist —“

Der Satz ward nicht beendet, schluchzend lag sie in Robert's Armen.

„Was bedeutet dies Alles?“ fragte Johanna ganz verwirrt, doch zum ersten Male beachtete sie Keiner.

Einer jener seltsamen Zufälle, wie wir solche Schickungen zu nennen pflegen, hatte unvermuthet die ganze Gestalt der Dinge geändert. Der älteste Chef der Handlung war plötzlich gestorben, und da sein Sohn noch nicht fähig war seinen Platz in dem Hause in Liverpool einzunehmen, so mußte er nun an Robert Lyon's Statt

nach Indien gehen, während dieser als einer der ersten Principale jetzt für immer in England blieb.

Diese Nachrichten trafen ihn in Southampton, einige Stunden vor Abgang des Schiffes. Es war kein Moment zu verlieren, er reiste gleich nach Liverpool, dort die nöthigsten Anordnungen zu treffen, und kehrte dann, Tag und Nacht fahrend, nach London zurück, selbst der Ueberbringer der frohen Kunde zu sein.

Vielleicht lag auch in seiner Seele verborgen der Wunsch, so plötzlich und unvermuthet zurückzukommen, zu sehen, ob es wahr sei, was man oft behauptet: wenn die Todten und die Abwesenden wiederkehren könnten, würden sie oft Alles verändert und ihren Platz im Hause besetzt finden, kein freundliches Willkommen würde sie grüßen, kein Herz dem Herzen entgegenjauchzen.

Nun, wenn Robert trüben Ahnungen Raum gegeben — und ein Mann, der liebt, ist nicht immer ganz vernünftig — sie waren verweht.

„Bist Du glücklich, mich wieder zu haben?" war Alles was er sagte; selbst dann, als Johanna, rücksichtsvoll wie immer, verschwunden war, und er so viel reden konnte, als es ihm beliebte, sprach er nicht mehr.

Hilary's Antwort war ein Blick, ein Lächeln.

Er hob ihr süßes Antlitz empor, das nicht mehr so jung und schön wie früher, doch so unendlich lieblich war; von jener Holdseligkeit, welche die Schönheit verdunkelt und überlebt; ein Angesicht, das ein Mann Jahr aus Jahr ein anschauen kann, ohne seiner überdrüssig zu werden, weil sein Ausdruck so unendlich liebevoll, treu und wahr ist. Und er wußte, daß es seines Weibes Antlitz

sei, welches ihm den heimathlichen Herd schmücken würde Tag für Tag, bis seine Blüthe schwände mit dem kommenden Alter, es aber selbst dann gleich geliebt und schön für ihn sein würde. Die starke, kräftige Natur des festen Mannes erlag seiner tiefen Bewegung, gleich einem Kinde weinte er am Herzen seiner „kleinen Frau".

Hier wollen wir sie verlassen an dem friedlichen hellen Kaminfeuer die beiden Glücklichen, die nun bald am eigenen traulichen Herde sitzen werden. Von ihren späteren Schicksalen wissen wir nichts — auch ihnen sind sie verborgen — nur das Eine ist gewiß und es ist der Freude genug hier auf Erden, daß, was sie auch trifft, zusammen getragen wird. Sie sind bei einander, immer vereint in des Lebens wechselnden Gestalten, den Schmerz zu theilen, daß er sich besser überwinde, das Glück doppelt zu genießen, weil es ja Beiden erblüht. Immer zusammen, in Sturm und Sonnenschein; sich liebend, sich tröstend und veredelnd; der Mann des Weibes Kopf, die Frau des Mannes Herz. So ist es Gottes Verordnung und Wille; dies ist die Vollkommenheit der Liebe, die Vollendung des Lebens, nicht weniger vollkommen, weil man Beides so selten findet.

So laßt uns Abschied von ihnen nehmen, denn wir werden sie nicht wiedersehen.

„Lebt wohl, Robert Lyon und Hilary Leaf! Fahrt wohl, Gott sei mit Euch!"

Zwölftes Kapitel.

Elisabeth stand in dem Kinderzimmer am Fenster, dem kleinen Henry zu zeigen, wie Flieder und Goldregen auf dem Platze vor dem Hause knospeten und die blauen und goldigen Aeuglein öffneten. Dabei pflogen sie die wichtige Berathung, ob die Sperlinge, welche sie den ganzen Winter über mit Brosamen gefüttert hatten, wohl in den hohen Bäumen vor ihrem Hause nisten würden, denn Elisabeth versuchte ihren Liebling stets auf die Natur aufmerksam zu machen und ihn mit Geschichten daraus zu unterhalten, bei ihrer großen Abneigung gegen London von dem Wunsche beseelt, er möge ein „echtes Landkind“ werden.

Der junge Herr Henry Leaf Askott war jetzt ein hübscher, für sein Alter großer und starker Knabe, der mit flinken Füßchen einhertrippelte und ganz deutlich „Mammy Lisbeth“ und auch „Pa—pa“ sagte, was ihn seine gewissenhafte Wärterin zuerst gelehrt hatte. Als der Vater zum ersten Male den süßen Laut von seines Kindes Lippen hörte, war er sehr erstaunt, dann

erfreut, und jetzt hätte er ungern wieder die liebe Benennung vermißt.

Eine neue Aera war in Peter Askott's Leben angebrochen. Im Anfange schickte er zwei Mal die Woche, zuletzt täglich nach dem „jungen Herrn Askott", damit er ihm bei seinem einsamen Dessert Gesellschaft leiste; ja er verlegte sogar sein Mittagsmahl von halb sieben auf fünf Uhr, weil Elisabeth, bereit, dem Wohle des Kindes jedes Opfer zu bringen, ihrem Herrn bescheiden, aber fest erklärt hatte, ein so spätes Aufbleiben sei dem kleinen Henry schädlich. Der Vater entsagte seinem Portwein und seinem Nachmittagsschlaf, um statt dessen Wasserlilien und Schmetterlinge aus Orangen und kleine Schiffchen aus Nußschalen zu machen, natürlich zur Belustigung seines Knaben. Gewöhnlich, wenn Elisabeth, pünktlich auf die Minute, um halb sieben Uhr erschien, hörte sie Vater und Sohn in der fröhlichsten Weise miteinander lachen, obgleich die Weinflaschen am alten Platz standen und die gefüllten Gläser unberührt waren.

Ja, der Haushofmeister erzählte, daß selbst, nachdem das Kind gegangen war, sein Herr entweder ruhig die Zeitungen las und dabei seinen Thee trank, oder bis zum Zubettgehen ein Schläfchen am Kaminfeuer machte.

Ich will durchaus nicht behaupten, daß Peter Askott sich wunderbar verändert hatte, solche Umwandlungen geschehen selten, am wenigsten in vorgerücktem Alter. In seinem Aeußeren war er noch immer der prahlende, sich überhebende, unfeine Mann, mit dem sein Sohn in späteren Jahren vielleicht einen schweren Stand haben würde. Aber trotzdem hatte das Kind sein Herz erweicht,

die Stelle darin berührt, welche in seiner Jugend durch die Schönheit von Selina Leaf getroffen wurde; und Peter Askott war jetzt ein besserer Mann als früher. Mit ein Wenig Klugheit mochte es fortan wohl mit ihm auszukommen sein.

Wenigstens hoffte dies Elisabeth um seines Sohnes willen, und obgleich sie ihn nicht sehr gut leiden konnte, so versuchte sie doch, ihre Antipathie, so viel es ihr möglich war, zu überwinden. Sie behandelte Herrn Askott stets mit der größten Achtung und lehrte Henry ebenso zu thun. Und wie es so oft geschieht, so benahm sich der Hausherr mehr und mehr in einer Art, welche auch Achtung verdiente. Er hörte auf zu fluchen und zu schwören, und ward sowohl in seinen Manieren, als in seiner Sprache gebildeter; seine Ausbrüche leidenschaftlicher Heftigkeit wurden immer seltener, und die Bedienten erzählten, daß ihr Herr jetzt fast nie mehr „angesäuselt" zu Bett gehe. Gegen die ganze Dienerschaft, aber besonders zu der Pflegerin seines Sohnes, benahm er sich jetzt mehr als Herr, denn als Tyrann, so daß der Haushalt in einer so viel stilleren und friedlicheren Weise als früher seinen regelmäßigen Gang ging.

Man sprach nicht davon, daß das Haus eine neue Herrin bekommen werde; es schien, als ob Peter Askott an seiner ersten Heirath genug gehabt habe. Von seiner verstorbenen Gattin redete er nie, ob er sie geliebt hatte oder nicht, ob er ihren Verlust schmerzlich empfand, erfuhr Niemand, dennoch hatte es den Anschein, als sei Liebe und Leid beendet.

Arme Selina! Nur Elisabeth in ihrer Gewissenhaftigkeit hielt es für eine heilige Pflicht, mit dem kleinen Henry von „seiner Mama" zu sprechen, die oben in dem blauen Himmel bei Gott sei, und sie erzählte ihm, wie sie ihn „ihr Kind" auf das Zärtlichste geliebt habe. Diese Liebe — das schönste Gefühl, welches Selina's Herz gekannt hatte — war das Einzige, was nach ihrem Tode zurückblieb, die einzige Erinnerung, die sie ihrem Sohne hinterließ.

Der kleine Henry glich weder ihr noch seinem Vater. Vielleicht hatte er mit längst verstorbenen Gliedern aus beiden Familien Aehnlichkeit; und wenn auch Jeder ihn ein hübsches Kind nennen mußte, so war er für Elisabeth eine Verkörperung von Schönheit, Holdseligkeit und kindlich bezaubernder Anmuth. Er erfüllte ihr ganzes Herz, sie lebte nur für ihn und fühlte sich von Tag zu Tag zufriedener. Sie wurde stark, blühend und heiter, so heiter und wohlgemuth, daß sie mit Ruhe das Scheiden von Hilary ertrug, die in strahlender Glückseligkeit als Frau Robert Lyon nach Liverpool übersiedelte, von Johanna begleitet, welche fortan bei den Neuvermählten leben sollte. So zerflossen Elisabeth's beiden Jugendträume, ohne sich zu erfüllen, sie zog weder mit ihrem angebeteten Fräulein Hilary, noch pflegte sie Johanna bis zu ihrem Tode, ja es war sogar sehr wahrscheinlich, daß sie fortan wenig mehr zusammentreffen würden. Aber ihre Herrinnen hatten an ihr viel des Guten gethan, das ihnen und ihr reichliche Früchte gebracht und noch bringen würde.

„Ich weiß, Du wirst das Kind wohl in Obhut

nehmen — es ist die Hoffnung der Familie", sagte Johanna, als sie dem Knaben den letzten Kuß gab. „Es würde mir unmöglich sein, ihn zu verlassen, wenn ich nicht wüßte, daß er bei Dir gut aufgehoben ist."

Elisabeth hatte ihren Liebling voll Stolz in ihre Arme genommen; wissend, daß man volles Vertrauen in sie setzte, gelobte sie sich dieses auch immer zu verdienen.

Auch ein anderer Traum späterer Jahre war ausgeträumt, aber so vollständig, daß sie zuweilen sich hätte fragen mögen, ob jene Zeit wirklich existirt habe, ob sie auch jemals ein junges, glückliches Mädchen war, das, wie ihre Mitschwestern an Liebe und Heirath gedacht hatte, oder ob sie nicht schon immer die ältliche, gesetzte Person gewesen, der Niemand zutraute, sie könne je solche Gedanken gehabt haben.

Einmal war sie nach ihrer Heimath gereist, um ihrer Mutter durch ihre Mittel ein sorgenfreies Leben zu verschaffen. Einen Bruder hatte sie in die Lehre gebracht, eine Schwester verheirathet, während die jüngere nach Liverpool geschickt wurde, um bei Frau Lyon in Dienst zu treten; und alle hatten Elisabeth als ihre Wohlthäterin gesegnet. Als sie in Stowbury war, hörte sie zufällig von Tom Cliffe, der auf der Durchreise die Stadt berührt und auch dort als Chartisten Vorleser oder Redner aufgetreten war. Seine hübsche, stets sehr geputzte Frau hatte ihn natürlich begleitet, doch sollte sie sehr geringschätzend auf Tom's Geburtsort geblickt haben.

Mehr erfuhr Elisabeth nicht. Das Andenken an Beide war durch das höchste Glück und den bittersten

Schmerz bezeichnet, aber es war mehr und mehr ihrer Erinnerung entschwunden. Wie ein Traum lag jene Zeit hinter ihr. Vielleicht erscheint am letzten Tage uns das ganze Leben auch als nichts Anderes.

Dennoch war Elisabeth's kurze Herzensgeschichte noch nicht beendet.

Eines Morgens, als sie mit Henry von ihrem Spaziergange kam, einen Zweig eben erblühenden Flieders in der Hand haltend, gab der Postbote ihr auf der Treppe einen Brief, dessen Aufschrift sie erbeben ließ, als sei es ein Zeichen aus dem Grabe heraus.

„Mammy Liesbeth, meine sute Liesbeth!" rief der kleine Henry, sie am Kleide zupfend, und zum ersten Male hörte seine treue Wärterin nicht auf ihn. Heftig zitternd stand sie auf der Haustreppe; endlich steckte sie den Brief in ihre Tasche, nahm den Knaben auf den Arm und trug ihn in die Kinderstube. Erst nachdem sie ihn, wie immer, zum Mittagsschlaf niedergelegt, erst dann las sie die wenigen Zeilen, welches auf grobes Papier und mit zitternder Hand geschrieben, doch unverkennbar von Tom waren.

„Liebe Elisabeth! — Mir steht nicht das Recht zu, Dich um irgend eine Gefälligkeit zu bitten, doch wenn Du einen alten Freund noch einmal im Leben sehen willst, so würde ich mich freuen, Du kämst zu mir. Ich zögerte lange, diesen Wunsch auszusprechen, aus Furcht, Du möchtest glauben, ich wolle etwas von Dir haben, denn ich bin so arm wie eine Kirchenmaus, und Dir scheint es wohl und glücklich zu gehen, wenigstens spricht Dein Aussehen dafür. Ich sah Dich neulich,

Elisabeth, und als ich noch den gütigen Ausdruck von sonst in Deinem Gesichte fand, da verlangte es mich mehr als je, einen freundlichen Blick von Dir zu empfangen, ehe ich dahin gehe, wo man keiner Güte mehr bedarf. Doch handle wie es Dir am besten scheint.

Dein treuergebener
T. Cliffe.

Unten steht meine Adresse.

Die angeführte Adresse bezeichnete eine ganz elende, erbärmliche Sackgasse in Westminster, welche jetzt durch die Victoria-Straße längst fortgerissen und verschwunden ist. Wie tief mußte Tom gesunken sein, um an einem solchen Ort, dem Schlupfwinkel von Armuth und Laster zu wohnen. Elisabeth hatte zufällig von jenem Hause gelesen, einem der armseligsten und verfallensten, weil seiner in den Aufforderungen zu wohlthätigen Sammlungen gedacht war, die täglich an den reichen Herrn Askott kamen, und die er dann nach der Küche schickte, um Feuer damit anzuzünden. Wie mußte Tom gesunken sein, um dahin zu gerathen! Sein Brief war ein Ruf aus der Tiefe eines Abgrundes, und die Stimme gehörte dem Freunde ihrer Jugend, ihrer ersten einzigen Liebe.

Ist je eine Frau taub dafür? Die Liebe jener Zeit mag gestorben sein, manche erste Liebe stirbt dahin, ein besseres, edleres Gefühl kann ihre Stelle eingenommen haben, aber es wäre etwas Unnatürliches, sowohl bei dem Weibe als dem Manne, wenn sie jemals den Morgen-

thau ihrer Jugend — ihr erstes schönes Erwachen zum Leben ganz vergäßen.

„Armer, armer Tom!“ seufzte Elisabeth. „Mein eigener geliebter Tom!“

Sie vergaß Esther's, entweder weil Tom ihrer nicht erwähnte, oder weil sein Brief sie so ganz in die alten Zeiten versetzte, daß sie für den Augenblick keine Ahnung von Esther's Existenz hatte. Und als die Erinnerung an sie zurückkehrte, machte es wenig Unterschied. Ihre Eifersucht, Abneigung und Verachtung waren besänftigt, sie fühlte, sie könne Tom's Frau ohne jede Unruhe jetzt sehen, um so mehr, wenn, wie der Brief andeutete, Beide in so tiefem Elende waren.

Vielleicht hatte Esther ihn zum Schreiben veranlaßt, vielleicht wollte sie — Tom gewiß nicht — etwas von Elisabeth Hand haben, denn diese war bekannt, ein sehr hohes Lohn zu erhalten und eine nicht unvermögende Person zu sein. Doch gleichviel, selbst für den Fall änderte es nichts. Das eine wichtige Factum stand fest: Tom war in Noth und verlangte nach ihr, sie mußte zu ihm gehen.

Ihre einzige freie Zeit war Abends, wenn Henry schlief. Die dazwischen liegenden Stunden, besonders die, als der Knabe unten bei seinem Vater war, beruhigten sie und milderten ihre Aufregung, welche die Erinnerungen an Einst hervorgerufen, indem sie an die längst verschlossene Thür ihres Herzens klopften. Als ihr Liebling zurückkam, lachend und springend und allerlei lustige Streiche beim Zubettgehen spielte, da konnte sie auch lächeln. Und als er dann in seinem niedlichen,

weißen Nachtröckchen neben ihr knieete, einem kleinen Engel gleich, und das Gebet nachsprach, welches sie für recht hielt, ihn schon zu lehren, selbst wenn er den Sinn noch nicht verstand, da trafen besonders die Worte Elisabeth's Herz: „Dein Wille geschehe!" „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!" „Führ' uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Uebel!"

„Mammy Liesbeth, meine sute Mammy, nis weinen!"

Ja sie weinte, aber die Thränen thaten ihr wohl. Sie küßte ihren kleinen Knaben, der in fünf Minuten ganz fest schlief; dann vertauschte sie ihr gutes, seidenes Kleid mit einem einfachen Kattunrock, damit Niemand an dem gefährlichen, armseligen Orte, nach welchem sie sich begab, die Goldstücke vermuthete, die sie in ihrer Tasche trug, um auf jede Art zur Hülfe bereit zu sein. Nachdem sie im Hause alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, daß Henry in guter Obhut sei, machte sie sich auf den Weg nach Tom's Wohnung.

Sie fand dieselbe noch dürftiger und elender, als sie es erwartet hatte. Es war eine Bodenkammer, fast so kahl und leer, wie wenn sie eben erst erbaut sei. Kein Kamin, nicht einmal ein Rost war vorhanden, das einzige Möbel bestand in einer Kiste, die als Tisch und Stuhl zugleich diente, und in einer Ecke lag ein Bündel Stroh, mit einem Laken darüber; doch sauber und rein war sowohl der Boden, als auch die Luft in der Stube; das ihm angeborene Feingefühl schien Tom bis zum Ende, selbst in so ärmlicher Umgebung, nicht zu verlassen.

Elisabeth hatte Zeit, alle diese Beobachtungen anzustellen, denn Tom war aus, nach der Apotheke gegangen, wie seine Wirthin ihr mittheilte.

„Er ist sehr krank, Madame“, sagte die Frau höflich, wahrscheinlich durch Elisabeth's anständiges Aeußere und weil sie in einer Droschke gekommen war, zu besonderer Rücksicht gestimmt. „Lange kann er's nicht mehr machen, und Gott mag wissen, wer ihn dann begraben soll.“

Mit diesen Worten noch in ihren Ohren tönend, vernahm Elisabeth plötzlich einen kurzen Husten und das schwere Athmen eines die Treppe Heraufkeuchenden.

Tom trat ein. Ja, er selbst, doch wie verändert. Alle Jugend war von ihm gewichen, in jeder Linie seines bleichen, hohlen Gesichtes stand der Tod geschrieben, ein frühzeitiger Tod, über den er einst mit sentimentalem Vergnügen gesprochen und geschwärmt hatte und der nun in schrecklichster Wirklichkeit ihm nahete.

Er befand sich im letzten Stadium der Schwindsucht. Die Krankheit war in seiner Familie erblich; Elisabeth hatte es gewußt, als sie noch mit ihm verlobt war und gehofft und geglaubt, wenn sie seine Frau sei, werde ihre liebende, nie endende Fürsorge sein trauriges Schicksal von ihm abwenden, doch jetzt vermochte ihn nichts mehr zu retten.

„Wer ist hier?“ fragte er mit scharfer, hohler Stimme.

„Tom, ich bin es — Elisabeth. Setze Dich nieder, sprich nicht, bis der Husten vorüber ist.“

Tom erfaßte ihre Hand, als sie bei ihm stand, doch

er versuchte nicht, ihr seine Dankbarkeit auszudrücken. Er schien sich zu krank zu jeder Erörterung zu fühlen. Sehr leidende Menschen sind stets in die traurige Gegenwart versenkt, sie beschäftigen sich selten mit der Vergangenheit. Doch in der Weise, wie Tom ihre Hand fest hielt, so bittend und hülfesuchend, das rührte Elisabeth's Herz tief.

„Ich bin sehr krank, wie Du selbst siehst. O, der furchtbare Husten, er tödtet mich fast, besonders Nachts."

„Hast Du einen Arzt?"

„Der junge Mann aus der nächsten Apotheke behandelt mich. Er ist ein lieber, guter Mensch, aus unserer Gegend stammend, wie mir scheint, denn er fragte mich einst, ob ich aus Stowbury sei, und seitdem giebt er mir nicht nur die Arzneimittel umsonst, er schenkte mir noch ab und zu eine Kleinigkeit, wenn er mich im Winter fast erstarrt vor Kälte sah."

„Tom, o, Tom, weshalb schriebst Du mir nicht früher? Hast Du wirklich schon Hunger gelitten?"

„Ja, schon oft. Seit einem Jahre bin ich krank und ohne Arbeit."

„Wo aber ist Esther?"

„Wer?" kreischte Tom.

„Esther, Deine Frau?"

„Meine Frau!! Ich habe keine. Sie verzehrte all mein Erworbenes, und als ich krank wurde, lief sie mit einem reichen Burschen davon. Verdammt sei sie!"

Die Wuth, mit der er sprach, erschütterte seine ganze, gebrechliche Gestalt und führte einen neuen Hustenanfall herbei, aus dem er nach und nach wieder zu sich kam,

doch so gänzlich erschöpft war, daß Elisabeth keine weiteren Erkundigungen anstellen mochte. Es war ersichtlich, er mußte wie ein krankes Kind behandelt werden.

Sie war schon mit sich einig, was sie thun wollte.

„Lege Dich still und ruhig nieder, Tom. Ich werde bald zurückkehren, um Dir Hülfe zu bringen. Du hast doch nichts dawider?“

„Nein, nein, Du kannst mich zu Allem bestimmen, Du konntest es stets.“

Elisabeth tastete sich die Treppen hinab. Eine wunderbare Kraft und Ruhe war über sie gekommen. Schnelle Hülfe wurde nöthig, wenn nicht Alles zu spät sein sollte. Tom, sterbend, hatte sich an sie, als seine einzige letzte Zuflucht, um Trost und Unterstützung gewandt, er zweifelte nicht an ihrem Willen noch an ihrer Macht, ihm zu helfen, und er sollte sich nicht verrechnet haben. Die Stärke, der Muth, welche oft die ruhigsten, sanftesten Frauennaturen erfüllen, belebten Elisabeth auch jetzt und kräftigten sie zum Handeln.

Sie durchwanderte viele Straßen, sich nach einer passenden Wohnung umzusehen; immer weiter und weiter führte sie ihr Weg, bis schon der Abend herabsank und die Kirchthürme sich dunkel gegen den lichten Frühlingshimmel abzeichneten. Dann ging sie über die Westminsterbrücke, und in einer kleinen Straße auf der Surreyseite fand sie, was sie suchte — ein hübsches, anständiges Zimmer bei einer Frau, die dem Anschein nach reinlich und ordentlich war. Da die Zeit drängte, wurden nicht viel Fragen gethan; Tom sollte nicht noch eine Nacht in jener elenden Kammer bleiben.

Sie bezahlte die Miethe auf eine Woche im Voraus, kaufte Feuermaterial, Lebensmittel und Alles, was ihm noch zu seiner Behaglichkeit in dem möblirten Zimmer fehlen konnte, und holte ihn dann in einer Droschke nach der neuen Wohnung ab.

Der Kranke fügte sich in Alles; er schien kaum zu wissen, was sie mit ihm vorhabe. Als sie seine wenigen Kleidungsstücke einpackte, entdeckte sie den Grund seines halb bewußtlosen Zustandes, denn sie fand darunter ein fest zusammengefaltetes Papier mit der Aufschrift: „Opium“.

„Nimm es mir nicht“, bat er klagend, „es ist mein einziger Trost!“

Als er sich in dem hübschen, behaglichen Zimmer befand, wo in dem Kamine das Feuer lustig knisterte und auf dem sauber gedeckten Tisch der Theekessel seine trauliche Weise summte, da schien er wie aus einem bösen Traume zur besseren Wirklichkeit zu erwachen.

„Wie schön, wie comfortable ist es hier, Elisabeth!“

Ihr traten die Thränen in die Augen — doch süße Freudenthränen.

Ob Speise und Trank Tom gestärkt hatten, ob, wie es bei Schwindsüchtigen oft der Fall ist, ein letztes, plötzliches Auffflackern des Lebens eingetreten war, er schien sich jetzt viel wohler und kräftiger zu fühlen und fing an zu sprechen, Elisabeth von seiner langen Krankheit erzählend, wobei er immer von Neuem auf die Güte des jungen Provisors zurückkam.

„Ich bin überzeugt, er ist ein Gentleman, obgleich er auch heruntergekommen zu sein scheint; er sagte erst

neulich: «die Noth lehre Vieles und befreie den Menschen von mancher Thorheit.» Ich glaube, er hat Recht, und wenn ich jemals wieder gesund werde, so will ich auch nicht mehr durch das Land reisen und gegen die Hochgeborenen predigen. Sie sind im Ganzen nicht schlechter als wir — unter ihnen giebt es auch Gute und Böse, wie bei uns, sie sind vom selbigen Fleisch und Blut, wie wir. Nicht wahr, Elisabeth?"

„Das meine ich auch."

„Und dann will ich noch etwas Anderes thun; ich will versuchen, so gut wie Du zu werden. Wie manche Nacht, wenn ich auf meinem Strohbündel wach lag und zu sterben glaubte, dachte ich an Dich und an Alles, was Du damals zu mir sagtest. Du bist eine brave, gute Frau, Elisabeth, eine bessere gab es nie."

Ein wehmüthiges Lächeln glitt über ihr Gesicht, und als sie beim Waschen des Theegeschirrs nach ihm hinblickte, sah sie wie sein Antlitz immer bleicher und eingefallener wurde, wobei seine Stimme zum Flüstern herabsank.

„Ich bin recht müde, aber ich fürchte mich so sehr vor dem Bett — die Nächte sind zu schrecklich. Vielleicht schliefe ich, wenn ich mich mit den Kleidern niederlegte."

Elisabeth führte ihn zu dem weichen, sauberen Bett, schüttelte die Kissen auf und deckte ihn sorglich zu, als wenn er ein Kind gewesen wäre.

„Wie gut Du gegen mich bist", sagte er sie anschauend — das war Tom's strahlender, innigliebender Blick aus früheren Zeiten, doch das Leuchten seiner

Augen verlöschte schnell, und matt schlossen sich die schweren Lider, indem er noch einmal flüsterte: „Ich bin so müde — so müde."

„Dann will ich gehen, Tom; ich müßte eigentlich längst zu Hause sein. Versprich mir, Dich recht in Acht zu nehmen; in der ersten freien Stunde komme ich wieder her. Wenn Du mich eher brauchst, wirst Du schicken? Nicht wahr, Tom? Du weißt ja, wo Du mich findest."

„Ich werde es. Du bist doch noch in demselben Hause?"

„Ja." Und sie schwiegen Beide.

Nach einer Pause fragte Tom mit unruhiger Stimme:

„Hast Du mir verziehen?"

„Ja, Tom, vollständig."

„Willst Du mir nicht einen Kuß geben, Elisabeth?"

Sie wandte sich ab. Es war nicht ihre Absicht hart zu sein, doch es widerstrebte ihr, Esther's Mann zu küssen.

„Ich verstehe — nun es thut nichts. Leb' wohl, Elisabeth."

„Lebe wohl, Tom!"

Als sie an der Thür sich noch einmal nach ihm umschaute, und ihn mit geschlossenen Augen, bleich wie ein Todter vor sich liegen sah, da wurde ihr Herz erweicht. Er war Tom, ihr eigener Tom, dem sie, als er ein Kind war, das Leben gerettet hatte, auf den sie später so stolz gewesen, für den sie eine glänzende Zukunft erhofft, lange ehe sie ihm näher verbunden war; den sie geliebt hatte — von allen Männern ihn allein; und er lag sterbend vor ihr,

mit vierundzwanzig Jahren schon dem Tode verfallen, auf dem Punkte in jene Welt überzugehen, wo sie ihn vielleicht noch wiederfinden könnte, ohne daß Esther trennend zwischen sie trat.

„Tom", sagte sie innig, an seiner Seite niederknieend, „lieber Tom, ich wollte Dich nicht kränken. Ich will versuchen so gut wie eine Schwester zu Dir zu sein. So lange ich lebe, verlasse ich Dich nicht."

„Das weiß ich."

„So lebe denn wohl für jetzt. Ein baldiges Wiedersehen."

Und sanft und innig küßte sie ihn. O wie sie später froh war, seinen Wunsch erfüllt zu haben!

Spät genug kam sie nach Hause; doch Niemand hatte sich um Frau Hand's Thun und Treiben zu bekümmern, sie brauchte Keinem Rechenschaft abzulegen. Ehe sie zu Bett ging, küßte sie noch einmal ihren kleinen Henry, der schlaftrunken seine Arme um ihren Hals schlang, sie drückte ihn fest an ihr Herz und fühlte, daß es doch noch etwas in dieser öden, einsamen Welt gäbe, wofür es werth sei zu leben.

Die ganze Nacht dachte sie darüber nach, was sie wohl am besten für Tom thun könne. Obgleich sie sich keinen trügerischen Hoffnungen über seinen Zustand hingab, so glaubte sie doch, daß er bei guter Pflege und richtiger Behandlung wohl noch ein Paar Monate leben könnte; besonders wenn sie ihn in das in Chelsea neu errichtete Hospital bringen könnte, das gerade für solche Kranke, wie er einer war, vorzüglich sein sollte. Sie wußte, daß Herr Askott, der seinen Namen zu gern auf

allen Listen für wohlthätige Zwecke prangen sah, Vorsteher dieser Anstalt war.

Da die Zeit drängte, mußte sie unverzüglich mit ihrem Herrn sprechen. Indem sie am nächsten Morgen den kleinen Henry herunterbrachte, ohne dessen: „Suten Morsen, Papa" der Vater gar nicht mehr leben zu können schien, entschloß sich Elisabeth ihre Bitte vorzutragen.

Als sie so beieinander standen, der schöne Knabe dem Vater fröhlich zulächelnd, dessen Gesicht vor Glück strahlte, da erfaßte der bittere, fast wilde Gedanke Elisabeth, warum wohl Peter Askott so reich und zufrieden, von allen Bequemlichkeiten des Lebens umgeben war, indessen Tom im Elende starb. Dies machte sie muthig und kühn, um von ihrem Herrn die erste und einzige Gunst zu erbitten, welche sie je von ihm beansprucht, denn sie mochte ihn nicht leiden, und was sie für ihn that, geschah nur aus Pflichtgefühl, früher sogar ohne Achtung vor ihm, was die letzte Zeit etwas geändert und gebessert hatte.

„Erlauben Sie, Herr Askott, daß ich ein Paar Worte mit Ihnen reden darf?"

„Gewiß, Frau Hand. Sprechen Sie. Betrifft es den jungen Herrn — oder vielleicht Sie selbst? Wollen Sie höheres Lohn? Von Herzen gern; ich bin froh, wenn ich ein Mittel finde Ihnen meine Zufriedenheit zu bezeigen über die vortreffliche Pflege und Erziehung, welche Sie meinem Sohne angedeihen lassen."

„Vielen Dank, Herr", entgegnete Elisabeth, „doch mein Anliegen ist anderer Art."

In aller Kürze trug sie ihre Bitte vor.

Herr Askott zog seine Stirn in tiefe Falten und nahm eine höchst wichtige Miene an. Niemals vertheilte er seine Wohlthaten in der Stille, er liebte Geräusch dabei; und es machte ihm besondere Freude Schwierigkeiten aufzufinden, war es auch nur um zu zeigen, wie er sie überwältigen konnte.

„Es ist keine leichte Sache, einen Patienten in diese Anstalt hineinzubringen. Doch ich schmeichle mir Einfluß zu haben und ein Wort mitreden zu können; ich gab wenigstens ein gutes Stück Geld zur Einrichtung her. Mit der Zeit wird es mir glücken, der Person Aufnahme zu verschaffen. Wer ist es doch?“

„Tom Cliffe. Er heirathete eine der Dienerinnen aus Ihrem Hause. Esther —“

„Bemühen Sie sich nicht mit den Namen, ich würde sie doch nicht behalten; vielleicht könnte es die Wirthschafterin; weshalb wandte die Frau des Kranken sich nicht an jene?“

Die nachlässig hingeworfene Frage schien keine Antwort zu erwarten, und Elisabeth gab auch keine. Sie konnte es nicht ertragen, Tom's Elend und Esther's Schande öffentlich bekannt werden zu lassen.

„Sagten Sie nicht, der Kranke sei aus Stowbury? Das ist jedenfalls eine Anwartschaft auf meine Hülfe. Ich halte mich immer verpflichtet, als ob ich ein Parlamentsmitglied wäre, Alles was in meinen Kräften steht für Jemand aus meinem Geburtsort zu thun. Deshalb seien Sie ruhig, betrachten Sie die Sache als abgemacht, Frau Hand.“

Er stand im Begriff zu gehen, doch da die Zeit von so großem Werthe war, so hatte Elisabeth den Muth ihn zurückzuhalten, bis er den Empfehlungsbrief geschrieben und ihr genau mitgetheilt hatte, an welchem Tage die Aufnahme in die Anstalt erfolgen könne. Er erfüllte ihre Bitte sehr ruhig und gelassen und nahm sogar aus seiner Börse ein Goldstück, das er auf den Brief legte.

„Ich setze voraus, der Mann ist arm, Sie können dies für ihn verwenden.“

„Es bedarf dessen nicht, ich danke herzlich, Herr Askott“, sagte Elisabeth, es sanft wegschiebend. Sie konnte es nicht zugeben, daß Tom von Jemand anders als ihr Geld annehmen solle.

In ihrer ersten freien Stunde schrieb sie ihm einen langen Brief, der ihm Alles mittheilte, was sie unternommen hatte, ihm den Tag bestimmend, da sie selbst ihn abholen und nach Chelsea bringen würde. Wenn er gegen ihren Plan etwas einzuwenden habe, sollte er es ihr schreiben, doch sie stellte es ihm so eindringlich vor, er möge nicht die günstige Gelegenheit vorübergehen lassen, gute Pflege und ärztliche Behandlung zu bekommen, daß sie überzeugt war, er werde ihren Vorschlag annehmen.

Oftmals während des Tages kam der Gedanke an Tom, wie er so allein in seinem wenn auch behaglichen Zimmer lag, und ob auch die Wirthin ihr Versprechen, nach ihm zu sehen, halte, wie ein Bangen, ein tiefer Schmerz über Elisabeth. Wie sein Antlitz mit dem alten herzinnigen Lächeln ihr beim Abschiede zuwinkte,

wie sie außen auf der Treppe seinem kurzen Husten lauschte — der Anblick, der Ton verfolgten sie den langen, sonnigen Junitag, und damit verwischten sich Visionen und längst entschwundene Erinnerungen an jenen anderen strahlenden, glücklichen Junitag, den Pfingstfeiertag, welchen sie an Tom's Seite so selig genossen; es war ihr erster und letzter Festtag gewesen.

Als an dem bestimmten Morgen kein Brief von Tom kam, übergab sie ihren kleinen Henry der Obhut des Stubenmädchens, die ihn sehr liebte, wie das ganze Haus den jungen Herrn zu verziehen drohte, und trat ihren Weg nach Westminster an.

Da ein ganzer langer Tag vor ihr lag, so stand sie ein Paar Minuten, um sich zu erholen, [illegible]r Westminsterbrücke still, und betrachtete das rastlose Treiben Londons; reges Leben auf dem Wasser, emsige Geschäftigkeit an den Ufern, Jeder vorwärts eilend in fröhlichem, thatkräftigem Streben.

„Armer Tom", seufzte Elisabeth und fragte sich, ob sein elendes Leben wohl noch einen glücklicheren Ausweg als den Tod haben würde.

Sie ging schnell weiter und kam bald in die Straße, in der seine Wohnung lag. An der Ecke derselben befand sich, wie gewöhnlich in den Straßen Londons, ein Wirthshaus, vor dessen Thür mehr als die gewöhnliche Zahl verdächtig aussehender Müßiggänger herumstanden. Auch zwei Polizeidiener waren darunter, welche die Menge theilten, um einem Trupp von zwölf Männern den Durchgang zu ermöglichen.

„Was bedeutet dies?" fragte Elisabeth.

„Es sind die Gerichtsbeamten, welche eine Todtenschau halten wollen.“

Elisabeth, die nie früher mit etwas Derartigem in Berührung gekommen war, trat mit einem Gefühl scheuer Ehrfurcht zur Seite, um den Zug vorüber zu lassen, und folgte ihm dann in einiger Entfernung.

Er hielt an; o, nein, nein, nicht an dieser Thür! Aber es war kein Zweifel, die Hausnummer stimmte, und vor den Fenstern von Tom's Zimmer waren die Rouleaux niedergelassen.

„Wer ist gestorben?“ fragte Elisabeth mit hohlem Flüstern, worüber der Polizeibeamte stutzte.

„Ach, Niemand von Bedeutung. Ein junger Mann wurde todt in seinem Bett gefunden, wahrscheinlich starb er an der Auszehrung und das Verdict der Leichenschau wird heißen: «Gestorben durch die Heimsuchung Gottes».“

Ja, dieser gewohnte Ausdruck — der englischen Gesetze feierliche Anerkennung unseres nationalen religiösen Gefühles — war hier ganz wahr. Gott hatte den armen Tom heimgeholt; er litt nicht mehr.

Elisabeth lehnte in der Hausthür und sah die zwölf Beamte mit lautem Tritt die Treppe ersteigen; als sie einer nach dem anderen herab kamen, machten sie weniger Geräusch und einige der Männer blickten sehr ernst darein. Niemand beachtete Elisabeth, bis die Hauswirthin erschien.

„Hier, das ist sie, meine Herren. Diese junge Frau war die letzte Person, welche ihn noch lebend sah. Sie wird ein Zeugniß abgeben und beweisen, daß mich nicht der geringste Tadel trifft.“

Und Elisabeth nach sich ziehend, brach die Wirthin in einen Strom von Erklärungen aus: wie sie alles in ihrer Macht Stehende für den jungen Mann gethan, wie sie am ersten Tage mehrere Male an seiner Thür gehorcht habe und ihn husten hörte, wenigstens glaubte sie es, doch gegen Abend sei Alles still geworden; und als am nächsten Morgen ein Brief von der Post gekommen sei, hätte sie es für nöthig gehalten ihn herauf zu tragen.

„Und ich trat ein, meine Herren, und ich erkläre es hier an Eidesstatt, ich fand ihn gerade so wie jetzt auf dem Bett liegend, starr und kalt wie ein Stein.“

„Laßt mich vorbei, ich bin ein Arzt“, sagte Jemand, und ein junger Mann in sehr armseligem Anzuge, mit einem großen Barte, drängte die Wirthin und Elisabeth zur Seite, doch der Letzteren ins Gesicht sehend, rief er gebietend:

„Sogleich einen Stuhl und ein Glas frisches Wasser für diese junge Frau!“

Sein sicheres Auftreten imponirte den Beamten, die sich um ihn drängten, seiner Rede zu lauschen.

Er nannte sich John Smith und sagte, er sei Provisor in einer Apotheke und zugleich Arzt. Der junge Mensch, der oben gewohnt, dessen Tod er erst soeben vernommen habe, wäre mehrere Monate hindurch sein Patient gewesen und hätte sich im letzten Stadium der Schwindsucht befunden. Er zweifle nicht, der Tod sei aus ganz natürlichen Ursachen erfolgt, und erklärte dies in solchen technischen Ausdrücken, welche die Jury vollkommen überwältigten und somit überzeugten. Sie ver-

ließen das Zimmer der Wirthin, begaben sich zurück in das Gasthaus, und nach kurzer Berathung lautete ihr Spruch, wie der Policist vorhergesagt: „Gestorben durch die Heimsuchung Gottes.“ Hierauf rauchten und tranken sie und begaben sich nach Hause, zufrieden mit sich selbst, daß sie ihre Pflichten gegen ihr Vaterland so vortrefflich erfüllt hatten.

Indessen war Elisabeth die Treppe heraufgeschlichen. Niemand hinderte sie daran oder begleitete sie, denn es kümmerte sich Keiner um den einsamen Todten.

Da lag der arme Tom, fast in derselben Stellung wie sie ihn verlassen hatte, die Decke war kaum ein Wenig verschoben. Das Licht, welches sie auf einen Tisch neben seinem Bett gesetzt, war bis auf ein Endchen Docht, das noch im Leuchter steckte, herabgebrannt. Niemand hatte Tom angerührt, denn so verlangt es das englische Gesetz in allen Fällen, wo Jemand todt gefunden wird.

Ob er bald, nachdem sie gegangen, gestorben, oder ob er durch die lange, dunkle Nacht, vielleicht bis zur Morgendämmerung mit vollem Bewußtsein gelebt habe, zu schwach um Jemand zu rufen, wann und auf welche Weise seine Seele zu ihrem Schöpfer zurückkehrte, das waren Geheimnisse, die nicht enthüllt werden konnten.

Jetzt war Alles vorüber. Ein mattes Lächeln lag auf seinem bleichen Antlitz. Als Elisabeth in seinen Anblick versunken dastand, wagte sie nicht zu weinen.

„Armer Tom, mein lieber Tom!“ Und sie wußte, daß er jetzt ganz ihr eigen war, daß sie ihn trotz Alles, was er ihr angethan, geliebt habe, bis zum Lebensende lieben müsse.

Dreizehntes Kapitel.

Elisabeth verbrachte den größten Theil des Tages in jenem Hause, in Tom's Zimmer. Keiner hinderte sie daran, Keiner fragte, in welchem Verhältniß sie zu dem Todten stände, oder wer ihr das Recht gäbe, alle Anordnungen für sein Begräbniß zu treffen. Jeder war nur zu froh, daß sie eine Verantwortlichkeit auf sich nahm, welche sonst der Commune zur Last gefallen wäre.

Der Einzige, der sich Elisabeth's oder des Verstorbenen zu erinnern schien, war der Gehülfe des Apothekers, der ohne daß man danach geschickt hatte, die nöthigen ärztlichen Atteste über die Ursache des Todes sendete. Sie nahm sie mit zu dem Küster des Kirchspieles, und ging dann zu einem Leichencommissarius, der in der Nähe wohnte, ihm Alles zur Besorgung für ein einfaches aber anständiges Begräbniß zu übertragen, das auf dem neuen Kirchhofe in Kensal-Green stattfinden sollte. Sie meinte, dort auf dem freien, grünen

Friedhofe müßte es sich besser ruhen, als auf einem engen und begränzten in der großen Metropolis.

Ehe sie das Haus verließ, sah sie noch den armen Tom in seinem Sarge liegen. Ihr Auge war das letzte, welches hier auf Erden auf ihm weilte. Da, erst da, zu seinen Häupten sich setzend, weinte sie bitterlich.

Die wenigen Sachen, welche er besaß, eigentlich nur die Kleidungsstücke, die er beim Sterben angehabt, wurden ihr von Niemand streitig gemacht; so packte sie dieselben in ein Bündel und nahm sie mit sich. In der Seitentasche seines Rockes fand sie ein kleines, neues Testament, das sie selbst ihm einst geschenkt hatte; es sah aus, als ob es viel gelesen sei. Wenn alle seine Studien, all seine Anbetung für die „höchste Intelligenz" als das einzige beste Gut, darin geendet hatten, ihn zum Lesen der Bibel zu führen, so war es doch ein gesegnetes Ziel gewesen.

Sobald sie nach Hause gekommen, ging Elisabeth zu ihrem Herrn, ihm den Empfehlungsbrief an das Hospital zurückzugeben, wobei sie ihm mittheilte, wie er nun nicht mehr gebraucht würde.

Herr Askott schien ziemlich bestürzt, er fragte noch nach verschiedenen Einzelnheiten des Todes, und nahm dann wieder seine Börse heraus, sein Universalmittel gegen alle Schmerzen der Erde. Aber Elisabeth dankte für jede Unterstützung, und bat ihn nur, ihr Lohn für das nächste halbe Jahr ihr vorauszubezahlen. Sie zog es vor, ihren Freund aus eigenen Mitteln zu begraben.

An einem klaren, blauen Sommermorgen, da die Sonne mit blendendem Glanze die weißen Marmorplatten in Kensal-Green bestrahlte, beerdigte sie ihn dort, sie die einzige Leidtragende bei dem Begräbniß. Der Prediger las die herkömmlichen Gebete, sprach den Segen und ging dann eilig fort. In einigen Minuten war Alles beendet. Nachdem die Leichenträger sich auch entfernt hatten, setzte sie sich auf eine nahstehende Bank, dem Todtengräber bei Zuschüttung der Gruft zusehend — der Gruft, die ihren Tom barg. Elisabeth war sehr ruhig, und nur ein scharfer Beobachter würde aus ihrem Antlitz doch die Wahrheit gelesen haben, welche die aufgeregten Charaktere, die sich stets nur in Extremen, entweder in Lustigkeit oder Elend ergehen, nie zu verstehen im Stande sind — die Wahrheit: „daß stille Wasser tief sind.“

Als sie dort saß, ging Jemand schnell an ihr vorüber und schaute sich fragend um. Es war der junge Mann, welcher bei der Leichenschau sein ärztliches Gutachten abgegeben und dadurch verhindert hatte, daß Elisabeth noch verhört wurde.

Sie erhob sich und begrüßte ihn mit einer achtungsvollen Verbeugung; denn trotz seines armseligen, abgenutzten Rockes sah man auf den ersten Blick, daß er ein Gentleman sei, und er war gegen Tom so freundlich gewesen.

„Ich komme leider zu spät, das Begräbniß ist vorüber“, sagte er sich zu ihr wendend. „Es war meine Absicht, dabei zu sein und den armen Menschen zu seiner letzten Ruhestätte zu begleiten.“

„Vielen Dank, mein Herr“, erwiderte Elisabeth herzlich.

Der junge Mann trat näher, blickte sie ernst und prüfend an und sagte dann mit vollkommener Veränderung in Stimme und Wesen:

„Elisabeth, kennen Sie mich nicht? Was ist aus meiner Tante Johanna geworden?“

Es war Askott Leaf.

Kein Wunder, daß Elisabeth ihn nicht erkannt hatte. Das kurzgeschorene Haar, sein starker Bart, der das halbe Gesicht bedeckte, und eine Brille waren hinreichend, ihn unkenntlich zu machen. Nebenbei lag die auffallendere Veränderung in dem Uebergange von seiner früheren „Dandy-Erscheinung“ zu der großen Dürftigkeit, welche sein Anzug zeigte, seine Kleider wurden jedenfalls so lange getragen, als sie nur halten wollten, und sein für gewöhnlich so niedergedrücktes Wesen machte den Eindruck, als ob er in der Welt sehr heruntergekommen sei, so daß, auch ohne das Irreführen des Namens „John Smith“ Niemand den früheren Askott Leaf in ihm vermuthet hätte.

„Ich würde Sie niemals wiedererkannt haben, mein Herr“, sagte Elisabeth, wahr wie immer, nachdem ihr erstes Erstaunen sich etwas gelegt hatte, „aber ich freue mich, Sie zu sehen. O, wie glücklich und dankerfüllt werden Ihre Tanten bei der frohen Kunde sein!“

„Meinen Sie? Ich fürchte gerade das Gegentheil. Aber es ändert nichts in der Sache, denn sie werden nie wieder etwas von mir hören — außer wenn Sie mich verriethen, doch ich glaube, ich kann Ihnen trauen.

Nein, Sie werden meine Bitte, zu schweigen, erfüllen, wär's auch nur wegen jenes armen Burschen da unten."

„Gewiß, Herr Leaf, ich verrathe Sie nicht."

„Jetzt erzählen Sie mir von meinen Tanten, besonders von Tante Johanna!"

„Sich auf der sonnigen Bank niederlassend, wobei er die Augen mit der Hand schützte, hörte der arme Heimathlose in tiefem Schweigen auf Alles, was Elisabeth ihm mittheilte; so erfuhr er den Tod seiner Tante Selina, Robert Lyon's Zurückkunft und die Kunde, wie glücklich die Familie in Liverpool lebe.

„So sind sie jetzt Alle wohl und zufrieden", sagte er endlich; „ihr Glück scheint neu erblüht, seitdem sie mich los geworden sind. Nun ich bin froh darüber. Ich wollte nur durch Sie von ihnen hören, ich selbst will sie nie wieder durch meine Gegenwart belästigen und an traurige Zeiten erinnern. Sie werden mein Geheimniß bewahren, das weiß ich. Jetzt aber muß ich gehen, ich habe keine Minute Zeit mehr zu verlieren. Leben Sie wohl, Elisabeth!"

Mit einer Freundlichkeit und Bescheidenheit, die bei Askott Leaf überraschen mußten, reichte er der einstigen Dienerin seiner Tanten die Hand; doch Elisabeth hielt ihn zurück.

„Gehen Sie noch nicht, bitte, bleiben Sie noch ein Wenig!" Und dann fügte sie mit einer so wahren, aufrichtigen Ehrerbietung hinzu, welche den heruntergekommenen Mann bis in's Herz rührte: „Ich hoffe, Sie verzeihen mir die Freiheit, die ich mir nehme. Ich bin nur eine schlichte Dienerin, aber ich kannte Sie

als Sie noch ein Knabe waren, Herr Leaf; und wenn Sie mir vertrauen wollten, wenn Sie mir erlauben möchten, daß ich mich Ihnen in irgend einer Weise nützlich erzeigen dürfte, würde ich sehr glücklich sein, wäre es selbst nur, weil Sie so gut gegen ihn waren, der nun in Frieden ruht."

„Armer Tom Cliffe! Er war kein böser Mensch, und ich glaube, er hatte mich ein Wenig lieb, ich bin nur zufrieden, daß ich ihm seine Leiden zu erleichtern vermochte. Holla! Es ist angenehm zu wissen, daß ich mindestens Einem etwas Gutes gethan habe."

Askott seufzte, fuhr mit seinem groben Rockärmel über seine Augen und betrachtete dann seine Stiefel, welche nicht mehr wie sonst vom feinsten Glanzleder waren.

„Elisabeth, wie war Tom mit Ihnen verwandt? Wenn ich gewußt, daß Sie mit ihm bekannt wären, so würde ich mich gescheut haben, ihm näher zu treten. Aber obgleich er aus Stowbury stammte, so war ich doch überzeugt, er ahne nicht, wer ich sei, er kannte mich nur als John Smith; und niemals erwähnte er Ihrer. War er Ihr Vetter?"

Einen Augenblick überlegte Elisabeth, dann aber theilte sie ihm die volle Wahrheit mit; es verschlug ja jetzt nichts mehr.

„Ich war einst bestimmt, ihn zu heirathen, doch er sah eine Andere, die ihm besser gefiel."

„Armes Mädchen, arme Elisabeth!"

Vielleicht bekundete nichts mehr die große Verände-

rung, die mit Askott vorgegangen war, als der Ton, in welchem er diese Worte sprach, ein Ton, der die tiefste Achtung und das aufrichtigste Mitgefühl ausdrückte, und den er sowohl bei dieser Unterreduug, wie bei mancher folgenden beibehielt.

„Jetzt, Herr Leaf, möchte ich Sie bitten, mir etwas von Ihren Schicksalen mitzutheilen, ich werde Ihren Tanten nichts verrathen, da Sie es nicht wollen.“

Askott gab dem Wunsche nach. Er war so lange einsam und verlassen gewesen, daß es ihn ordentlich heimathlich berührte, Jemand zu finden, der ein Interesse an seinen Erlebnissen nahm. Er setzte sich neben Elisabeth, und mit oft abgewandtem Blick und manchen Lücken, die sie, so gut es möglich war, selbst ausfüllen mußte, erzählte er ihr seine ganze Geschichte, selbst das traurige Geheimniß, das ihn gezwungen von seiner Familie zu scheiden und sich an dem Orte zu verbergen, an welchem sie ihn am wenigsten suchten, in der großen und sicheren Wildniß Londons. Vorsichtig verkleidet hatte er dort so lange anständig gelebt, wie sein Geld reichte, dann aber von Stufe zu Stufe in's Elend sinkend, war er endlich dahin gekommen; um nur Beschäftigung zu erlangen, bei einem nicht allzu scrupulösen Apotheker, der in jener berüchtigten Gegend wohnte, als Gehülfe einzutreten, für ein Gehalt von zwanzig Pfund jährlich.

„Und ich muß in der That davon leben“, fügte er mit einem bitteren Lächeln hinzu. „Ich kann keine Schulden machen, denn wer würde mir etwas borgen? Ich gehe fast in Lumpen einher, wie Sie sehen, esse, wo

ich am billigsten meinen Hunger stillen kann, und schlafe in einem Winkel des Ladens. Ein hübsches Leben für Herrn Askott Leaf, nicht wahr? Was würden meine Tanten dazu sagen?"

„Sie würden finden, daß es ein ehrenhaftes Leben ist, und durchaus nicht darüber beschämt sein."

Askott richtete sich höher empor, und man sah, wie seine Brust unter dem engen Rocke schwer athmete.

„Nun wenigstens macht mein Lebenswandel jetzt keinen Anderen mehr elend."

Ja, die wunderwirkende Lehrerin, Trübsal, die dunkel und unschön oft von außen, doch ein Juwel in sich trägt, hatte auch dieses Kleinod in des jungen Mannes Herz gelegt. Als ein armer, sich verbergender Flüchtling lernte er den hohen Werth eines ehrlichen Namens kennen und schätzen. Verlassen, freundlos dastehend, waren ihm die herrlichen Vorzüge, welche Heimath, Familie und Liebe gewähren, erst klar geworden; in der harten Schule des Lebens, die er auf schwere Weise durchmachen mußte, hatte er erst das Geheimniß der wahren Demuth, Milde und Theilnahme entdeckt — das Höherstellen Anderer über sich selbst.

Nicht bei allen Charakteren bringen Kummer und Noth solche Umwandlung hervor, hier aber wirkten sie so günstig. Er hatte gesündigt und die Folgen seiner Vergehen rächten sich an ihm durch bittere Leiden, dennoch war das Resultat nicht zu theuer erkauft, und er empfand dies schon selbst.

Auf eine Frage Elisabeth's erwiderte er:

„Ja, Sie haben nicht Unrecht, in mancher Hinsicht

bin ich entschieden glücklicher als sonst. Ich fühle mich wieder freier und leichter, komme mir oft dem ähnlich vor, wie ich als Knabe in Stowbury war. Liebes Stowbury! Ich muß so oft mit einer fast lächerlichen Anhänglichkeit an den alten Ort denken. — Und nun noch Eines, wenn mir etwas zustoßen sollte, so möchte ich doch, meine Tanten erführen es, auch daß ich sie nie vergaß, sollen sie dann hören."

„Aber werden Sie sich ihnen denn nie wieder nähern, Herr Leaf?" fragte Elisabeth ernst.

„Das kann ich noch nicht bestimmen, es hängt von Umständen ab. Man sagt immer, jede Sünde trage ihren Lohn in sich und strafe sich selbst, so scheint es aber auch im entgegengesetzten Falle zu sein. Das wenige Gute, was ich dem armen Tom that, wird mir vielleicht noch reichlich vergolten werden. Er erzählte mir einst, er habe zu einem Herrn aus seiner Gegend, der ihn besucht — es war der Einzige, welcher jemals zu ihm gekommen — von mir gesprochen. Dieser Herr, der Tom in der alten Wohnung nicht mehr fand, kam gestern zu mir, sich nach ihm zu erkundigen. Das Ende unseres Gespräches war, daß er mir bei einem seiner Bekannten, einem in sehr gutem Rufe stehenden Chemisten in Tottenham Court Road, eine Stelle anbot."

„Und Sie werden diese annehmen?"

„Gewiß, ich habe gelernt, für kleine Dienste dankbar zu sein. Da Sie mich nicht erkannten, so wird dies auch Niemand gelingen. Wer weiß, jetzt habe ich vielleicht noch die Ehre, für Onkel Askott Medicamente zu verabreichen."

„Aber“, begann Elisabeth nach einer Pause, „Sie werden nicht immer John Smith, Verkäufer in einem Droguerie-Geschäft bleiben. Sie dürfen Ihre feine Erziehung und Ihre schönen Kenntnisse nicht auf die Dauer verbergen, noch Ihren alten guten Namen und ihre Lebensstellung von sich stoßen!“

„Elisabeth“, o, wie weich und demüthig der Ton klang — „wie kann ich jemals meinen Namen und meine mir zukommende Stellung wieder einnehmen, so lange Peter Askott lebt? Vermögen Sie mir einen Weg dazu anzugeben?“

„Wenn ich mir einen Rath erlauben dürfte, Herr Leaf, so würde ich sagen: Sparen Sie soviel als Ihnen nur möglich ist, und dann, gerade wie Sie hier sind, doch mit freier, ehrlicher Stirn, gehen Sie muthig zu meinem Herrn, die fünfzig Pfund in der Hand —“

„Beim Jupiter, so ist's recht, Sie haben es getroffen!“ rief Askott aufspringend. „Was doch eine Frau für einen klugen Kopf hat! Da habe ich Plan auf Plan entworfen, doch auf den einfachsten und richtigen kam ich nicht. Bravo, Elisabeth! Sie sind ein merkwürdiges, außergewöhnliches Mädchen!“

Ein trübes Lächeln irrte um ihre Lippen, dennoch war sie innen zufrieden. Alles, was sie für Einen, der ihren geliebten Herrinnen angehörte, thun konnte, schien dieser treuen, gewissenhaften Dienerin eine Pflicht und Lebensaufgabe zu sein.

Lange nachdem Askott, dessen lebhaftes, sanguinisches Temperament sich durch keine Drangsale ganz unter-

drücken ließ, in heiterer Stimmung gegangen war, Elisabeth eine Adresse nennend, unter der ihm stets Nachrichten von seinen Tanten zukommen konnten, obgleich sie ihm versprechen mußte, ihnen noch keine von ihm zu geben, lange nachdem Askott sie verlassen hatte, saß Elisabeth noch auf ihrer Bank und sah dem Scheiden der Sonne zu, die über die Felder von Gräbern ihre letzten goldigen Streiflichter warf. In der heiligen Stille des schönen, einsamen Ortes kam auch eine tiefe, erhebende Ruhe in ihre Seele. Die Ereignisse der letzten Jahre zogen an ihrem Geiste vorüber, und ein Gefühl der Dankbarkeit, wie Alles so wunderbar sich gestaltet, bemächtigte sich ihrer. Ja selbst der traurige Tod ihres armen Tom hatte dieses Begegnen mit Askott herbeigeführt, das möglicher Weise noch die Veranlassung werden konnte, ihren geliebten Herrinnen ihren „verlorenen Sohn" zurückzubringen.

Obwohl sie die wunderbaren Schickungen nicht mit Vernunftgründen zu zersetzen sich bemühte, so fühlte sie doch innige Dankbarkeit, daß Gott sie theilweise zum Werkzeuge für die Ausführung seiner Pläne gemacht habe; es war ein erhebender, ermuthigender Gedanke inmitten ihrer Verlassenheit, ihres Kummers. —

Es schien Elisabeth's Loos, ihre eigenen Leiden stets über die Anderer zu vergessen oder wenigstens in den Hintergrund zu drängen. Fast unverzüglich nach Tom's Tod wurde der kleine Henry vom Scharlachfieber ergriffen, und blieb noch mehrere Monate, nachdem schon die Krankheit beseitigt war, so schwach und angegriffen, daß sie alle ihre Gedanken und Kräfte der Pflege des

geliebten Kindes widmete. Es wurde ihr sogar schwer, nur ein Paar Male die Arzeneien für Henry aus jenem Geschäfte zu holen, in welchem „John Smith“ verkaufte.

Sie bemerkte, daß er jedes Mal gesunder und heiterer aussah, und immermehr den Anblick von Herabgekommenheit verlor, der sie bei ihrem ersten Zusammentreffen so bewegt hatte. Wenngleich er noch nicht viel besser gekleidet war, so trat der Gentleman doch stets mehr hervor, der freilich selbst in seiner elendesten Zeit nicht einmal ganz zu unterdrücken war, und er theilte ihr mit, sein Herr behandle ihn als Gentleman, was ihm von Allem das Liebste zu sein schien.

„Mir bleibt auch etwas freie Zeit für mich zu verwenden. Um neun Uhr Abends wird der Laden geschlossen, und Morgens stehe ich um fünf auf. Himmel, was würde meine Tante Hilary dazu sagen! Und diese freie Stunden benutze ich gut; wenn ein Mensch Lust hat, auf redliche Weise etwas Geld zu erwerben, so giebt es manchen Weg dazu. Elisabeth, Sie interessirten sich ja stets für Literatur, werfen Sie einmal einen Blick in jene Blätter (er nannte zwei sehr populäre Zeitschriften) und wenn Sie außerordentlich kluge Abhandlungen über die Reform der Heilkunde und dergleichen gemeinnützigen Rathschläge finden, so steht hier der Verfasser vor Ihnen.“

Er schlug an seine Brust, mit dem fröhlichen Lachen aus früheren Zeiten, und noch lange tönte der Klang erheiternd in Elisabeth nach.

Bald darauf mußte sie mit dem kleinen Henry nach Brighton reisen, und hörte somit für längere Zeit nichts von „John Smith".

Die frische Seeluft und Elisabeth's unermüdliche Sorgsamkeit gaben dem kleinen Patienten bald die frühere Gesundheit zurück, und als sie ihn blühend und kräftig dem Vater wieder heimbrachte, kannte dessen Entzücken und Dankbarkeit gegen Elisabeth keine Grenzen, und er versuchte ihr seine Zufriedenheit durch wirklich großartige Geldgeschenke zu beweisen. —

Es war an einem trüben Februarabend, der Schnee fiel in dichten Flocken und der Wind heulte klagend, wodurch die Behaglichkeit und Wärme des schönen Speisezimmers in Herrn Askott's Haus noch mehr hervortrat. Elisabeth stand an der Thür und wartete bis die „fünf Minuten länger", welche jeden Abend als Gunst noch gewährt werden mußten, vorüber wären, und sie ihren Liebling dann noch etwas widerstrebend und doch zufrieden zu Bett brachte.

Ein Diener klopfte an die Thür mit der Meldung, daß ein Fremder den Herrn in Privatgeschäften zu sprechen wünsche.

„Er möge seinen Namen sagen."

„Er erwiderte mir schon, der Herr kenne diesen nicht."

„Laßt ihn eintreten. Wahrscheinlich wieder eine Bettelei."

Herrn Askott's Meinung wurde durch die noch immer armselige Erscheinung des jungen Mannes bestätigt, der

durch den großen Bart ihm vollkommen unkenntlich ward.

Elisabeth fühlte, es sei eigentlich ihre Pflicht, sich zu entfernen, und doch vermochte sie es nicht. Sie trat hinter die Thür, sich scheuend, an Askott Leaf vorüberzugehen, weil sie sich ängstigte, ihn vielleicht durch ein Nichterkennen ebenso, als durch das Gegentheil zu verletzen. Doch er bemerkte sie gar nicht; denn er schien in großer Erregung zu sein.

„Wahrscheinlich ein Hülfesuchender — junger Mann. Sie brauchen irgend eine Anstellung; glauben Sie, daß ich alle Schreiberposten in London zu besetzen habe, und nebenbei auf dem Golde sitze? Nein, nein, das geht nicht länger. Fremden gebe ich niemals etwas — dennoch will ich eine Ausnahme machen. Hier, Henry, mein Sohn, bringe dem Mann dies Geldstück.“

Der kleine Knabe, in seinem hübschen, rothen Sammetröckchen und mit seinem noch viel hübscheren Gesichtchen, trippelte geschäftig durch das Zimmer, das Geld in des armen Askott's Hand legend. Dieser nahm es, doch zu des kleinen Herrn größtem Erstaunen, und zum Entsetzen des Vaters, hob er das Kind empor und küßte es.

„Junger Mensch, was erlauben —“

„Ich sehe, Sie erkennen mich nicht wieder, Herr Askott und es ist dies nicht zu verwundern. Doch ich bin gekommen, Ihnen dies zurückzuzahlen“, er legte eine fünfzig Pfund Note auf den Tisch, „vor Allem aber will ich Ihnen danken, daß Sie mich nicht verfolgen ließen und —“

„Guter Gott!“ — dieser Ausruf war in letzter Zeit an Stelle des sonst so schlimmen Fluchens getreten. „Askott Leaf, sind Sie es wirklich? Ich glaubte Sie in Australien oder todt.“

„Nein, ich lebe, vielleicht möchte es besser sein, ich wäre todt — doch nein, es ist schon gut, daß es mir doch gelang, Ihnen wiederzuerstatten, um was ich Sie betrogen habe. Was Sie mir großmüthig so lange Jahre hindurch gaben, vermag ich noch nicht zurückzuzahlen, doch vielleicht wird mir auch dies noch möglich. Inzwischen nehmen Sie dies, es ist auf redliche Weise verdient. Ja“, den zweifelnden Blick bemerkend, „obgleich ich kaum einen ganzen Rock mein nenne, so kann ich doch versichern, es ist ehrlich erworben.“

Herr Askott erwiderte nichts. Er besah die Banknote aufmerksam von allen Seiten, legte sie zusammen und steckte sie in sein Taschenbuch; dann blickte er den jungen Mann noch einmal prüfend an, und sich räuspernd, sagte er:

„Frau Hand, bitte bringen Sie meinen Sohn oben!“

Eine Stunde später, als der kleine Henry schon lange fest schlief und Elisabeth in der einsamen Kinderstube bei ihrer Näharbeit saß, erfuhr sie durch einen der Diener, daß der „schäbig aussehende junge Mann“ noch im Speisezimmer bei Herrn Askott sei, der Thee und kalte Küche befohlen habe, und mit noch größerem Entsetzen erzählte der Bediente, daß der arme Mensch sogar mit seinem Herrn an einem Tische säße.

Elisabeth lächelte und schwieg. Jetzt wie immer waren ihr die Geheimnisse ihrer Herrschaft heilig.

Um zehn Uhr wurde sie nach dem Speisesaale entboten.

Dort stand Peter Askott, prahlerisch wie immer, doch mit einem freundlichen, fast humoristischen Ausdruck in seinem sonst so kalten Antlitz; er schaute mit herablassender Güte rings umher und rieb sich leise die Hände, als ob er ganz besonders zufrieden mit sich selbst sei. Der junge Askott Leaf, vor ihm stehend, sah glücklich und schön aus, trotz seines dürftigen Anzuges und schien sich ganz behaglich und wohlgemuth zu fühlen — eine Eigenthümlichkeit, welche selbst die harten Leidensjahre ihm nicht zu rauben vermochten.

Er reichte Elisabeth herzlich beide Hände dar.

„Ich wollte Sie fragen, ob Sie mir irgend einen Auftrag für Liverpool zu geben haben. Morgen reise ich in Geschäften für Herrn Askott dorthin; nachher werde ich wahrscheinlich meine Tanten aufsuchen.“ Er vermochte die Worte vor tiefer Gemüthsbewegung kaum zu sprechen, doch er bezwang diese und fügte hinzu:

„Natürlich werde ich ihnen Alles erzählen, was Sie für mich thaten, Elisabeth. Haben Sie irgend etwas Besonderes zu bestellen?“

„Nein, vermelden Sie nur meine ehrerbietigen Grüße, und der junge Herr Henry wäre wieder ganz wohl“, sagte Elisabeth, und ihren altmodigen Knix machend, entfernte sie sich so schnell als möglich.

Tief in der Nacht, als schon Alle im Hause in festem

Schlafe lagen, stand Elisabeth noch am Fenster im Kinderzimmer und blickte auf den Platz vor sich, auf dem die großen Bäume ihre blätterlosen Aeste in die mondlichte Nacht hineinstreckten. Gerade eine solche helle Nacht war es vor drei Jahren, als sie ihre Liebe, oder besser ihren Glauben an Tom begrub, und als der kleine Henry geboren wurde. All die Erlebnisse der letzten Jahre zogen an ihrer Erinnerung vorüber, von dem Tage an, da ihr geliebtes Fräulein Hilary ihr mit freundlicher Anrede den Hut aus den Händen nahm, und ihn hinter der großen Uhr in der Küche in Stowbury aufhing. Dann kamen die trüben Tage, als sie in den meublirten Zimmern in London wohnten, und dann die goldene Zeit, da sie mit Tom Abends um den Platz wandelte, die schöne, morgenfrische Zeit ihrer ersten einzigen Liebe.

„Armer Tom!“ seufzte Elisabeth, als sie daran dachte, wie strahlend glücklich Askott Leaf heute vor ihr gestanden hatte, und wie seine Tanten über das Wiederfinden selig und dankerfüllt sein würden. „Nun, mein Tom würde sich auch freuen, wenn er Alles wüßte!“

Aber so innigen Antheil Elisabeth an all dem Glück um sie her nahm, ihrem Herzen am nächsten stand doch das eine Grab in Kensal-Green, welches so friedlich und still unter der weißen Schneedecke lag; bei ihm weilten ihre Gedanken am meisten. —

Elisabeth lebt noch; und dies ist ein großer Segen für Alle, die ihr nahestehen, denn sie wüßten kaum, wie sie ohne sie fertig werden sollten. Wahrscheinlich wird sie ein hohes Alter erreichen; sie ist gesund und

kräftig, von sehr gleichmäßigem Temperament und in ihrer ruhigen Weise sogar heiter. Ohne Zweifel werden noch die künftigen Kinder ihres Lieblinges, des jungen Herrn Henry, auf ihrem Schooße spielen, und sie auch „Mammy Liesbeth“ nennen.

Doch niemals wird sie heirathen, ihre Liebe gehörte nur Tom.

Ende.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Craik, Dinah Maria Mulock,

Herrin und Dienerin Eine Erzählung aus dem häuslichen Leben von der Verfasserin von 'John Halifax'. Aus dem Englischen von Sophie Verena

Bd.: 2

Leipzig 1863